This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01809513 6b

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

Geſchichte

von

Württemberg.

Herausgegeben vom

Calwer Verlagsverein.

Fünfte vermehrte Auflage.

Mit 58 Holzſchnitten nebſt Porträt Sr. Majeſtät des Königs und einer hiſtoriſchen Karte.

Calw und Stuttgart, 1884.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Königlich und Kaiserlich
Paul Prinz von Württemberg

Geſchichte

von

Württemberg.

Herausgegeben vom

Calwer Verlagsverein.

Fünfte vermehrte Auflage.

Mit 58 Holzſchnitten nebſt Porträt Sr. Majeſtät des Königs und einer hiſtoriſchen Karte.

Calw und Stuttgart, 1884.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

DD
801
.W65
C17

Hofbuchdruckerei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

gr.
Prof. Lewis G. Vander Velde
10.6.42

Vorwort.

An der Aufhellung der Geschichte unseres engeren Vaterlandes wird gegenwärtig mit solchem Eifer und Erfolg gearbeitet, daß es scheinen mag, als müßte eine populäre Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse eine immer leichtere Aufgabe werden. Der Herausgeber dieser fünften Auflage des vom sel. Dr. C. G. Barth verfaßten Werkchens muß aber bekennen, daß ihm die jeweilige Verbesserung und Bereicherung desselben mit jeder Auflage schwieriger geworden ist. Den Musterwerken der beiden Stälin, Vater und Sohn, den bekannten Arbeiten bewährter Geschichtsschreiber und den Sammelwerken des statistisch-topographischen Büreaus, aus denen er natürlich frei geschöpft hat, fühlt er sich zu hohem Dank verpflichtet. Für viele Partieen der vaterländischen Geschichte aber fehlt noch eine zusammenfassende Darstellung, und die wertvollen Beiträge, welche dieselben von der und jener Seite her beleuchten, fließen zwar zahlreich, aber an so weit zerstreuten und versteckten Quellorten, daß die beschämende Erkenntnis, wie mancher Fund unbeachtet geblieben sei, mit jedem Jahre zunimmt. Der Herausgeber muß sich und seine Leser damit trösten, daß das Büchlein, gemäß seiner ursprünglichen

Anlage, weniger eine Geschichte Württembergs gibt, als Geschichten von Württemberg. Mögen diese auch in der neuen Fassung eine freundliche Aufnahme finden!

Von den früheren Illustrationen sind einige beibehalten; die neu hinzugekommenen sind größtenteils aus Sattlers Geschichtswerk entlehnt. Das schöne Titelbild ist nach einer Originalphotographie von C. Pfann gefertigt. Auch die Beigabe des historischen Kärtchens dürfte manchen Freunden vaterländischer Geschichte willkommen sein.

Calw, im April 1884.

Der Verlagsverein.

Aus dem Vorwort zur 4. Auflage.

Seit dem Erscheinen der 3. Auflage hat so manche Forschung die vaterländische Geschichte ergänzt und beleuchtet, daß es nötig schien, durchgreifende Änderungen auch mit diesem anspruchslosen Büchlein vorzunehmen. Namentlich mußte die älteste Geschichte um ein Gutes ausführlicher behandelt werden. Sodann hat der mächtige Umschwung der politischen Verhältnisse, welchen die letzten Jahre brachten, nicht bloß eine Fortführung der Erzählung bis auf unsere Tage verlangt, sondern auch die Anforderung gestellt, dem Zusammenhang der Landesgeschichte mit den Geschicken Gesamtdeutschlands mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als früher rätlich erschienen war. Mag dadurch die Darstellung etwas von ihrer Lokalfärbung eingebüßt haben, so wird doch in allen Punkten, welche das Herz unseres Stammes betreffen, der schwäbische Sinn und Grundton des Werkchens sich kaum verleugnen. Möge es beitragen, die Liebe zum kleinen wie zum großen Vaterlande zu mehren!

Inhalts-Übersicht.

		Seite
I.	Das Land	1
II.	Die ersten Bewohner	4
III.	Die Römerherrschaft (15 v. Chr.–360 n. Chr.)	12
IV.	Die Frankenherrschaft und das Christentum (496–753)	19
V.	Die Karolinger Zeit (753–917)	27
VI.	Herzoge von Alemannien (917–1080)	33
VII.	Schwaben unter den Hohenstaufen (1080–1250)	43
VIII.	Die Grafen von Wirtemberg	57
	1. Ulrich der Stifter (1241–65)	60
	2. Ulrich II. und Eberhard I. (1265–1325)	64
	3. Ulrich III. (1325–44)	73
	4. Eberhard II. der Greiner (1344–92)	76
	5. Ein Blick ins kirchliche Leben	86
	6. Eberhard III. (1392–1417)	90
	7. Eberhard IV. und seine Witwe (1417–26)	92
	8. Ludwig I und Ulrich V. (1426–56)	94
	9. Ulrich V. und Eberhard V. (1433–80)	105
	10. Beide Eberhard (1480–89)	108
	11. Eberhard V. Graf und Herzog (1489–96)	112
	12. Rückblick auf die Grafenzeit	118
IX.	Die Herzoge von Wirtemberg	134
	1. Eberhard II. (1496–98)	134
	2. Ulrichs Anfänge (1498–1515)	135

Seite

3. Ulrichs Irr- und Trübsale (1515–34) . . . 143
4. Anfänge der Reformation 157
5. Ulrichs glücklichere Zeit (1534—50) 163
6. Christoph (1550–68) 172
7. Ludwig (1568—93) 189
8. Friedrich I. (1593–1608) 194
9. Johann Friedrich (1608—28) 200
10. Zustand des Volkes 203
11. Der dreißigjährige Krieg 214
12. Eberhard III. (1628—74) 227
13. Wilhelm Ludwig (1674–77) 232
14. Eberhard Ludwig (1677—1733) 235
15. Karl Alexander (1733—37) 248
16. Karl Eugen (1737—78) 255
17. Karl Eugens letzte Zeit (1778–93) . . . 269
18. Ludwig Eugen (1793—95) 277
19. Friedrich Eugen (1795—97) 278

X. Die Könige von Württemberg. 281

1. Herzog, Kurfürst u. König Friedrich (1797—1816) 281
2. Wilhelm I. (1816—1864) 303
3. Karl I. (seit 1864) 325

I. Das Land.

Unser engeres Vaterland, ein Flächenraum von 354 Geviertmeilen (19504 qkm), welchen derzeit (Dez. 1880) 1971118 Menschen bewohnen, liegt in der Südwestecke Deutschlands, umschlossen von dem langgestreckten schmalen Baden und dem massiveren Bayern. Es ist im ganzen ein Hochland, indem es durchschnittlich 550 m über das Meer sich erhebt. Und zwar erreicht es seine größte Höhe im Schwarzwald, der seine Westgrenze bildet. Dessen höchster Gipfel freilich, der 1495 m hohe Feldberg, gehört mit dem ganzen steilen Westrande des Gebirges zu Baden. Doch hat Württemberg im Katzenkopf der Hornisgrinde einen Punkt, der 1151 m erreicht. Die tiefen engen Bergthäler dieser Westgrenze, teilweise durch heilkräftige Quellen berühmt, sind meist bis ins Grundgebirge (Gneis und Granit) eingeschnitten; die Höhen und Kuppen aber samt den übrigen Thälern bildet alle der ihm mächtig aufgelagerte Buntsandstein, ein alter Meeresboden. Die Hochfläche des Gebirges, ausgezeichnet durch düstere Hochseen, ist größtenteils mit ernsten Nadelwäldern bedeckt, welche den Hauptreichtum seiner Bewohner ausmachen; denn auf den Flüßlein, welche ihm entspringen, wird mancher Holländer ins Niederland geflößt. Durch den Hochwald werden die herrschenden Luftzüge vom Westmeere her aufgehalten und eingeladen, ihre befeuchtenden Schätze auszugießen und über das Binnenland hinzuführen. Dadurch wirkt der Schwarzwald wohlthätig aufs ganze Land.

An ihn lehnt sich, südöstlich von der Alb begrenzt, das Gau- und Hügelland des Neckar- und Taubergebiets, welches die fruchtbarsten Bezirke von Württemberg in sich schließt. Ist unser Schwarzwald etwa 80 km lang und 23 km breit, so erstreckt sich dieses Mittelland von Schwenningen nach Mergentheim über 190 km, von Maulbronn bis Ellwangen über 120 km. Die Gauplatte besteht aus Muschelkalk, welcher mächtige Salzlager umschließt, während die Hügelmasse (Schönbuch, Schurwald, Welzheimer Wald 2c.) nirgends über 750 m hoch, dem Keuper angehört, auf welchem der Lias liegt. Dies Mittelland durchströmt der Neckar auf seinem 281 km (bis zur Mündung in den Rhein 370 km) langen Lauf, genährt von vielen Flüßchen, die durch liebliche Thäler in ihn münden (von Westen Enz, von Osten Fils, Rems, Kocher, Jaxt 2c.). Da wird nun Getreide aller Art, Wein und Obst gebaut, da ist auch starke Viehzucht, zugleich die dichteste Bevölkerung, die mannigfachste Gewerbsthätigkeit und der regste Verkehr. In der Nordostecke des Landes bildet das Taubergebiet einen Teil des Mainthals.

Der schwäbische Jura, „die Alb," eine Fortsetzung des Schweizerjura, lagert sich als ein starker Gebirgswall zwischen das milde Niederschwaben und die oberschwäbische Hochfläche und nimmt fast 1/4 des Landes ein. Er beginnt wie der Schwarzwald bei Waldshut am Rhein, für Württemberg aber mit der Tuttlinger Höhe, und zieht sich als eine Hochebene, einigemal von Querthälern durchbrochen, in nordöstlicher Richtung quer durch das Land bis zum Ries hin, wo der fränkische Jura ihn fortsetzt. Gegen den Neckar fällt er steil ab, gegen die Donau aber herrscht die Sanftabdachung vor. Eine Reihe seltsamer Vorsprünge und isolierter Bergplatten und Kegel stehen wie Vorposten vor dem steilen Wall mit alten Burgen oder ihren Trümmern gekrönt, wie Hohenzollern, Teck, Hohenstaufen 2c. Den höchsten Teil der Alb bildet der Heuberg (wohl von den „Hauen" des Waldes) und da finden sich auch ihre höchsten Punkte: Lemberg bei Gosheim 1014 m und Ober-

hohenberg 1010 m. Das Gestein bildet besonders der Jurakalk, der in den Vorhügeln als brauner Jura mit reichlichem Thoneisenstein vorkommt, überlagert vom weißen Jura, welcher den steilen Nordabfall bildet. In letzterem finden sich über 70 Höhlen, worunter die Falkensteiner wohl die längste ist. Die Hochfläche stellt sich meist als öde kahle Weide dar; nirgends ein Bach, ja kaum eine Quelle. Denn da dieser Kalk stark zerklüftet ist und sich gerne aushöhlt, brechen wohl in den Thälern plötzlich starke Quellen und lustige Bäche hervor; oben aber hat man sich mit Zisternen, Hülen (Pfützen) oder künstlicher Bewässerung zu behelfen. Daher nährt dieser Boden jetzt nur eine dünne Bevölkerung, etwa 2000 Menschen auf der Q.-M., die von Ackerbau und Leineweberei leben, während früher die Menschen sich hier zuerst ansiedelten, da das Unterland durch Wald und Sumpf noch unzugänglich war. Die Donau hat von der Bregequelle bis Ulm einen 262 km langen Lauf, wovon die Hälfte auf württembergischem Boden.

Südlich von der Donau erstreckt sich die Hochebene Oberschwabens bis zum Bodensee. Dieses Stück der Alpenvorebene besteht aus dem Schuttland des Hochgebirgs, zuerst der nagelfluhartigen Grundmoräne, die im Norden, festgebacken, bis an die Alb reicht, dann im Süden der Schuttmoräne. Unten besteht ein mächtiges Lager von Molasse, über welches aber Rollsteine und Irrblöcke sich verbreitet haben. Diese ganze Fläche, 70 km lang und 50 km breit, war einmal nach früherem warmem Klima von einem Gletscher bedeckt, der aus dem Rheinthal über den Bodensee herüberdrang und beim Abschmelzen die von ihm mitgetragenen Alpensteine hinterließ. Damals hatte also der Oberrhein seinen Abfluß großenteils zur Donau. Jetzt ist das Bild, das dieses Schuttland gewährt, eine Fläche von Fruchtfeldern und Tannenwäldern, unterbrochen von Moor- und Riedland, vielen Weihern und Seen, auch niederem Gehügel. Darüber erheben sich nur wenige Einzelberge (die Waldburg 771 m, der Bussen 765 m

hoch). Die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau ist an manchen Orten fast unmerklich. Der Quellenreichtum begünstigt hier das Einzelwohnen. Der bedeutendste Fluß ist die Iller, ein Alpenkind, 169 km lang, nach dessen Aufnahme erst die Donau (bei Ulm) schiffbar wird. Schussen und Argen fließen in den Bodensee (Bodmansee von Schloß Bodman), dessen klares blaues Wasser der jugendliche Rhein immer frisch erhält, während am milden Ufer sogar der Wein wieder gedeiht. Württemberg hat (mit 4 andern Staaten) auch am schwäbischen Meer einen Anteil (22,4 km), und damit an der Dampfschiffahrt.

Im äußersten Südosten ragt noch ein Stück der allgäuer Alpen, die Adelegg mit dem Schwarzgrat 1118 m hoch, in unser Ländchen herein, als sein drittes Gebirge; während im äußersten Südwesten der vereinzelte Klingsteinkoloß des Hohentwiel (688 m) uns auch einen Anteil an den vulkanischen Felsbergen des Hegäu gibt.

Das ist der Boden, auf welchem sich die Geschicke der Menschen und Völker abwickelten, von denen wir nun erzählen. Jahrhunderte lang war er von Eismassen gedrückt, welche die Gesteine der Höhen zertrümmerten und ein urbares Land bereiteten. Sobald dieses vom Eis befreit ist, begegnet uns der Mensch, der seine Lanze mit Feuersteinscherben spitzt und dem Höhlenbär damit zu Leibe geht.

II. Die ersten Bewohner.

Von den frühesten Einwohnern Süddeutschlands wissen wir nur wenig mehr, als sich aus ihren Wohnungen, den Höhlen im Jura, erraten läßt. Sie kamen wohl donauaufwärts. Von Hohlefels und Hohlestein, von der Offnet (bei Utzmemmingen) 2c. zogen sie aus und jagten den Höhlenbär und zwei weitere Bärenarten, auch Höhlenlöwen, das wollhaarige Mammut, Nashorn, Hyäne, Auerochs und kleine Ochsen; sodann Pferd, Schwein, Wolf, Fuchs,

Eisfuchs, Wildkatzen, Fischotter, Hasen und etliche Vogelarten. Besonders ließen sie sich das Mark schmecken, denn die meisten Knochenreste sind zerklopft. Sie hatten Feuersteinwaffen und brannten rohe Töpfe; aus Renntiergeweihen machten sie Geräte.

Auch an der Schussenquelle hausten einmal Leute, welche schon das Renntier züchteten und davon lebten, zu einer Zeit, da noch riesige Gletscher die ganze Schweiz bedeckten und das Moos Oberschwabens in einem grönländischen Klima gewachsen sein muß. Sie verspeisten daneben Ochsen, Pferde, den Vielfraß, Wolf und Bär. Angeln, Nadeln und Pfriemen bereiteten sie aus Knochen und Horn. Man vermutet, daß sie dem früher weitverbreiteten Finnengeschlecht angehörten; wer kann es aber genau ermitteln? Befragt man auch einen bei Cannstatt unter Mammutknochen gefundenen Menschenschädel, so gibt er doch wenig Auskunft.

Weiter hat man in den Pfahlbauten, welche am Rand der Seen, z. B. des Federsees entdeckt wurden, viele Spuren von Ansiedlern aus milderen Jahrhunderten aufgefunden. Da waren Pfähle reihenweise in den Seeboden eingerammt und ein wohl 200 m langer Knüppelbau darauf errichtet. Aus Steinen (namentlich Nephrit), Knochen, Hirschgeweihen, Bär- und Eberzähnen bereiteten sie sich Waffen und allerlei Gerätschaften, mit denen sie der Jagd, aber auch der Viehzucht und dem Ackerbau oblagen, besonders von Weizen, Hirse, Gerste. Sie höhlten Bäume durch Feuer zu Nachen aus, strickten aus Flachs Netze und woben Kleider, drehten und brannten Thongefässe; zum Schmucke dienten erst Bein und Stein, später Karneol und Kristall, Bronze und Gold. Das weist auf Handelsverkehr mit dem Süden hin. Sie hatten auch schon einen Haushund und hegten als Haustiere das Torfschwein und die Torfkuh. Wahrscheinlich waren es auch noch die kleinen Finnen (d. h. Sumpfleute), welche diese Pfahlbauten herstellten und bewohnten. Sie wurden aber von einem stärkeren und besser bewaffneten Geschlecht verdrängt, von den Kelten,

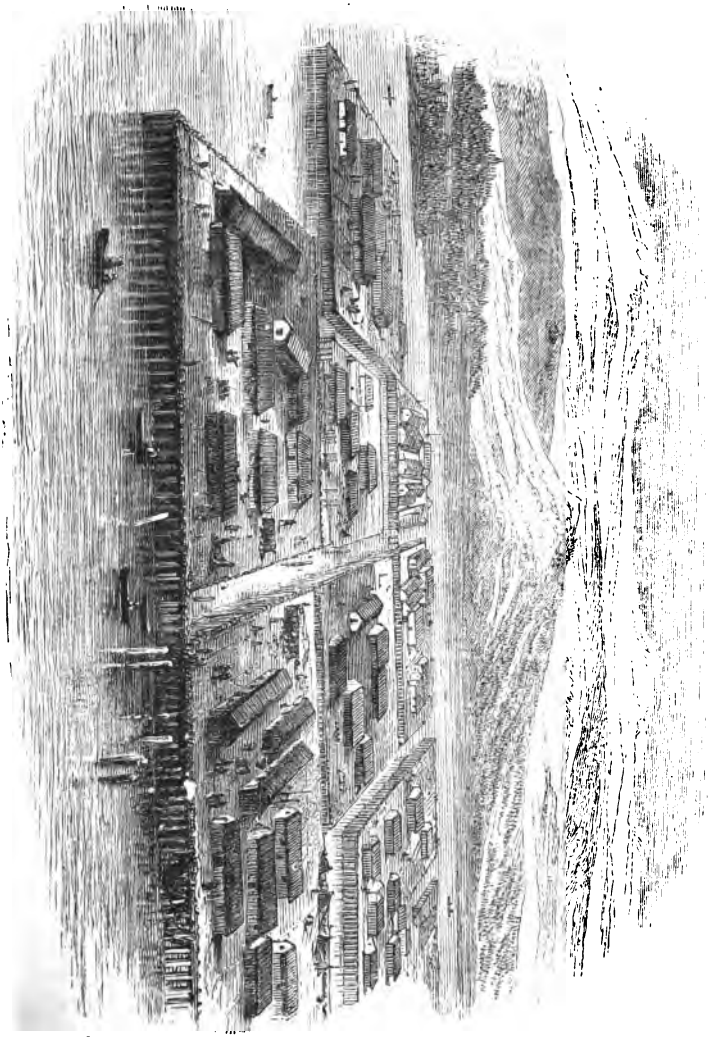


Fig. 1. Pfahlbauten (rekonstruiert).

und wichen diesen nordwärts aus. Immerhin werden auch die Kelten in wohlgelegenen Pfahlbauten sich festgesetzt haben, wie später noch Germanen gethan haben mögen.

Jahrhunderte lang wohnten nun Kelten, wie z. B. Helvetier und Vindeliker auf unserem Boden, und führten ihre Art des Lebens und Denkens ein. Von ihnen haben sich manche Namen bei uns erhalten, wie Donau, Rhein u. s. w., auch findet man noch ihre Münzen. Und dann drückten von Nordosten her gekommene deutsche oder germanische Stämme auf die Kelten, wahrscheinlich um Land für ihre vermehrte Zahl zu suchen. Man braucht nicht an eine einmalige Eroberung zu denken, sondern mehr an ein stetiges Weiterdringen, durch welches die Kelten den meisten Boden verloren und am Ende Knechte wurden. Das mag ein paar Jahrhunderte vor Christo geschehen sein; und dann drückten die Eindringlinge weiter, bis der Rhein erreicht und bald auch überschritten war.

Was auf ein entwickelteres Volksleben in der keltischen Zeit schließen läßt, das sind besonders die Ringwälle, deren man über 100 entdeckt hat, namentlich auf der Alb. Freistehende Berge, wie der Ipf, der Burgberg, wurden umgeformt zu ringsum laufenden Stufenterrassen; durch Feuer wurde auch das Kalkgestein zusammengebrannt, um Schlackenwälle herzustellen. Oder trennte man am Gebirgsrand Bergvorsprünge durch furchtbare Schluchten ab, baute aus Blöcken mörtellose Steinmauern und bereitete so Festungen zum Schutz eines ganzen Stamms und seines Eigentums. So die Heuneburgen von Friedingen und Hundersingen. In der Nähe (z. B. von Bussen und Asberg) stehen kolossale Grabhügel. Auf andern Höhen, wie Twiel, Lochen, opferte man den Göttern, besonders Rinder, Schafe und Ziegen, dann Schweine, Rosse, gelegentlich auch den Auerochs, Elch, Biber, Reh und Singschwan. Zum Feste vereinigten sich mehrere Stämme durch Gesandtschaften. Eingeführt wurde es durch öffentliche Opferung eines Mannes, dann briet und verzehrte man das Fleisch der Opfertiere. Goldene, auch silberne Hohl-

münzen, Regenbogenschüsselchen genannt, dienten als Geld. Das Volk hatte auch Hochäcker, viele Morgen groß, durch Wall und Graben gegen das Wild geschützt; ihnen nahe finden sich gleichfalls Grabhügel. Die Vorräte barg man in sogenannten Trichtergruben, von denen schon etliche 30 gefunden sind.

Versetzen wir uns in diese keltisch-germanische Zeit durch einen Einblick in damalige Fürstengräber. Der Fürst ist gestorben und wird auf einem vierrädrigen Wagen, der mit Eisenblech beschlagen ist, während die Radnaben mit Kupfer bekleidet sind, auf den höchsten Hügel der Gegend gebracht. Er sitzt, wie einst am Kampftage, mit goldverbrämter Mütze im Wagen, am Arm den Goldring, Dolch und Schwert zur Seite. Nun beginnen die Opfer. Die Fürstin gibt sich zuerst den Tod und sinkt auf den Holzstoß, den die Priester entzünden. Ihre Asche mit Wein besprengt wird in einer Cyste aus Bronzeblech gesammelt und zu den Füßen der Leiche gestellt. Dann fallen die Lieblingsrosse und werden verbrannt; gefangene Feinde werden mit Keulen zerschlagen und ihre Leichen mit zerbrochenen Gerätschaften und verbogenen Ringen nebst Bernsteinschmuck und Goldblechen in eine Grube abseits geworfen. Nun wird die Beerdigung vorgenommen. In der Mitte liegt der tote Fürst, zur rechten der reichgeschmückte Totenwagen. Nach den vier Himmelsgegenden werden lange Spieße gesteckt, um die richtigen Abstände zu gewinnen und festzuhalten. Wochenlang wird dann unter Schmausereien, wovon zerschlagene Gefäße und Tierknochen in Menge zeugen, der Leichenhügel aufgeschüttet. Er birgt attische Schalen aus lemnischer Erde, rot auf schwarz bemalt und außen mit aufgenietetem Goldblech besetzt, goldene Füllhörner, ein riesiges Mischgefäß aus Kupfer mit hölzerner Schapfe zu Trankopfern, ein zweihenkeliges etruriſches Bronzegefäß mit Löwen- und Pantherornamenten, eine einhenkelige Kanne, eine Vase voll Weihrauch, ein Fläschchen von farbigem Glas. Die Dienerinnen spendeten etwa noch hundert Thonkegel, Gewichte an ihren Webstühlen.

Im Jahr 58 vor Christi Geburt traf Cäsar zuerst mit den Deutschen zusammen und zwar mit einem Stamm derselben, der uns wichtig ist. Es war infolge von gallischen Händeln geschehen, daß ein Herzog Ariovist zu Hilfe herbeigerufen wurde, der nun allmählich mit 120 000 Kriegern sich mitten unter den Galliern festsetzte. Sein Heer aber bestand aus Sueben, Markomannen u. a. Deutschen; unbesiegbare Leute, wie das Gerücht sagte, die

seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen. Diese Sueben galten für das größte und kriegerischeste aller germanischen Völker; sie sollten 100 Gaue haben, aus denen alljährlich je 100 Jünglinge zum Krieg ausziehen, verköstigt von den Zurückbleibenden. Allgemein hieß es, andere Germanen

Fig. 2. Suebe, von einem römischen Reiter niedergeworfen (nach einem römischen Grabdenkmal im Museum zu Mainz).

brennen vor Begierde, ihnen über den Rhein nachzufolgen in das schönere Land. Nun Cäsar verleidete ihnen vorerst diese Lust; die stolzen sichern Deutschen wurden durch seine Kriegskunst bei Rougemont aufs Haupt geschlagen und über den Rhein zurückgejagt.

Diese Sueben (vielleicht „schweifende") wohnten früher

weit im Osten; Strabo (in Kaiser Augustus Zeit) läßt sie sich vom Rhein bis zur Elbe, ja jenseits derselben erstrecken, als das größte Volk der Germanen. Es scheint sicher, daß sie auch unser Württemberg einmal besetzten und der später (im 5ten Jahrhundert) auftauchende Name Swaben von ihnen herstammt. Es waren kräftige Leute von riesenhaftem Körperbau, mit gelblichem Haar, blauen Augen und erschrecklichem Blick, den selbst ihre wilden Nachbarn fürchteten; ihre Freude war der Krieg und in Friedenszeiten die Jagd. In der Schlacht bildeten sie einen keilförmigen Stoßhaufen, den Eberkopf, meist ohne eine Reserve zu behalten. Ihre Waffen waren ein schlechter Latten- oder Weidenschild, ein plumpes Schwert, ein Spieß oft ohne Metallklinge. Bei einem noch halbnomadischen Leben trieben sie neben der Viehzucht schon auch Ackerbau und pflanzten Gerste, Weizen, Roggen und Haber zu Brotfrucht und zu Bier. Vielweiberei kam vor. Sie hatten eine Menge Götter, unter welchen Wuotan der Schaffende, Donar und Ziu die vornehmsten waren, verehrten dieselben aber weniger in Tempeln als in Hainen, Wäldern und auf Berggipfeln. Einer ihrer Namen lautet Ziuwari, den Kriegsgott verehrende. Wälder, Bäume, Flüsse, Schluchten waren ihnen besonders heilig. Namen, die man ihnen gab, wie „blinder Schwab" deuten wohl auf eine alte Sage, wonach ihr Ahnherr von Welfen stammte (als seien sie 9 Tage nach der Geburt blind). Man kannte die Sueben am hochgeknüpften Haarschopf; in den Kampf zogen sie oft ganz nackt. (S. Fig. 2.)

Noch andere deutsche Stammnamen erscheinen in der Liste von Cäsars Feinden, wie die Nemeter, Tribokker, Wangionen, die im Elsaß und der Pfalz wohnten und sich den Römern unterwarfen. Sodann am Main hin wohnende Markomannen, was Grenz- oder Waldmänner bedeutet. Damals bildeten nämlich Wälder die Grenzen der Stämme und Gaue; jede Ansiedlung war von weitgestreckten Jagd- und Weidegründen umgeben. Wahrscheinlich infolge von inneren Kriegen begab sichs, daß

die meisten Markomannen um 10 v. Chr. nach Böhmen zogen und dort ein gewaltiges Reich errichteten, später

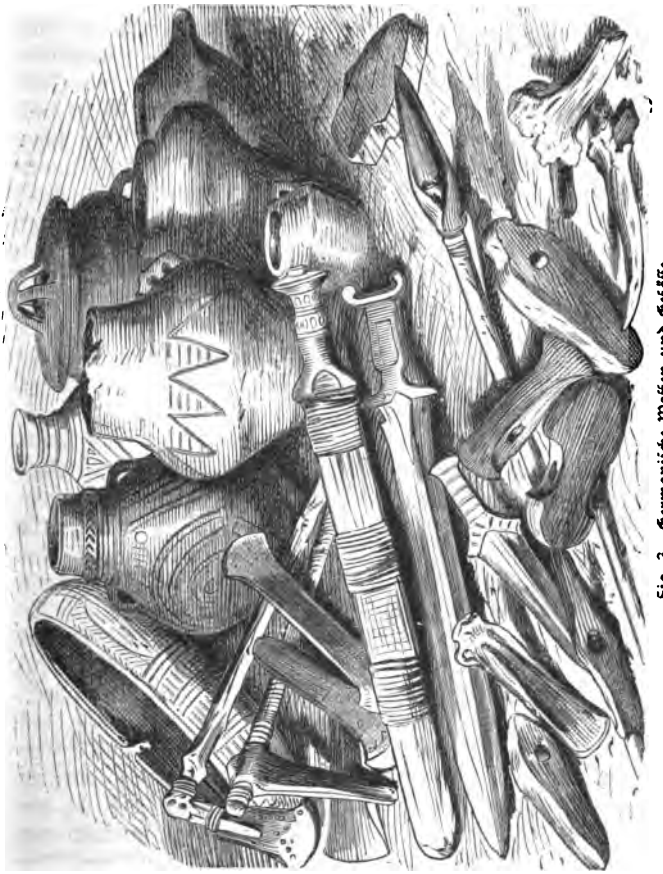


Fig. 3. Germanische Waffen und Gefäße.

aber Bayern einnahmen. Unser Land wurde ziemlich menschenleer. In das verödete Schwaben rückten im

Osten Hermunduren (Thüringer) ein, während von Westen her allerlei gallische Abenteurer daselbst eine Niederlassung suchten.

Von diesen verschiedenen Einwohnern rühren wohl die Totenbäume her, die noch je und je ausgegraben werden; man hat den Toten Schuhe, Nüsse und Obstkerne, auch symbolische Hände und eine Art Geige mit ins Grab gegeben; ein Zeichen, daß sie doch auch schon die Musik lieb hatten. Freilich ists bei allen solchen Funden schwer, die Zeit auch nur annähernd zu bestimmen. Das voranstehende Bild zeigt uns die Gefässe und Waffen aus unserer Stein- und Metallzeit.

III. Die Römerherrschaft.

15 v. Chr.—360 n. Chr.

Die Römer, welche damals das erste Volk der Welt waren und ihre Fangarme nach allen Ländern ausstreckten, griffen stark nach Deutschland herein, wo sie sich freilich im Anfang manchmal die Finger verbrannten, nach und nach aber doch einheimischer wurden, bis sie die ganze Ecke des Oberrheins von Bingen bis zur Donau bei Regensburg einnahmen. Die Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, fingen 15 v. Chr. diese Eroberung an, zunächst vom Bodensee aus, wo Rätier und Vindeliker unterworfen wurden. Durch Gründung von Kolonieen wie Augusta Vindelicorum (Augsburg) befestigte und erweiterte sich diese Eroberung bis zur Donau und darüber hinaus. So entstand das Zehntland, das bis an den Nordrand der Alb zu Rätien gehörte (woran noch der Name Ries erinnert), während das Unterland und der Schwarzwald zu Obergermanien geschlagen wurden. Die Bewohner, gezähmte Sueben und Markomannen, überrheinische Germanen, keltische Nachbarn und ausgediente rö-

mische Veteranen erhielten Land angewiesen, von dem sie den Zehnten des Getreides mit andern Abgaben dem Staate zahlten, daher man sie decumani, Zehntleute nannte. Thatendurstige Jünglinge oder flüchtige Recken von jenseits der Grenze traten in die Legionen ein und dienten um Sold selbst gegen ihre Brüder. Schon Augustus hatte eine deutsche Leibwache, in der die Schwaben vertreten waren; unter den späteren Kaisern wurden bei uns über 500 römische Niederlassungen angelegt, von denen sich manche Spuren erhalten haben: Steinbilder von Jupiter, Juno, Mars, Apollo, Diana, Merkur, ganze Altäre mit Inschriften, Säulen, Gefässe, Münzen u. drgl. Letztere kommen noch hie und da aus dem Boden, wenn der Landmann seinen Acker umpflügt; und schon manchmal wanderte eine Münze mit dem Bild eines römischen Kaisers in ein Opferbecken. Auch Gallier haben unter römischem Schutz ihren Göttern Taranis, Teutates und Hesus Altäre errichtet.

Zum Schutze gegen die Einfälle der freien Deutschen wurde nun hauptsächlich von den Kaisern Domitian und Trajan seit 84 ein Grenzwall (limes) aufgeführt, hinter welchem eine erhöhte gepflasterte Straße die Kastelle unter sich verband. Von Mainz aus hatte der Kaiser a. 84 die unruhigen Chatten bekriegt und dann gegen ihre Einfälle das römische Gebiet einzufriedigen angefangen.

Dieser Rhein-limes läuft vom Main bei Miltenberg über Osterburken zwischen Hopfengarten und Weigenthal ins Württembergische und führt östlich an Jagsthausen, Öhringen, Mainhardt und Welzheim vorbei, schnurgerade zum Haaghof. Dann bricht er in einem stumpfen Winkel ab und geht über Pfahlbronn nach Lorch. Es ist ein starker Erdwall wohl 4 m hoch, hinter 2 m tiefem und 6 m breitem Graben, besetzt mit zahlreichen Wachthäusern, die sich auf Kastelle und größere Garnisonsorte stützten. Weiter führte eine Hochstraße nach Aalen. — Der Rätische- oder Donau-limes war mehr eine dammartige, 1 m hohe mit reichlichem Mörtelverband aufgemauerte Heerstraße bis zur bayrischen Grenze bei Eck (Ellwangen) und weiter gegen Kehlheim an der Donau; jenseits saßen ja die friedlichen Hermunduren. — Hinter diesem „Pfahldamm“ (auch Teufelsmauer genannt) entfaltete sich nun ein reges Treiben, da das frühere Wanderleben festerer Ansiedlung gewichen war.

Versetzen wir uns in eines der Kastelle, die je 3 Stunden von einander entfernt, etwa 10 Minuten weit vom limes errichtet waren. Ein solches läßt sich noch bei Mainhardt erkennen, wo es als ein Rechteck hoch über dem schroff eingerissenen Breitachthal ragte. Es war von Wall und Graben zweifach umschlossen und hatte je einen Turm an den abgerundeten Ecken; 2 Türme standen um jedes der 4 Thore, auf ihnen ruhten die Wurfmaschinen, eingerichtet für 80 Pfund schwere Steinkugeln. Innerhalb lag das praetorium, die Wohnung des Kommandanten, dann Wohnräume für die Mannschaft (1000—1500 Köpfe) und Stallungen für die Pferde. Außerhalb standen Buden der Wirte und Krämer, außerhalb auch die Götteraltäre und Tempel, da im Lager nur für die Anbetung der Feldzeichen und des Kaisers gesorgt war. Gedient haben dort Soldaten der XXII. Legion und eine asturische Kohorte, die Unteroffiziere aus Dalmatien hatte. Die Umwohner aber fanden da Gelegenheit, das römische Leben sich anzuschauen und allerhand Kunstfertigkeiten, namentlich in Töpferei und Ziegelei, sich anzueignen.

Wenn überhaupt die 200jährige Römerherrschaft in der Sprache des Landes starke Eindrücke hinterlassen hat (Wein, Birne, Kirsche, Quitte, Frucht, Ampel, kämpfen, sicher ꝛc. sind lauter lateinische Wörter, ohne daß mans ihnen mehr anhört), so namentlich die Bauthätigkeit dieser fleißigen Kolonisten. Mauer, Kalk, Mörtel, Pfeiler, Pflaster, Ziegel, Turm, Fenster u. s. w. haben alles uns die Römer gebracht, die Sachen wie die Namen. — Eine Straße (strata) verband Windisch mit Regensburg; sie führte über Donaueschingen und Rottweil nach Islingen, Rottenburg, Böblingen, Cannstatt, Waiblingen ꝛc. bis Aalen und Bopfingen. Eine andere lief von Bregenz nach Augsburg, wo der procurator Rätiens saß. Die Donaustraße führte von Freiburg über Meßkirch und Mengen nach Günzburg. Von Straßburg liefen 2 Straßen durchs Land: eine über Pforzheim nach Leonberg, die andere über Rottweil und Zwiefalten nach Ulm. Ebenso 2 von Speier: über Lienzingen nach Cannstatt, und über Bönnigheim und Lauffen nach Mainhardt; eine dritte über Wimpfen nach Jagsthausen. Weitere werden noch immer aufgespürt.

Der nordwestliche Teil des Landes, der zu Obergermanien gehörte, war nach den Denkmälern zu verschie-

denen Zeiten von der VIII., XI. und XXII. Legion besetzt, außerdem von helvetischen, spanischen, schottischen, gallischen Hilfsscharen.

Als ein Hauptort des Zehntlandes gilt die civitas Sumelocennae, heute Sülchen bei Rottenburg; sonst waren bedeutende Punkte am Neckar hin: Rottweil (Brigobanne), wo man prächtige Mosaikböden aufgedeckt hat, Metzingen, Köngen, Cannstatt (Clarenna), Zazenhausen, Marbach, Benningen, Böckingen. Im Westen: Böblingen (Grinario), Nagold, Jslingen(Arae Flaviae). Weiter nach Osten: Aalen (Aquileja), Heidenheim, Bopfingen (Opie), Öhringen (Vicus Aurelius), vielleicht Wain (Viana), Jsny (Vemania) u. s. w. Da findet man noch Einrichtungen zum Heizen mittelst Dampf, Badanstalten, Wasserleitungen. Ein Leichenfeld bei Cannstatt enthielt verkohlte Tierknochen, Aschenkrüge, Münzen und allerlei Geschirr. Hauptsächlich aber werden Altäre, Götterbilder, Grabsteine und andere Reste frommer Stiftungen gefunden. In etlichen Kirchen, wie zu Rißtissen, Ellwangen, Heidenheim, Jagsthausen, Meimsheim, Pliezhausen, Belsen, Gräfenhausen haben spätere Geschlechter die gefundenen Votivsteine, Reliefbilder, Kaiserinschriften, Altäre, Denk- und Grabsteine mit Vorliebe eingemauert.

Einzelne Christen wird es bald auch in Schwaben gegeben haben, doch lassen sich keine sichern Spuren von solchen nachweisen. Nur sagt Arnobius um 300, daß auch unter den Alamannen sich Christen finden.

Von großen Thaten, die in dieser Zeit geschehen, läßt sich nichts berichten. Der Grenzkrieg wird selten ganz geruht haben; da haben dann die Römer in deutschen Dörfern übel gehaust (s. Fig. 4). Nachdem aber das römische Reich 1000 Jahre gedauert, schien es sich auflösen zu wollen; die Soldaten gehorchten, oder gaben die Krone, welchem sie wollten. Wiederholt wurde da der Grenzwall von den Chatten und Markomannen (162) überstiegen. Besonders aber drückten jetzt die Alamannen auf die Hermunduren und gegen den Grenzwall. Caracalla (213) und Maximin

(237) drängten ſie zurück; aber ſie kamen immer wieder.

Fig. 4. Zerſtörung eines germaniſchen Dorfes durch die Römer (Relief von der Colonna Antonina zu Rom).

Sie ſetzten auch über den Rhein und verheerten Gallien (ſchon 250), drangen ſogar bis Mailand vor. Ihre Streif-

züge, wenn auch zurückgeschlagen, kehrten fast alljährlich wieder. Das Schlimmste war, daß im römischen Reich ein solcher Mangel an Kriegern herrschte, daß man sich immer mehr damit helfen mußte, besiegte Deutsche einfach ins Heer aufzunehmen. Da thaten sie denn eine Weile gut, aber je nachdem die Umstände wechselten, konnten sie auch ihre Waffen wider den und jenen Kaiser kehren und den einbrechenden Horden freier Deutschen die Hand zu gemeinschaftlichen Raubzügen reichen. Sie fingen etwa ihren Dienst als einfache Hilfssoldaten an, schwangen sich aber gelegentlich zu hohen Ehren auf.

Fig. 5. Germanischer Hilfssoldat (von der Trajanssäule in Rom).

Zuletzt hat der Kaiser Probus (277) die Alamannen über den Neckar und die Alb zurückgeschlagen, auch den großen Grenzwall durch seine Heere verstärkt und erweitert, sich aber eben damit die arbeitsscheuen Soldaten entfremdet. Sie haben ihn dann im untern Donaulande ermordet. Er hat für jeden Germanenkopf, den man ihm brachte, ein Goldstück gezahlt. Das meiste erreichte er aber durch Verträge. Neun Gaukönige der Alamannen warfen sich ihm zu Füßen und baten um Frieden. Dieser wurde ihnen unter der Bedingung gewährt, daß sie 16 000 Jünglinge für den römischen Kriegsdienst abgaben, die er dann durchs Reich verteilte, und weiterhin sich zu Lieferungen von Kühen und Schafen, wie von Getreide verstanden. So sickerten nun immer mehr Alamannen durch den Grenzwall herüber, bebauten das Land mit dem Pflug und stellten bereits auch Dörfer aus Stein her nach römischem

Muster, statt der bisherigen Holzhütten. Ums Jahr 300 heißt daher das Zehntland schon Alamannia oder Barbaria. Rhein und Donau bildeten fortan die Grenze, die doch oft überschritten wurde.

Unter den inneren Wirren des Römerreichs kam es aber so weit, daß ein Kaiser Konstantius durch große Geschenke und Zusage alles eroberten Landes die Alamannen über den Rhein lockte (353), um seinen Gegenkaiser, einen Germanensohn, zu verderben. So legte denn der Alamannenfürst Chnodomar die blühenden Städte Straßburg, Mainz ꝛc. in Asche, nachdem er sie ausgeplündert. Cäsar Julian erhielt später den Auftrag, die Feinde zu züchtigen. Der riesige Chnodomar mit seinem Neffen Agenarich und fünf andern Fürsten hatte 35 000 Deutsche bei Straßburg gelagert. Julian führte (Aug. 357) 12 000 Römer gegen sie und erfocht einen glänzenden Sieg durch den Vorteil, welchen feste Schilde und die batavische Reiterei seinem Heere sicherten. 6000 Alamannen sollen gefallen sein, viele andere ertranken im Rhein. Julian drang über diesen vor und trieb die Feinde unter Mord und Brand bis nach „Palas“ (dem Pfahlgraben bei Hall, wo damals das Burgundergebiet anfing), da denn die alamannischen Fürsten um Frieden bitten mußten. Makrian und sein Bruder Hariobaud erhielten ihn alsbald; die Herren der südlicheren Lande Urius, Ursicin und Westralp erst nach längerem Flehen. Einen hoch begabten Alamannenfürsten, Wadomar, nahm Julian in sein Heer auf; der Alamanne wurde Feldherr und besiegte später den Perserkönig.

Aber das durchzogene Land konnte Julian nicht mehr behaupten. Seine Nachfolger reizten durch Vertragsbruch die Alamannen zu neuen Einfällen, bis an die Marne, und wie viele von diesen auch in Schlachten oder durch Verrat fielen, alle Menschenverluste wurden rasch wieder ausgefüllt.

Kaiser Valentin zog 368 gegen die raublustige Schar eines Fürsten Rando, welcher Mainz am Osterfest überfallen und geplündert hatte; er drang in ihr Land ein bis Sülchen oder Sulz (Solicinium), legte neue Bur-

gen und Schanzen an, auch Warttürme am Rhein, veränderte den Unterlauf des Neckar, nahm zu Verrat und Mord seine Zuflucht; er wußte die Burgunden (damals am Main) gegen die Alamannen aufzuregen; aber alles nützte nichts. Die unbändige Nation erhielt nach jeder Niederlage die verlorene Kraft bald wieder, während die Römer allmählich ausstarben. Diese mußten über den Rhein zurück, zufrieden, wenn sie ihn gegen den steigenden Andrang der Barbaren verteidigen konnten. Das Kastell bei Isny hielten sie noch im J. 373. Um 400 wurde auch das Land südlich von der Donau alamannisch; am Ende scheinen die Deutschen die hohen Römerbauten mit einer wahren Freude niedergerissen zu haben. Die Völkerströmung war nicht mehr zu stemmen und das Römerreich erlag ihr. In Schwaben aber mögen wohl einzelne von den Römern eingeführte Fertigkeiten fortbestanden haben, wie sich das von der Töpferei (in Waiblingen, Heidenheim 2c.) nachweisen läßt; im ganzen war doch das schön kultivierte Land greulich verwüstet.

IV. Die Frankenherrschaft und das Christentum.

496—753.

Alaman ist ein Mannesname und kann einen ganzen Mann bedeuten. „Tüchtige Männer" oder „zusammengekommene" nannten sich also die verbündeten Stämme, welche zuerst 213 am Main unter diesem Namen auftraten, allmählich die Römer verjagten und bald nach Gallien und Italien eindrangen. Andere leiten ala von alah „Tempel" her und finden in den Alahmannen die bedeutendste suebische Völkerschaft, die Semnonen, welche das Nationalheiligtum des ganzen Stammes, den Götterhain zu wahren hatten. Die Sueben kannte man am Zurückstreichen des Haars und Unterbinden desselben mit einem Knoten, so daß es in die Höhe wallte. Im Wesentlichen sind die Alamannen

gewiß mit den Sueben eins, wenn man auch in der dunkeln Zeit, da mit der römischen Kultur gründlich aufgeräumt wurde, mancherlei neue Ab- und Zuzüge auf dem Boden Württembergs wird annehmen müssen. So saßen um 270 an der oberen Donau die Juthungen, die sich vom Kaiser Tribut zahlen ließen und für treffliche Reiter galten. Wie dem sei, jedenfalls vermischten sich diese Zuzüge dermaßen mit den ansäßigen Bewohnern, daß bald Swaben und Alamannen für gleichbedeutende Namen galten. Für unsere westlichen Nachbarn wurde dann Alamannien (Allemagne) der Name von Gesamtdeutschland.

In diese Zeit der Völkerzüge, wenn nicht in die nächstfolgende, fällt auch eine spärliche Einwanderung von Slaven ins östliche Württemberg. Winiden oder Wenden kamen vom obern Main her, seis als Kriegsgefangene oder Kolonisten, und siedelten sich in Dörfern an, wie Windischenhof, Winden, Winnenden.

Ruhiges Leben wars noch nicht, was die Alamannen damals suchten; sie hätten gern schönere Länder erobert und drängten zuerst die Burgunden nach Süden. Sie nahmen auch das Elsaß in Besitz, das sie Alisazzo, Fremdensitz nannten. Dann aber stießen sie auf ein anderes deutsches Volk, dem das Erobern bereits gelungen war, auf die Franken oder Freien. Am untern Rhein ansäßige Stämme wie die Sugambern, Ubier, Salier, Bataver ꝛc. hatten unter diesem gemeinsamen Namen sich Belgien und das nördliche Gallien unterworfen, das nun Frankreich wurde, und ihr König Chlodwig (Hludwig) breitete seine Herrschaft immer weiter aus. Der stammverwandte Fürst von Köln rief ihn zu Hilfe, als die Alamannen ihn bedrängten, und im J. 496 kam es bei Zülpich oder näher am Oberrhein zur Entscheidungsschlacht. Chlodwig geriet in schweres Gedräng und gelobte endlich dem Gott der Christen, den seine burgundische Gemahlin ihm angerühmt hatte, zu dienen, wenn er ihm zum Sieg verhelfe. Der Alamannenkönig fiel, worauf sein Volk um Schonung flehte. Chlodwig, der sich nun mit 300 seiner Franken taufen ließ, verfolgte seinen Sieg und unterwarf ganz Alamannien seiner Herrschaft.

Die nördlichen Gaue erhielten nun auch Ansiedler aus Chlodwigs Reich, wahrscheinlich zumeist Hessen; bis gegen Hirsau, Leonberg, Laufen, Murrhardt hin wurde das eroberte Land **Franken** genannt. Hat sich auch die Grenze etwas verwischt, so ist doch bis heute der Unterschied von Schwaben und Franken ein merklicher geblieben.

Das rätische Gebiet (wozu vielleicht noch eine Ecke von Württemberg gehörte) stellte sich vor der Hand unter den Schutz der Ostgothen, deren König Theoderich (Dietrich) damals Italien eingenommen hatte. Doch als es mit diesem italischen Reich zu Ende ging, kamen auch die übrigen Alamannen 536 unter fränkische Botmäßigkeit. Da gab es für kriegslustige Alamannen noch einmal Gelegenheit, sich vereint mit Franken zu der Stärke von 75 000 Mann an einem Raubzug nach Italien zu beteiligen; unter der Anführung von zwei herzoglichen Brüdern Buotilin und Leuthari drangen sie 552 verheerend bis ins untere Italien, wurden aber dort von Seuchen und von dem klugen Griechen Narses so aufgerieben, daß nur fünf Alamannen ihr Vaterland wieder gesehen haben sollen. Damit hatten die Kriege vorerst ein Ende.

Die Ansiedlung, ob nun auf Einzelhöfen oder in Dörfern, erfolgte in der Weise, daß die Geschlechter oder Sippen neben einander wohnten. Wo z. B. Andolfs Angehörige sich niederließen, entstand ein Andolfingen („Nachkommen des Andolf"). Viele Ortsnamen rühren von früher bestandenen Villas (=weil in Rotweil, -weiler) her; andere enden in Burg, Dorf, Garten, Haus, Heim, Hof, Statt, Zell, Zimmern oder knüpfen sich an Wasser, Wald, Bäume und Tiere. Um die Sondereigen her zog sich die Allmände, die dann vom Wald umschlossen wurde. Wie die Geschlechter sich mehrten, wurde natürlich im Wald gerodet oder ein Sumpf (Ried) ausgetrocknet. Doch währte es noch lange, bis die Freien alle tüchtige Bauern wurden; zunächst war doch Jagd und Viehzucht die vornehmste Nahrungsquelle. Aus den Geschlechtsverbindungen gingen dann Wirtschaftsgemeinden, Gauverbände, Markgenossenschaften hervor. Die Edeln erhielten wohl bei der Verteilung des Bodens schon größere Stücke. In den Volksversammlungen hatten sie den Vorsitz; an sie hängte sich auch eine oft zahlreiche Gefolgschaft. Könige gab es anfänglich viele, möglicherweise in jedem Gau einen; später (496) ist nur von einem die Rede. Ein Herzog konnte vom Heer gewählt werden für den

Feldzug (357 wählten die Alamannen von 7 Königen zwei zu Herzogen). Langsam entwöhnte sich das Volk der tief eingewurzelten Neigung, lieber mit Blut als mit Schweiß die Nahrung zu verdienen. An die fränkische Regierung hatte man jährlich die Osterstufe zu entrichten, teils in Honig und Gewändern, teils in Lämmern, Hühnern, Eiern und Geld.

Nun erst begann die Friedensarbeit des Christentums im größeren Maßstab. Da schon früher die Burgunden, ihre Nachbarn, und dann die Franken, ihre Oberherren, Christen geworden waren, so können auch die Alamannen von den Einflüssen des Christentums nicht unberührt geblieben sein. Der Geschichtsschreiber Agathias spricht es (um 560) aus, daß ihre Verbindung mit den Franken bereits die Verständigeren unter ihnen anziehe und wohl in kurzer Zeit alle gewinnen werde. Die fränkische Geistlichkeit zwar eignete sich wenig für diese Aufgabe. Dafür aber kamen irische Mönche, welche biblischer lehrten und lebten, nach Alamannien. Zuerst hören wir um 507 von einem Fridolin am Oberrhein, freilich in unbeglaubigter Sage. Dort traf später der berühmte Columba, der 595 sich in den Vogesen als Missionar niedergelassen hatte, einen christlichen Priester Willimar (in Arbona), welcher ihn und seine Schüler mit dem Gruß empfing: Gesegnet sei, wer da kommt im Namen des Herrn! Er bewirtet sie und sie ziehen zum Dank ihre Bibel heraus, lesen ihm und allen Herbeikommenden Gottesworte, und reden darüber, bis er in Thränen ausbricht. Dieser Columba schrieb scharfe Briefe selbst an den Papst, in welchen er betont, daß sie alle (die Iren) nichts außer dem Evangelium und der apostolischen Lehre annehmen. Columbas Schüler Gallus hat dann 614 das Kloster St. Gallen gegründet, in welchem frühe an der Bibelübertragung gearbeitet wurde. Hören wir, wie sich ein Bibelwort im alamannischen (um 700) ausnimmt: Matth. 20, 16 So werdant dea aftrun eristun enti dea eristun aftrun. Manage sintun gawisso galadote, fohe awar arwelite.

Die Ausbreitung des Christentums schloß sich an die Bistümer und Klöster an. In Württemberg selbst war

kein Bistum; aber rings herum lagen die alamannischen Bischofssitze von Augsburg, Konstanz, und die fränkischen Speier, Worms und Würzburg, welche ihre Sprengel über Teile des heutigen Württembergs erstreckten. Zwei Drittteile des jetzigen Königreichs gehörten zu dem Bistum Konstanz, dessen Gründung nach 580 fällt, wenn es nicht eine Fortsetzung des alten Bistums Windisch ist. Auch Klöster sind vor 700 bei uns nicht nachzuweisen, obgleich eine unbegründete Sage die Stiftung Hirsaus in das Jahr 645 setzt. Selbst von den aus Irland herübergekommenen Glaubensboten hat sich keiner nachweisbar bei uns niedergelassen, obwohl ihre Wirksamkeit sich auf unsere Gegend erstreckt haben muß (in Franken: Kilian [† um 700], Emmeran 2c.). Wer in ein irisches Kloster trat, widmete sich damit dem Dienst des Gottesreiches; vom Abt geschickt, wanderte der Mönch durch Städte und Dörfer, Gottesdienste zu halten und der Seelsorge zu pflegen. So haben ungenannte Männer bei unsern Vorfahren gearbeitet, und nicht vergeblich. Schon 613 ist ein Herzog oder Graf Kunzo, der seinen Sitz in Überlingen hatte, ein Christ; um 700 schenkt Herzog Gotefrid dem Kloster St. Gallen Güter bei Cannstatt; und in dem alamannischen Gesetzbuch, dessen Abfassung um 620 oder 660 fällt, steht das Christentum auf einmal als allgemeine Volksreligion da, ohne daß die Geschichte meldete, wie es dazu gekommen. Doch mußte der heil. Pirmin in Reichenau († 754) die alamannischen Christen ermahnen: „Betet keine Götzen an, weder an Felsen noch an Bäumen, weder an abgelegenen Orten noch an Quellen; auch nicht auf Kreuzwegen bringet eure Anbetung und eure Gelübde dar."

Nachdem die mühsame Säearbeit gethan war, kam eine andere Zeit, die des Angelsachsen Winfrid oder Bonifatius, welcher die freiere Wirksamkeit der irischen Missionare hemmte und die bisher gewonnenen Kirchen fester organisierte, zugleich auch ins römische Joch spannte. Er hat freilich Württemberg nicht betreten, aber als Erzbischof von Mainz 746—55 hat er auch über unser Land, na-

mentlich den fränkischen Teil, gewaltet. Waren bisher die Klöster Missionsstationen gewesen, von denen auch die Ehe nicht ausgeschlossen war, so wurden sie nun unter die Regel der Benediktiner gebracht; und das ganze Kirchenwesen kam unter die Leitung der Bischöfe und Erzbischöfe, mit dem Papst an der Spitze.

Sehen wir uns im alamannischen Gesetz (Swâbe ê), etwas um. Wir finden hier wie bei andern deutschen Völkern die Standesklassen der Adeligen, Freien und Knechte. Die Knechte waren es wohl hauptsächlich durch Kriegsgefangenschaft oder Zahlungsunfähigkeit geworden. Sogar auf eine mehrmalige Entheiligung des Sonntags war die Knechtschaft als Strafe gesetzt. Ein Unfreier konnte kein eigenes Feld besitzen; er bearbeitete das Gut seines Herrn oder mußte demselben, wo ihm ein Feld zur Bewirtschaftung überlassen war, einen Teil des Ertrages ablassen und die halbe Woche fronen. Hörige (Liten) standen ein wenig höher als die Knechte. Nur die vollbürtigen Freien erschienen in der Volksversammlung. Wurde ein Mann aus dem Knechtstand getötet, so zahlte man bloß an seinen Herrn 12 Schilling Buße (39—60 Mark), während für Tötung eines Edeln 240 Sch., eines Mittelfreien 200, eines Gemeinfreien 160, eines Freigelassenen 80 Sch. bezahlt werden mußten. (Um 12 Sch. konnte man damals einen Hengst bekommen, um $3^1/_2$ eine Kuh.) Der Mord eines Bischofs wurde eben so schwer bestraft wie der eines Herzogs (eine fast unerschwingliche Summe oder Tod). Für alle Körperverletzungen wurden genau bestimmte Bußen auferlegt. Ein Unrecht, das einer Frau zugefügt wurde, mußte doppelt so schwer gebüßt werden als das an einem Mann begangene. Und Diebstahl wurde strenger bestraft als der für männlicher geltende Raub. Die „Munt“ (eigentlich Hand, Vormundschaft) über seine Geliebte mußte der Bräutigam dem Vater abkaufen; mit einer Buße von 40 Schilling konnte der Mann sich scheiden. Bei Vererbung von Grundstücken gingen die Söhne den Töchtern vor. Das Gesetzbuch befiehlt Schonung gegen arme Leute,

„damit diese kein Unrecht leiden und dem Herzog und Volk des Landes nicht fluchen."

Es scheint ein Herzogsgeschlecht aufgekommen zu sein, dem hauptsächlich die Bertholdsbar und der Schwarzwald angehörte. Dessen Unterthänigkeit gegen die fränkischen Herrscher war aber keine zuverlässige. Denn die letzteren, meist in Metz residierend, welches damals die Hauptstadt von Austrasien (Ostfranken) war, wußten sich wenig Achtung zu verschaffen, so wild, zügellos und kindisch war ihr Leben. Um 630 wird ein alamannischer Herzog Chrodebert genannt, der glücklich gegen die Wenden kriegte; 642 ein Leuthari, der auf den Wink eines Großen des jungen Königs Erzieher Otto befehdete und erschlug. Die merowingischen Könige, wie man Chlodwigs Nachkommen nennt, ließen in der Hauptsache die Herzoge nach Belieben schalten, wenn nicht je und je ein Kriegszug gegen Wenden, Thüringer oder Awaren ihre Heerfolge in Anspruch nahm. Doch blieb der schwäbische Herzog an Herrschergewalt und Reichtum stets hinter seinem Nachbar, dem bayrischen, zurück.

Seine Unabhängigkeit wurde beschränkt, als der Hausmeister der Dynastie, Pippin von Heristal, erst in Austrasien, dann aber im gesamten Frankenreiche 687 die Gewalt in die Hand bekam. Er und seine Söhne, die Karolinger genannt, zogen die Zügel straffer an. Aber die Alamannen wehrten sich hartnäckig. Kaum ist ein Sieg über sie berichtet, so stehen sie schon wieder in offenem Aufstand da. So machte sich Herzog Gotefrid († 708) seinen Herrn furchtbar, und gegen seinen Nachfolger Willehari zog Pippin 709—710, wie es scheint ohne bleibenden Erfolg, selbst zu Felde. Dann nahm Herzog Lantfrid (Gotefrids Sohn) um 725 mit seinen Großen und dem Volk eine Gesetzesdurchsicht vor, wie unabhängig vom Frankenreich, und forderte damit den Frankenfürsten Karl Martell (714—41 Nachfolger Pippins) in die Schranken. Dieser bekriegte 730 den Lantfrid, der doch eines natürlichen Todes starb. Karl hatte alle Hände voll zu thun, wie denn ihm das gesamte Abendland zu

danken hat, daß die Sarazenen aus Spanien durch seine gewaltige Faust 732 zurückgeschmettert wurden. Zu diesem Sieg haben aber wohl keine Schwaben mitgeholfen. Gerade die Heerfolge in weite Fernen war es, was ihnen am wenigsten mundete. Lantfrids Bruder Theutbald gelobte wohl Treue, fiel aber wieder ab, da mußten die Hausmeier Karlmann und Pippin 742 bis an die Donau ziehen, das Land durch Verwüstungen wieder zu unterwerfen. Darnach half Theutbald 743 den empörten Bayern und wurde mit ihnen am Lech geschlagen. Er wagte einen Zug ins Elsaß, woraus Karlmann 746 ihn verjagte und die abtrünnigen Alamannen auf die Gerichtstätte (Mahalstat hieß man sie) bei Cannstatt beschied. Da ließ er sie plötzlich von Franken umzingeln und gefangen wegführen, wobei Tausende fielen. Übrigens machte ihm die Grausamkeit, womit die Alamannen gestraft wurden, so zu schaffen, daß er abdankte und ins Kloster ging, seinem Bruder Pippin die Herrschaftsorgen überlassend. Dieser nahm 748 den letzten Herzogssprößling Lantfrid gefangen. Das alamannische Herzogtum hatte schon vorher aufgehört. Das Land wurde durch Statthalter, auch Pfalzgrafen oder Kammerboten in der Pfalz zu Bodman verwaltet, die später ihr Amt sogar erblich machten; unter ihnen richteten die Grafen in den Gauen und Baren, während die Huntare (Gemeinden von etwa 100 Männern) unter Centvorstehern, auch Schultheißen standen. Übrigens blieb das alamannische Gesetz und Herkommen in Kraft.

Die wichtigsten Gaue seien hier übersichtlich zusammengestellt. Berchtoldsbar hieß ein großer Bezirk um die Quellen der Donau und des Neckars, von dem sich aber die Perihtilinbar (Spaichingen, Balingen 2c.) ablöste, die man später die Scherra nannte (nach den Felszacken des Donauthals). In der Albuinsbar (Münsingen, Riedlingen) verwalteten die Nachkommen des Herzogshauses das Grafenamt. Unter den schwäbischen Gauen sind zu nennen das Albgau (Heidenheim), Argengau (Teitnang), Brenzgau, Filsgau, Hegau, Nagoldgau, Neckargau (mit Nürtingen, Kirchheim; Remsthal und Filder wurden davon abgelöst), Pfullichgau (Pfullingen), Pleonungethal (Geislingen), Riesgau (Ellwangen), Schussengau (Ravensburg), Sülichgau (Tübingen

und Rottenburg) 2c. Davon gehörten nur die östlichsten, Alb-, Brenz-, Riesgau 2c. zum Augsburger Sprengel, die andern zum Konstanzer. Von den fränkischen Gauen standen unter Würzburg: der Jagst- (Künzelsau), Kocher- (Hall), Mulach- (Crailsheim), Neckar- (Heilbronn), Taubergau. Unter Worms: der Gardach- und Zabergau. Unter Speier: der Enzgau (Vaihingen), Glemsgau (Gröningen), Kraichgau (Maulbronn), Murrgau (Marbach), Würmgau (Weil). Auch einzelne Huntare erhoben sich zu Grafschaften, z. B. die Glehuntare (Böblingen), Schwarzenhuntare (Ehingen).

Pippin traf nun mit dem Papste die Vereinbarung, daß er zu der Macht auch den Königstitel erhalte, wogegen er dem Papste beistehen und die Leitung der Kirche überlassen würde; im J. 752 wurde er zum König gesalbt, womit eine neue Zeit begann.

V. Die Karolinger Zeit.

752—917.

Von Alemannien ist nun wenig mehr zu sagen, als daß es sich allmählich ins Ganze einfügen lernte und die Schwaben ihre gerühmte Selbständigkeit drangaben. Karl der Große, Pippins gewaltiger Sohn (768—814) that das Meiste dazu, den eingefleischten Partikularismus zu brechen; er sandte alljährlich Königsboten auch nach Schwaben, ihm über den Zustand des Landes zu berichten. Diese hatten auch Gericht zu halten und den Heerbann zu ordnen. Sein Schwager, Graf Gerold (der seine Burg auf dem Bussen gehabt haben soll), wirkte wacker für die Einigung des Reichs. Ihm verdanken nach alter Sage die Schwaben die Ehre, daß sie in den Kriegen die Reichssturmfahne vorantragen durften; nachweisbar ist aber dieser Brauch erst im J. 1075. Der Kaiser kam wiederholt durchs Land, wenn er gegen die Langobarden oder den Bayern Tassilo oder die Awaren und Böhmen zog, und die Schwaben folgten ihm überall hin. Er heiratete 771

Hildegard, die hochverehrte Tochter des altherzoglichen Hauses, daher die Schwaben seinen Erben Ludwig auch als einen der Ihrigen ansehen konnten. Ihr Bruder Gerold ward 791 zum Statthalter Bayerns ernannt; als er 799 durch einen awarischen Pfeilschuß fiel und im Kloster Reichenau bestattet wurde, haben ihn Kaiser und Volk gleich beklagt. Auch Liutgard, die letzte Gemahlin Karls, war eine schöne Schwäbin († 800). Karl hat wohl manche sächsische Gefangene und Geiseln nach Schwaben verpflanzt, von denen Orte wie Sachsenheim, Sachsenhausen, Sachsenweiler herzuleiten sind.

Leider war des Kaisers einziger Sohn Ludwig ein schwacher Herr, daher man ihn den Klosterbruder nannte. Auch er heiratete 819 eine Schwäbin, die ränkevolle Judith, eine Tochter des Grafen Welf, womit dies hohe Geschlecht in der Geschichte auftritt, um nicht mehr zu erlöschen. Diese Judith that das Ihrige zur Vermehrung der Familienzwiste, welche hinfort die Karolinger niederzogen, bis sie ruhmlos vom Schauplatz verschwanden. Ludwig II., der 843 deutscher König wurde, hatte die Schwester dieser seiner Stiefmutter geheiratet, die edle Emma. Er machte seine Tochter Irmingard zur Äbtissin von Buchau. Sein Sohn, Karl III., nannte sich auf kurze Zeit (876—879) ausschließlich König von Alemannia und zeigte auch später als Kaiser besondere Vorliebe für seine Schwaben. († 888.)

Die Karolinger hatten in Schwaben viele Krongüter, die sich späterhin teilweise zu freien Reichsstädten emporarbeiteten, voran die Pfalzen Ulm, Rottweil, Waiblingen, Heilbronn. Solche Krongüter waren außer den genannten: Lauffen, Dußlingen, Herbrechtingen, Faurndau und 30 andere. Die Bischöfe waren bereits vornehme Herren geworden und lebten meist in Pracht und Bequemlichkeit, während doch auch manche dem Reiche und dem Volke mit Ernst und Thatkraft dienten. Ein Bischof von Konstanz, Johann, behielt nach seiner Wahl 760 auch die Abtsstelle von St. Gallen bei, ja machte sich gleich auch

zum Abt von Reichenau; sterbend verteilte er die drei schönen Ämter an seine drei Neffen.

Ein anderer Bischof, der den Besuch eines nach Rom reisenden Bischofs von Speier erwartete, schreibt an seinen Kastenvogt, er solle bereit halten: 4 Malter Brot, 5 Lämmer, 30 Seidel Bier, 6 Seidel Wein, 1 Schwein, 1 Speckseite, 1 Frischling, 1 Gans, 2 Enten, 4 Hühner und Fische. Außerdem ein Federbett, Gefässe, Holz für den Herd und Futter für die Pferde des Bischofs und seines Gefolges. Der Kastenvogt erteilte weitere Befehle darüber an den Gutsverwalter mit der Drohung, wenn nicht alles pünktlich bereit sei, werde er um Haut und Haare kommen. Ein Bischof von Brescia verehrte dem Bischof Salomon II. von Konstanz einen zitrongelben, einen scharlachroten und einen saphirblauen Mantel, zwei Sacktücher, zwei Palmzweige, eine Portion Mandeln, frisches Rauchwerk, Gewürze und Arzneimittel, und wünscht sich als Gegengeschenk einen feurigen Hengst. Salomo III. (890—920) war im Besitz einer großen Anzahl Abteien, die ihm große Einkünfte brachten; selbstverständlich zog er auch in den Krieg, wie es andere Bischöfe trotz Kaiser Karls Verbot thaten.

Bereits in den Jahren 741—747 kommen **Kirchen** vor; in Lauffen, Heilbronn, Stöckenburg; um 770 in Trailfingen, Seeburg, Bildechingen, Willmandingen, Höfingen, Illingen, Altsteußlingen, Kirchbierlingen; 780 in Eutingen, Hirschlanden, Baumerlenbach, Oberroth, Zazenhausen; 790 in Zell bei Riedlingen, Michaelsberg, Leutkirch, Auenhofen; nach 800 in Münsingen, Seekirch, Freudenbach, Mühlhausen bei Geißlingen, Hochdorf bei Vaihingen, Möckmühl, Schwarzenbach, Saulgau, Dürrmenz, Mundingen, Gronau, Westerheim, Thalheim bei Rottenburg, Dußlingen, Nusplingen, Oberndorf u. a. m. Der Geistlichkeit den Zehnten zu sichern, hat Karl d. Gr. sich viel Mühe kosten lassen. In derselben Zeit wurden folgende **Klöster** gegründet: in Murrhardt (um 750?), Elchwangen (764), Marchthal (770), Baumerlenbach (787), Buchau (810?), Hirsau (830?), Wisantsteig (861), Faurndau (870). Könige und Privatleute ließen sichs angelegen sein, um himmlischen Lohn zu erlangen, solche Stiftungen mit allerlei Gütern, ganzen Dörfern, Zehnten, Hunderten von Leibeigenen 2c. auszustatten.

Vergabungen auch an ferne Klöster kamen sehr häufig vor.

Das Kloster Fulda z. B. besaß Güter in vierzehn unserer Oberämter; dem Kloster Weißenburg im Elsaß gehörten Güter bei Ludwigsburg, späterhin noch viel mehr im Lande herum; das Kloster Lorsch an der Bergstraße war in 31 württemb. Oberämtern begütert, das Kloster St. Gallen in 22, Reichenau in 8; und sogar das Kloster St. Denis bei Paris besaß vom J. 777 an die Vitaliskapelle in Eßlingen und das Veranusklösterlein in Herbrechtingen.

So wurden die Geistlichen und die Klöster reich, ohne daß das arme Volk viel Nutzen davon hatte; in der Verehrung der Heiligen, Wallfahrten und Almosen, besonders Schenkungen an Kirchen und Klöster suchte man die Beruhigung des Gewissens und das Heil der Seele. Übrigens sind in Schwaben wenige Heilige aufgetreten. Die heil. Reginswindis in Laufen, ein nach der Sage 837 ermordetes Kind, ist vielleicht die älteste. Der heil. Meinrad, der Einsiedeln berühmt machte, soll um 800 im Sülichgau geboren sein. Wenn ein Bischof Salomo einen schweren goldenen, mit Edelsteinen reich verzierten Henkelkrug hatte, wenn Adelbero von Augsburg dem Kloster St. Gallen goldene mit Edelsteinen besetzte Kreuze schenkte, Onyxkelche in Gold und Edelsteine gefaßt, Goldschalen, übergoldete Kleider, Purpurgewänder, bunte Tapeten, gestickte Tücher u. dgl., so zeigt das allerdings, daß die Kunstfertigkeit unter einem sonst rohen Volke schon weit gediehen war, aber auch, daß die Geistlichkeit von der Nachfolge des armen Lebens Christi nicht viel wissen wollte. Abt Walahfried von Reichenau († 849) schrieb Gedichte und theologische Abhandlungen, Ermenrich in Ellwangen († 874 ?) auch Lebensläufe von Heiligen, natürlich alles im Lateinischen.

Schon um 700 kommen vielerlei Gewerbe vor; es ist die Rede von Bäckern, Köchen, Gold- und Waffenschmieden, Zimmerleuten 2c. Auch Wassermühlen hatte man.

Und nach Karl zeigt sich in der Glasbereitung, Erzgießerei, Malerei und Baukunst beträchtliche Fertigkeit; die Leute weinten oft beim Anblick der Kirchengemälde. Von den Klöstern ging das Bauen mit Quadern aus.

Auch einzelne Dorfkirchen wie die in Dürrmenz a. 836 waren schon von Stein. Die Tonkunst wurde in den Klöstern sehr gepflegt; in St. Gallen dichtete z. B. der Mönch Notker († 912) den lange als Zauber angestimmten Schlachtgesang: Mitten wir im Leben sind. — Das Klösterlein Eßlingen hatte Marktgerechtigkeit. Ein Schwein galt a. 773 240 Pf., ein Frischling 20—80 Pf., ein Malter Getreide im Jahr 856 nur 40 Pf., das Seidel Wein ebensoviel, Bier die Hälfte, eine Pflugschar 80 Pf. Kleider waren viel teurer als Nahrungsmittel. Weingärten finden sich 760—90 in Böckingen, Frankenbach, Eisisheim, Gartach, Michaelsberg u. s. w. Baumgüter mit veredelten Bäumen kommen um 800 in Rieth, Schwaigern, Wisantsteig, Gartach und Böckingen vor.

Indessen ging allmählich die alte Gauverfassung mit ihren Volksversammlungen unter, indem die Freien sich gern in den Schutz der Edlen begaben und daher Schutzpflichtige oder gar Lehensleute und Hörige wurden. Der Schutzverband hieß Vogtei (advocatia), wofür vogtliche Gebühren zu entrichten waren. Es war nämlich eine Zeit großer Zerrüttung, da jeder nur für sich sorgte und man am nächsten besten Starken einen Halt suchte. Der Größere verschlang den Kleineren. Da lehnten sich auch die Edeln gern an höhere Geschlechter an, welche ihre vom Kaiser übertragenen Ämter immer mehr in erbliche Herrschaften zu verwandeln und diese zu erweitern und abzurunden bemüht waren. In ähnlicher Stellung standen auch die Klöster und Stifte. Das Heeresaufgebot aber verwandelte sich besonders in Folge der Einfälle verheerender ungarischer Reiterschwärme (seit 909) in den Dienst der Reiter oder Ritter, welche nun die eigentlichen Soldaten wurden.

Wir sehen also, wie sich die Monarchie immer mehr in eine Anzahl von großen Grundherrschaften und persönlichen Verbänden auflöst. Könige und Große überlassen an Freie Güter als Lehen (beneficium genannt) gegen Übernahme bestimmter Verpflichtungen. Sie behielten sich das Eigentumsrecht vor, konnten aber das Erblichwerden der Lehen nicht verhindern. Man fing nun an,

Burgen zu bauen, um Zwing und Bann auszuüben und sich gegen die Nachbarn zu sichern. Auch unfreie Diener (die Ministerialen) scharten sich um die Person des Herrn, fochten als seine Vassen oder Vasallen, d. h. Knechte, gegen dessen Feinde und wurden für ihre Treue im Kriegs- und Roßdienst belohnt und gehoben, so daß sich aus ihnen allmählich ein neuer Adel, der Ritterstand, bildete.

Die Schwäche des Königtums war eine Versuchung für unternehmende Machthaber, nach der früheren herzoglichen Gewalt zu streben. Diese war dem niederen Volk erwünscht, nicht aber den Bischöfen. Als der Franken-Herzog Konrad (911—18) zum König gewählt war, gefiel es dem rätischen Grafen Burkhard, sich zum Herzog Alemanniens aufzuschwingen (911), der Konstanzer Bischof Salomo III. aber vereitelte das auf der Volksversammlung, die zu dem Zweck berufen war, und der Graf fiel im wilden Getümmel. Auch seine Angehörigen wurden verbannt oder getötet. Nun verfolgten die beiden Kammerboten oder Pfalzgrafen Erchanger und Berchtold, die mit dem erwähnten Bischof schon heftig zusammengetroffen waren, denselben Plan. Sie erfochten erst 913 am Inn gegen die räuberischen Ungarn einen glänzenden Sieg, worauf der König sich mit ihnen versöhnte und ihre Schwester Kunigunde heiratete. Eine neue Anmaßung des Bischofs reizte sie so, daß sie ihn gefangen nahmen und Tag und Nacht die Befestigung des nahen Hohentwiel betrieben. Der Sohn des getöteten Burkhard schloß sich ihnen an und der Aufstand brach los. Der König lagerte schon 915 vor Hohentwiel, als ihn eine dringliche Botschaft nach Sachsen abrief. Die Kammerboten wagten sein Heer anzugreifen und siegten, worauf Erchanger sich als Herzog ausrufen ließ. Die Bischöfe aber luden 916 die Kammerboten vor eine Synode, die in Hohenaltheim im Ries gehalten wurde und beide zu lebenslänglicher Klosterbuße verurteilte. Der König ließ sodann, nicht ohne Treubruch, beide enthaupten 917. Darüber zeigten sich die alemannischen Großen so schwierig, daß noch im gleichen Jahr Burkhard, jenes Burkhards

Sohn, als Herzog von Alemannien anerkannt wurde. Die Belehnung geschah durch Übergabe eines Speers, woran eine Fahne hing (Fahnlehen). Burkhard wußte sich auch in den Besitz der Güter jener Hingerichteten zu setzen.

VI. Herzoge von Alemannien.

917—1080.

In Franken hatte Konrad (906) eine herzogliche Macht gegründet. Als er 911 zum König gewählt wurde, gab er das Herzogtum seinem Bruder Eberhard. Allein da dieser sich gegen den König Otto empörte und im Krieg den Tod fand 939, wurde das fränkische Herzogtum mit dem Königtum vereinigt.

Der Wiederanfang der Herzogswürde in Alemannien fällt fast zusammen mit dem Aufblühen der sächsischen Könige. Den kraftvollen Heinrich (919—36) als Oberherrn anzuerkennen, fiel dem trotzigen Burkhard schwer, allein noch ehe derselbe mit Heeresmacht heranzog, unterwarf er sich klüglich und herrschte fortan streng und gefürchtet im alemannischen und rätischen Lande. Die Geistlichkeit mochte ihn weniger leiden, weil er lieber seinen Kriegern als ihr Güter verteilte. Krieger aber brauchte man damals, brannten doch 926 die Ungarn bis nach St. Gallen und ins Elsaß hinüber alles nieder, während der Herzog mit seinem Schwiegersohn, dem König von Burgund, nach Italien gezogen war und dort durch einen Pferdsturz starb (926). Der fränkische Graf Hermann, den nun Heinrich zum Herzog ernannte (926—49) heiratete die reiche Witwe Reginlinde; und an ihm hatte Heinrich sowohl als sein großer Sohn Otto I. (936—73) einen treu ergebenen Fürsten. Bei Ottos Krönung war Herzog Hermann oberster Mundschenk, der Frankenherzog Eberhard aber Truchseß. Otto I. hat dann Hermanns schöne Tochter Ida seinem Sohne vermählt. Dieser junge

Königssohn Liutolf folgte 950—53 seinem Schwiegervater in der Herzogswürde unter den günstigsten Aussichten, aber ein böser Onkel und schlimmer Nachbar, der Herzog von Bayern, verleumdete ihn beim strengen Papa und trieb ihn fast gegen seinen Willen in offenen Aufruhr. Der Vermittlung des edlen Bischofs Ulrich von Augsburg war es zu danken, daß nach einer blutigen Schlacht bei Regensburg, gerade als man zur zweiten gerüstet stand, der Sohn zurücktrat. Fußfällig bat er dann den Vater um Verzeihung und entsagte seinem Herzogtum 954, um noch tapfer des Vaters Kriege zu führen, ehe ein schneller Tod ihn in Italien wegraffte. Herzog wurde nun wieder ein Sohn Burkhards, Burkhard II.

Jetzt erst gelang es, Schwaben von den Einfällen der Ungarn für immer zu befreien. Ein gewaltiges Heer von allein 100 000 Reitern belagerte Augsburg 955, als Otto mit Burkhard u. a. noch rechtzeitig herbeikam und am 9.—10. August die Ungarn auf dem Lechfeld völlig aufrieb. Von den 8 Scharen des Kaisers bildeten die Schwaben zwei, und zwar waren diese schon in die Flucht getrieben, als die 4. Schar, aus ihren Nachbarn, den Franken, bestehend und von Liutolfs Freund und Schwager, dem Herzog Konrad geführt, das Treffen wieder herstellte. Daß dieser Held dann auch einem Ungarpfeil erlag, wurde von Schwaben und Franken gleich beklagt. Burkhard aber, nachdem er noch in Rom 962 der Kaiserkrönung angewohnt und in Italien für den großen Kaiser glücklich gefochten, folgte ihm 973 im Tode nach. Seine hochgebildete, kinderlose Witwe Hadwig, Tochter des Bayernherzogs, die einst den griechischen Kaiser hätte heiraten sollen, sich aber das Gesicht verzerrte, als ein Maler sie für den gehaßten Bräutigam abnehmen sollte, lebte noch bis 994 auf

Sig. 6. Kaisersiegel Ottos I.

Hohentwiel, im Kloſter, das ihr Gatte geſtiftet, und ſoll ſich dort mit dem gelehrten St. Galler Pförtner Ekkehard in gelehrte Studien vertieft haben. (Das Kloſter wurde bald nach Stein am Rhein verſetzt.) Alemannien wurde dem Liutolfsſohne Otto übertragen, der ſeinem Oheim, dem Kaiſer Otto II. ſo treu diente, daß dieſer ihm auch das bayriſche Herzogtum dazu gab; er ſtarb kinderlos 982 auf einem italiſchen Zuge. Nun wurde ein Bruderſohn Hermanns, Konrad, Herzog, dem 997—1003 ſein Sohn Hermann II folgte. Dieſer begleitete Otto III. auf einer Romfahrt 999, ſtrebte dann aber ſelbſt die deutſche Krone an und wehrte ſich gegen die Königswahl Heinrichs II. 1002, was dem Lande einen kurzen Krieg einbrachte; doch verſöhnten ſich die Herren bald. Mit dem jungverſtorbenen Hermann III. ſchließt 1012 dieſe Herzogsreihe. Seine Schweſtern beerbten ihn.

Es begann mit dem Oſtfranken Ernſt I. ein neues Geſchlecht in Schwaben aufzublühen. Zwar dieſer ſelbſt, der Giſela, die hochſtrebende kluge Tochter Hermanns II. geehlicht hatte, ſtarb gar bald auf der Jagd durch den Pfeil eines Lehensmanns, nachdem er noch um Schonung für den Mann gebeten und einem aus dem Gefolge gebeichtet hatte 1015. Aber für ſein Kindlein Ernſt II. führte die Mutter Giſela die Vormundſchaft und dieſer vermählte ſich der fränkiſche Konrad, der 1024 den Kaiſerthron beſtieg. Der heranwachſende Jüngling faßte bald einen Groll gegen ſeinen gewaltigen Stiefvater und trat einer Verſchwörung gegen ihn bei 1025. Er ließ ſich zwar einmal noch durch die kluge Mutter mit ihm ausſöhnen und begleitete ihn nach Italien. Allein der ihm verbündete Graf Welf ſetzte den Aufſtand fort. Während Konrad noch in Italien weilte, ſandte er ſeinen Stiefſohn zurück, die Ruhe wieder herzuſtellen 1026. Ernſt aber lohnte das Vertrauen ſo übel, daß er ſelbſt in offenen Aufruhr ausbrach. Konrad eilt herbei, hält einen Reichstag in Ulm 1027 und will die Empörer richten. Ernſt erſchien ſamt glänzendem Gefolge wohlgerüſteter Vaſallen, nicht als Flehender; vielmehr er-

mahnte er diese, mit altalemannischer Treue zu ihm zu stehen. Zwei schwäbische Grafen antworteten, in jeder gerechten Sache wollten sie ihm gehorsam sein, aber so daß sie dem Schirmherrn ihrer Freiheit nicht zu nahe träten. Da sah sich Ernst fast von allen verlassen, ergab sich dem Kaiser und wurde samt Welf in Haft gebracht, worauf der Kaiser die Burgen der übrigen Empörer brach. Auf Fürsprache der Mutter wurde Ernst wieder frei und Welf erhielt bald seine Lehen und Würden zurück. Auch Ernst sollte wieder in sein Herzogtum eingesetzt werden, wenn er nur gelobte, seinen Freund und Lehnsmann Wernher, dessen Feste Kyburg dem Kaiser lange widerstanden hatte, mit aller Macht zu verfolgen (1030). Das konnte er nicht über sich gewinnen und ward dafür durch Spruch der Reichsfürsten in die Acht gethan; auch die Bischöfe verhängten den Bann über ihn. Nun zog er sich mit seinem Freunde in die Wildnisse des Schwarzwaldes zurück und fristete in der Felsenburg Falkenstein (bei Schramberg) durch Raub sein Leben, bis ihn des Kaisers Dienstleute seiner weidenden Rosse beraubten. Er denkt, besser ehrlich sterben als schmählich leben, und eilt rachedürstend dem Nellenburger Grafen Manegold nach; im verzweifelten Kampfe erlag er samt dem Freunde 17. Aug. 1030, lebte aber als Held der Freundschaft im Liede fort. Seine Leiche wurde nach Lösung des Banns in Konstanz beigesetzt.

Sein Bruder Hermann IV., Nachfolger im Herzogtum, starb 1038 auf einem italischen Kaiserzug. Konrad II. machte darauf seinen eigenen Sohn von Gisela zum Herzog, der aber bald durch des Vaters Tod Kaiser wurde und als Heinrich III. (1039—56) das kräftigste Regiment führte, auch drei Päpste absetzte und ihren Stuhl an würdige Deutsche vergab. Der wußte einmal Deutschland und Schwaben einen innern Frieden zu schaffen, wie er bisher unerhört war; beeilte sich auch nicht, das letztere an Herzoge abzugeben. Endlich belehnte er damit einen lothringischen Pfalzgrafen Otto II. (1045—47) und dann einen Enkel Hermanns II., den Markgraf Otto III.

(1047–57), der kinderlos starb, that aber wohl das Meiste selbst im Lande, darin er gern länger verweilte.

Welch ein Abstand aber zwischen dieser kraftvollen Regierung und der seines Sohnes, des unglücklichen Heinrich IV. (1056—1106), der an dem unvergeßlichen 25. Januar 1077 im Büßerhemd vor dem Papstkönig Gregor VII. in Canossa stehen mußte! Wir überlassen die Einzelvorgänge jener Zeit der deutschen Geschichte und fragen bloß: wie ging es damals unserm Schwaben? Es war ein vom König bevorzugtes Land, aus diesem Stamm folgten ihm auch viele angesehene Herren. Andererseits erwuchs ihm hier ein treuloser Feind. Rudolf Graf von Rheinfelden hatte sich des jungen Kaisers Schwesterlein, das in Konstanz erzogen wurde, geraubt; die Kaiserin Mutter aber hatte ihm verziehen und die Tochter gelassen, gab ihm auch das Herzogtum Alemannien dazu 1054, ja obendrein noch die Regierung Burgunds. Als seine Gattin starb, heiratete er die Schwester von des Königs Braut, so daß er nun doppelt mit ihm verschwägert war. Aber nachdem des alten Königs schwere Hand von den deutschen Fürsten genommen war, lag es in der Luft, daß sie nach unbändiger Freiheit lechzten. Allerwärts tauchten Fehden auf; auch Rudolf begann 1072 sich den aufrührerischen Sachsen zu nähern und trat mit Gregor VII. in enge Verbindung. Doch ehe er ganz mit dem König brach, begleitete er ihn noch an die Unstrut und focht tapfer wider die übermütigen Sachsen 1075. Dann erklärten er und Welf, der Herzog von Bayern, das vergossene Blut gereue sie, weiter helfen sie dem Könige nicht. Und da nun Gregor den mehrfach bedrohten König absetzte und in den Bann that, und kein Herzog mehr zu dem Gebannten hielt, beschlossen Welf und Rudolf, „des heil. Petrus allerliebster Sohn“ (wie ihn Gregor nannte), mit etlichen nach Ulm beschiedenen Bischöfen zur Einsetzung eines Königs eine Versammlung zu halten. Heinrich eilte über die Alpen nach Canossa, verhinderte aber durch alle seine Demütigung nicht, was die Fürsten und Bischöfe

wünschten. Am 15. März 1077 wurde in Forchheim auf des Mainzers Vorschlag Rudolf von Schwaben zum König ausgerufen; das erste Beispiel eines deutschen Gegenkönigs. Die Städte aber und viele Grafen, ja selbst die Bischöfe von Augsburg, Konstanz, Straßburg und Speier, auch St. Gallen hielten zu Heinrich. Es folgte ein Krieg, der Schwaben und Franken greulich verheerte, bis Menschen den Pflug ziehen mußten; viele Familien, wie die Grafen von Achalm, teilten sich nach verschiedenen Richtungen. Auf einem Reichstag in Ulm entsetzte König Heinrich die aufständischen Herzoge und vergabte einige ihrer Lehen an seine Anhänger; die Herzogtümer selbst behielt er vorerst in seiner Hand. Der Papst selbst schwankte. Vor Tübingen (Twingia) lag Heinrich längere Zeit 1078 und verlor dort einen seiner treuen Nellenburger, den Erzbischof von Trier. Damals starb auch eine Hauptstütze Rudolfs, Berchthold, Herzog von Zäringen, dem die Verwüstung seiner Güter den Verstand geraubt hatte, auf der Lintburg (hinter Weilheim) und wurde in Hirsau begraben. Mit dem Herzogtum Schwaben belehnte Heinrich 1079 den treuen Hohenstaufen Friedrich, Rudolf dagegen seinen eigenen Sohn Berthold. „O Jammer!“ ruft da ein Chronist, „alles ist doppelt geworden, die Päpste, die Bischöfe, die Könige und die Herzoge.“

Nachdem erst Rudolfs Gemahlin in dürftigen Umständen auf Hohentwiel gestorben war, nachdem auch der Papst sich für ihn erklärt hatte, kam es 1080 zur Schlacht bei Hohenmölsen, darin Rudolf so ziemlich siegte, aber selbst die rechte Hand verlor, wie es heißt durch Gotfrieds von Bouillon Schwert. Verblutend soll er zu den Bischöfen gesagt haben: dies ist die Hand, womit ich meinem Herrn den Eid der Treue geleistet; nun sehet zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt! Er wurde in Merseburg bestattet, wo die Hand noch zu sehen ist. Sein Sohn Herzog Berthold starb 1090 kinderlos. —

Indem wir hier stille halten, bemerken wir, daß in Folge der ungarischen Raubkriege die Städte mit Mauern

zusehends größere Bedeutung erhielten; der König verlieh ihnen namentlich Marktprivilegien. In Ulm (1005) und Eßlingen (1077) wurden nun schon Reichstage gehalten, wie in Augsburg, Zürich, Konstanz, Straßburg. Ja Ulm konnte wohl als Hauptstadt Schwabens angesehen werden. Marbach wurde 1009 eine Münzstätte, ebenso Kirchheim 1059, und von Hall gingen wohl schon die ersten „Heller" aus. So wichtig waren damals schon diese Städte, während man von Stuttgart noch nichts wußte. — In dieser Zeit war die Grafschaft noch immer ein Amt, zu welchem der König ernannte, aber mehr und mehr wurde sie doch als ein Lehen behandelt, das sich selbst auf Unmündige vererbte. Konrad II. erließ 1037 in Mailand eine Lehenskonstitution, welche für Italien die Erblichkeit der Lehen im Mannsstamme festsetzte; für Deutschland hat er zwar kein solches Gesetz gegeben, aber die Gerechtigkeit dieses Grundsatzes schon vor 1037 anerkannt. Das Herzogtum dagegen erblich zu machen, lag nicht in seinem Sinn. Übrigens zerfiel die Gauverfassung zusehends, da königliche Güter, geistliche Stifte und Gebiete wie weltliche Herrschaften, auch die Städte vom Grafenbann ausgenommen wurden. Die stete Zunahme dieser „Immunitäten" untergrub natürlich den alten Grafschaftsverband. Die meisten Gaugenossen wurden Lehns-, Zins- und Vogtleute, bis die Grafschaft, statt ein Amt zu bezeichnen, die Bedeutung eines Gebiets erhielt.

Von den vornehmsten Herrengeschlechtern, die damals blühten, ist auszuzeichnen das der Welfen von Ravensburg (S. 28 ff.), die um 910 das Kloster Altdorf gründeten und als es 1053 abbrannte, Weingarten dafür stifteten; dieses erhielt durch Judith, die Gemahlin Welfs IV. mit andern Reliquien das heilige Blut. — Ein herzogliches Haus waren auch die Zäringer, wohl von den ersten Herzogen Alemanniens abgestammt und fortgesetzt in den Herzogen von Teck, wie in den Markgrafen von Baden. — Die Grafen von Berg und Schelklingen waren ein altalemannisches Geschlecht, das bei Ehingen an der

Donau seinen Stammsitz, in Zwiefalten sein Begräbnis hatte. Einer derselben wurde von dem großen Slavenbekehrer Otto Bischof in Bamberg dazu vermocht, um 1115 seine drei Töchter an die Herzoge von Böhmen und Polen und an den Markgrafen von Mähren zu vermählen. — Die Grafen von Achalm stammten von einem Graf Unruoch, der 806 Sendbote des großen Karl war. Dessen Nachkommen erscheinen als Besitzer von Balingen, Dußlingen 2c. Ein Egino erbaute um 1030 die Burg Achalm; das Erbbegräbnis der Familie war in Dettingen, später in Zwiefalten. — In Altshausen waltet (1004) eine Grafenfamilie, die sich um Isny verdient machte und später sich nach Veringen benannte. — Im Argengau herrschen schon vor 800 die von den alten Volksherzogen abgestammten Udalriche, mit dem Sitz in Buchhorn. — Die Grafen von Dillingen, denen der h. Ulrich († 973) und ein Pfalzgraf Mangold (um 1070) entsprangen, reichten auch nach Württemberg herein; ebenso die von Öttingen, welche das Riesgau richteten (ein Sigehard schon 987). — Die Grafen des Nagoldgaus (ein Anselm 966) nannten sich später nach Tübingen, wo Graf Hugo 1078 in seiner Burg belagert wurde; dessen Bruder Anselm hat 1085 das Kloster Blaubeuren gestiftet. — In Lauffen erscheint um 1037 ein Graf Poppo, dessen Namen in Poppenweiler erhalten ist.

Franken sind die Grafen von Komburg, deren einer Burchard 1079 seine Stammburg zum Kloster umbaute und selbst in dasselbe eintrat. Sein Bruder starb auf einem Kreuzzug. — Gleichfalls fränkisch ist das Geschlecht der Calwer Grafen, deren Ahnherr Adalbert 820 das Kloster Hirsau gestiftet haben soll. Nachdem ein späterer Graf es zerstört oder doch der Güter beraubt hatte, kam Papst Leo IX. selbst nach Calw (1049) und bewog seinen Neffen, Adalbert II., es zu erneuern. Klöster und Kirchen stiften wurde fortan dieses Grafen wichtigstes Streben, bis er endlich selbst als Mönch in Hirsau sich zur Ruhe begab († 1099). Der nächste Papst Viktor II.

(1054—57) galt lange für einen Grafen von Calw. Übrigens entsetzte Adalbert seinen ersten Abt Friedrich, einen schwäbischen Edelmann, weil der in geistlichen Dingen sich nicht kommandieren lassen wollte. Er wählte den geistvollen Bayern Wilhelm zum Nachfolger, der 1069 bis 1091 sein Kloster zu dem bedeutendsten in Deutschland machte.

Er wars, der die Zahl der Mönche von 12 auf 150 brachte und ihnen die Handarbeiten abnahm, für die er wie in Clüny Laienbrüder (barbati) einführte, welche auch nebst den Geschenkten (oblati) das ganze neue Kloster bauten. Die Mönche aber pflegten nun die Wissenschaften, besonders Mathematik, Astronomie und Studium der Klassiker; nach dem Muster der Clüny-Kongregation wurde auch stetes Schweigen und für Notfälle eine Zeichensprache angeordnet. Wilhelm erwirkte 1075 dem Kloster die Befreiung von jeder weltlichen Gewalt; er selbst ritt nur auf einem Esel und hat viele Klöster (Weilheim, Komburg, Reichenbach 1082, St. Georgen 1084, Blaubeuren 1085, Zwiefalten 1089, Isny 1090) eingerichtet oder reformiert, auch den großen Gregor VII. in Rom besucht und in weitem Kreise alle ernste Bestrebungen nach seinem Verständnis treu gefördert. Übrigens wurde nun das stille Hirsau eine Rüstkammer des inneren Kriegs: von hier gingen die Mönche aus, welche Widerstand gegen Heinrich IV. predigten, von hier auch scharfe Streitschriften und kluge Räte; in ganz Schwaben erstanden Brüderschaften des gemeinsamen Lebens, welche sich an die Schwarzwaldklöster (Hirsau und St. Blasien) anschlossen und dem Papst Anhänger warben. Als Kaiser Heinrich V. 1125 nach Hirsau kam, staunte er die Bibliothek des Klosters (mit ihren 65 Bänden) als die ansehnlichste seines Reiches an. Das Volk aber fast im ganzen Reich fühlte sich gefesselt durch die weiten Kutten, die großen Tonsuren, die verzückten Mienen und die rücksichtslose Predigt der Hirsauer Mönche. Kampf auf Leben und Tod gegen den gebannten Kaiser und die von ihm eingesetzten Bischöfe, das wurde der Grundton aller Bestrebungen des großen Abtes, so schlicht und selbstlos er auch bis zu seinem Tode blieb.

Eine Berühmtheit ganz anderer Art war der Grafensohn und Komponist Hermann der Lahme, 1013 in Altshausen geboren, später Benediktiner in St. Gallen und Reichenau, wo er 1054 starb; das Salve regina und alma mater redemptoris soll ihm die h. Jungfrau selbst in die Feder diktiert haben. Er zeichnete sich zugleich als gefühlvoller Dichter und gründlicher Mathematiker aus,

konnte arabisch studieren und zur Abwechslung Uhren oder Orgeln fertigen. Sein ungemeines Lehrtalent machte Reichenau weltberühmt. Bestattet wurde er in Altshausen, wo er seiner Mutter eine herzliche Grabschrift gewidmet hatte.

Unter den Kirchenfürsten ist keiner bedeutender als der Dillinger Grafensohn, Bischof Ulrich von Augsburg (923 bis 73), der in St. Gallen gebildet, seinen Sprengel aufs trefflichste bediente und überwachte, während er eine Stütze des Kaisers war und in der Ungarnnot als Retter seiner Stadt, ja ganz Oberdeutschlands galt. Er war der erste Heilige, den ein Papst machte; 993 hat Johann XV. ihn kanonisiert. Ein anderer Heiliger wurde der Welfe Konrad, durch Ulrichs Empfehlung Bischof von Konstanz († 976), der dreimal ans heilige Grab gewallfahrtet war. — Zu den schreienden Übeln der Zeit gehörte unzweifelhaft die Simonie, der Handel mit geistlichen Stellen, dem Gregor VII. so entschlossen entgegentrat; es läßt sich nachweisen, wie manch einer Bischof wurde durch Geld, das er an den König oder seinen Hof gelangen ließ. Der Konstanzer Karl wurde darüber von seinen Untergebenen angeklagt, und so stark ging nun die Strömung auf Reinigung der Kirche, daß selbst König Heinrich ihn nicht halten konnte. Er sollte auf einer Kirchenversammlung in Mainz 1071 abgesetzt werden, entschloß sich aber noch vor dem Urteilsspruch, Ring und Stab dem Lehensherrn zurückzugeben, nicht in öffentlicher Versammlung, sondern durch einen Besuch beim König. Karls Nachfolger Otto suchte dann die verheirateten Priester zu schützen, wurde aber darüber vom Volke gehaßt, als welches bei solchen bald keine Messe mehr hören wollte. 1080 wurde er auf einer römischen Synode verflucht und die Priesterehe in ganz Schwaben abgeschafft. Nicht bloß die Bischöfe, auch der Metropolit und Erzbischof von Mainz wurde, wie andere Kirchenfürsten, von Rom gemaßregelt, vorgefordert, geknickt und zum gefügigen Werkzeug des Papstes gemacht.

VII. Schwaben unter den Hohenstaufen.

1080—1250.

Durch die Ernennung eines Hohenstaufen zum Herzog von Schwaben rückt nun der Mittelpunkt unserer Geschichte von der Bodenseegegend mehr in die Mitte des Landes. Der Vater des neuen Herzogs war ein schlichter Herr von Büren (Wäschenbeuren), der eine begüterte Elsäßerin heiratete. Derselbe wohnte in dem noch erhaltenen massiven Quaderbau des „Wäscherschlößles". Er wird wohl das Grafenamt im Drach- und Filsgau verwaltet haben. Der Sohn erst baute die Burg auf dem Stauf (kelchähnlichen Berg); es war übrigens eine einfache Wohnung, nur 60 Schritte lang und 40 breit, wie die Grundmauern zeigen. Die Kapelle im Dorf Hohenstaufen (Fig. 8) scheint von dessen Enkel gegründet zu sein. Überraschend schnell stieg dieses Haus zur höchsten Ehre, um eben so gewaltig zu fallen.

Fig. 7. Burg auf dem Staufen.

Heinrich IV. hatte keinen treueren Mann als Friedrich von Staufen; er knüpfte ihn noch fester an sich, indem er ihm seine einzige Tochter Agnes zum Weibe gab. Dem „Staufer", so sagte man damals, blieb es überlassen, Südwestdeutschland gegen die vereinte päpstliche, welfische und zäringische Partei zu schützen. Augsburg, dessen Bischof treu zu ihm hielt, war der Mittelpunkt seines Anhangs. Die Widersacher aber wählten einen Gegenkönig, Hermann von Salm (1081—88), der in Schwaben besonders durch die Hirsauer Mönche fast allgemeine Anerkennung fand. Da wurde nun wechselseitig gesiegt, verheert, verflucht, verraten. Der Zäringer Berthold II., der

Rudolfs Tochter geheiratet und später selbst Gegenherzog wurde, verlor einmal durch den Verrat der Bürger seine Feste Hohentwiel; dagegen drang Welf IV. 1084 mit

Fig. 8. Kapelle im Dorf Hohenstaufen.

falschen Schlüsseln in Augsburg ein und ließ den Bewohnern nur das nackte Leben. Ein Hirsauer Mönch Gebhard, der Bruder Bertholds, wurde 1084 auch Gegen-

bischof in Konstanz und behauptete seinen Sitz zuletzt unangefochten. Dafür machte der König den Bruder seines Friedrich zum Bischof in Straßburg. So wogte denn der Kampf weiter in Staat und Kirche, wenn die Vorkämpfer fielen, sich auf die nächste Generation vererbend; es half auch nichts, wenn er sich zeitweise mehr nach Italien zog, Rauben und Morden währte doch in Schwaben bis zur Ermüdung fort.

Auf einem Landtag in Ulm beschlossen endlich 1093 die meisten Fürsten, Ruhe eintreten zu lassen, so daß man in geistlichen Dingen dem Bischof Gebhard, in weltlichen seinem Bruder Berthold II. gehorche. Allmählich aber söhnten sich die Welfen mit dem Kaiser aus, und so kams zu einer Teilung. Berthold begnügte sich, den Süden um Zürich her als sein Herzogtum zu behalten und Friedrich als gleichberechtigten Herzog im eigentlichen Schwaben anzuerkennen, und 1103 wurde der Landfriede beschworen. Die Gläubigen traten nun wieder mit den Gebannten in Verbindung. Edle Schwaben, denen es im zerrütteten Vaterlande zu eng wurde, schlossen sich auch schon 1096 dem ersten Kreuzzug an, wie jener Staufische Bischof von Straßburg, oder folgten später nach, wie der alte Welf IV., der sich 1096 mit Heinrich IV. ausgesöhnt hatte. Friedrich selbst versuchte noch des Kaisers Sohn umzustimmen, als der sich zur Empörung verleiten ließ; aber des Papstes Segen, durch Bischof Gebhard verkündigt, war stärker; der Sohn fuhr fort, seinen Vater bis zu dessen Tod zu bekriegen. Kurz vor diesem starb Friedrich 1105 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Lorch begraben.

Sein Sohn, Herzog Friedrich II. der Einäugige (1105—47) war ein ebenso treuer Diener Heinrichs V., jenes unnatürlichen Sohnes; nicht minder treu blieb sein Bruder Konrad, der im fränkischen Teile waltete. Friedrich und der Graf Gottfried von Calw erscheinen fast als unzertrennliche Räte des Kaisers in seinem schwierigen Streit mit den Päpsten; den letztern hat er darum auch zum rheinischen Pfalzgrafen erhoben. Die Welfen und

Zäringer hielten sich wenigstens ruhig; Friedrich selbst heiratete eine Welfin. Wo sichs aber sonst in Deutschland regte, war er bei der Hand, die Empörer niederzuwerfen, wie er denn 1116 vom Kaiser zum Reichsverweser ernannt wurde. Dafür traf ihn auch schon 1118 samt seinem Bruder des Papstes Bannfluch. Auf dem Wormser Reichstag 1122 kam endlich der Friede zu Stande, der den fünfzigjährigen Kampf beendete: der Papst hatte hinfort die Kirchenfürsten mit Ring und Stab, der König mit dem Scepter zu investieren.

Als Heinrich V. kinderlos starb 1125, ernannte er Friedrich als Neffen zu seinem Erben; dadurch vermehrte sich die Hausmacht der Staufer, besonders da ihnen alle salischen Güter in Franken zufielen. Der Mainzer Erzbischof aber veranlaßte eben darum die Fürsten, lieber den Sachsenherzog Lothar zum König zu wählen. Friedrich fügte sich leidlich, mochte aber die kaiserlichen Güter, die ihm als Reichsgut abgefordert wurden und vom Familiengut schwer zu trennen waren, nicht herausgeben und verfiel darum in die Reichsacht. Da hatte das staufische Brüderpaar einen harten Kampf zu bestehen, der hauptsächlich um die Städte Speier, Nürnberg und Ulm wogte. Ihr Verlust nötigte es 1134 zur Unterwerfung. — Es ereigneten sich aber wunderliche Zwischenfälle. Auch der Bayernherzog Heinrich hatte, obwohl sein Schwager, Friedrich bekriegt; einmal vor Ostern 1129 aber besuchte er ihn in Zwiefalten, eine Ausgleichung zu versuchen. Nachts jedoch zündete er die Wohnung des Staufers an, so daß dieser kaum entrann, und verfolgte den Fliehenden mit gezücktem Schwert durchs Kloster, bis derselbe sich im feuerfesten Kirchturm geborgen hatte. Von dort herab rief ihm Friedrich zu, sich zu flüchten, ehe seine Getreuen ihn umringten, und rächte sich nachher an dem tückischen Welfen durch einen Brandzug gegen Ravensburg und Memmingen. Und doch mußte dieser Heinrich dem Kaiser, der ihn zum Mord des Schwagers aufforderte, schriftlich bekennen, Friedrich habe ihn stets wie ein Bruder geliebt.

Heinrich wars dann, der Ulm eroberte und, die Kirche ausgenommen, verbrannte; der Kaiser selbst aber verheerte Schwaben, wie mans bisher von keinem Könige erfahren hatte.

Auf dem Reichstag in Bamberg 1135 kniete Friedrich öffentlich vor Lothar nieder, er erhielt Verzeihung und wurde, wie auch sein Bruder, vom päpstlichen Banne gelöst. Eben diese Demütigung führte zur Erhöhung. Als nämlich Lothar 1137 starb, hielt sich sein stolzer Tochtermann Heinrich, dem Bayern und Sachsen gehörten, schon für seinen Nachfolger. Etliche Erzbischöfe und Fürsten aber wählten lieber den leutseligen Herzog Konrad, mit welchem also das schwäbische Haus den Königsthron bestieg. Die Wahl war freilich im Winkel geschehen; Bayern und Sachsen hatten sich gar nicht eingefunden. So kam es, daß der getäuschte Heinrich und sein Bruder Welf VI. sich mit den Waffen gegen den Aufkömmling wehrten. Damals belagerte Konrad Weinsberg und schlug Welf, der es entsetzen wollte, aufs Haupt; am Thomastag 1140 ergab sich die Burg. Sie wurde später die Weibertreue genannt, weil die Weiber ihre Männer hinausgetragen haben sollten, als den einzigen Schatz, an dessen Rettung ihnen liege. Unmöglich ist nicht, daß den Frauen erlaubt wurde, zu retten, was sie auf den Schultern zu tragen vermöchten, und daß sie dann Kinder und kranke Männer statt ihrer Habseligkeiten heraustrugen. Der König soll damals gesagt haben: „ein Königswort darf nicht verdreht werden.“ Als dieser Krieg sich zu legen schien, ließ sich Konrad zum Kreuzzug bewegen, den der h. Bernhard von Clairvaux predigte, und auch sein Neffe Friedrich nahm das Kreuz. Im Gram hierüber, aber auch gesegnet vom heil. Bernhard, der den Kranken besuchte, starb Herzog Friedrich II. 1147.

Ihm folgte in Schwaben eben dieser hochbegabte Sohn (Herzog Friedrich III. — 1152), der als Kaiser 1152—90 den schwäbischen Namen weltbekannt machen sollte. Er begleitete erst mit vielen Großen und Herren seinen Oheim auf dem unglücklichen Kreuzzug, wo er sich

bei Adrianopel und vor Damaskus im Kampf auszeichnete, eilte aber dann nach Schwaben zurück, dessen Friede von Welf VI., der früher heimgekehrt war, schwer gestört wurde. Nachdem er die Ruhe hergestellt, wurde er, vom sterbenden Konrad empfohlen, zum König gewählt, gab des gestorbenen Oheims Sohn, Friedrich IV. (1152—67) das Herzogtum Schwaben, hielt seinen ersten Hoftag in Ulm und zog bald nach Italien, wo er vom Papst 1155 gekrönt wurde. Die Thaten dieses „Barbarossa", wie die Welschen den Rotbart nannten, stehen in der Weltgeschichte verzeichnet und müssen hier übergangen werden.

Herzog Friedrich IV. wurde schon 1157, etwa 13jährig, mit dem Ritterschwert umgürtet und brauchte dasselbe tüchtig in den Kriegen seines Vetters, wie bei der Einnahme Mailands 1162. In Schwaben gab es auch Händel. Der Pfalzgraf Hugo von Tübingen traf bei Möringen einige Straßenräuber, zerstörte ihre Burg, vergab dann zwei der Schuldigen, hängte aber den dritten, einen welfischen Mann. Sogleich belagerten die Welfischen die Burg Tübingen 1164, und kaum war nach heißen Kämpfen ein Vergleich geschlossen, so kehrten sie wieder und schleiften des Pfalzgrafen Burgen (Pfalzgrafenweiler, Hildrizhausen 2c.). Der Kaiser erkannte auf dem Reichstag in Ulm 1166 den Pfalzgrafen als den Friedensbrecher und versöhnte die Welfen, indem er ihnen den Tübinger in Haft gab. Herzog Friedrich aber, des Pfalzgrafen Bundesgenosse, mußte sich zum Frieden bequemen. Er starb an der Pest auf dem nächsten Römerzug, nachdem er eben die Peterskirche erstürmt hatte, und Herzog wurde nun des Kaisers Söhnlein Friedrich V. (1167—91).

In Italien mußte der Kaiser dem Bunde der Lombarden und des Papstes weichen; in Deutschland aber söhnte sich der greise Welf VI. so gründlich mit ihm aus, daß er ihn zu seinem Erben einsetzte und ruhig blieb, als sein Neffe, Heinrich der Löwe, vom Kaiser geächtet wurde. Mit diesem Welf VI. starb 1191 der Stamm der schwäbischen Welfen aus. Viel weilte der Rotbart nun in Ulm,

Eßlingen, Hohenstaufen, Giengen und Konstanz; mit nie gesehener Pracht feierte er bei Mainz 1184 die Schwertleite seiner beiden Söhne; dann aber bewog ihn die Nachricht vom Fall Jerusalems, das Kreuz zu nehmen 1188. Herzog Friedrich zog mit dem greisen Vater, verlobte sich

Fig. 9. Siegel Herzog Friedrichs V. (von einer im Jahre 1186 ausgefertigten Urkunde).

unterwegs in Gran 1189 mit der ungarischen Königstochter und hatte dann den Vorstritt in Thracien wie in Asien. Damals hats ein Ulmer mit 10 Türken zumal aufgenommen und ihrer 9 erschlagen, worauf der zehnte sich in den Fluß warf. Am 10. Juni 1190 aber traf den Kaiser im Fluß Saleph der Schlag; sein Sohn, der

nunmehrige Führer, starb vor Akko 1191, und vom ganzen großen Kreuzheer kehrten nur wenige heim.

Als Herzog folgte ihm sein Bruder Konrad (1191 bis 1196), ein kühner Krieger, aber wilder Lüstling, während der ältere Bruder, der Kaiser Heinrich VI. wohl hochstrebend und scharf berechnend, aber ziemlich herzlos war, wenn er auch gefühlvoll dichten konnte. Jener wurde bei Durlach erschlagen, als er auf einer Fehde gegen die Zäringer der Ehre einer Frau nachstellte, und ein Jahr darauf starb der gefürchtete Kaiser in dem kaum erst eroberten Sizilien. Der jüngste Bruder, der fromme, milde Philipp, der eben zum Herzog von Schwaben ernannt, mit seiner griechischen Braut Irene sich hatte trauen lassen 1197, wollte erst nur Vormund seines Neffen sein, wurde aber von den Fürsten bestürmt, die Königskrone anzunehmen, und ließ sich mit Not dazu herbei 1198. Alsbald wurde auch ein Welfe, Otto, zum Gegenkönig erwählt und zehn Jahre lang wütete wieder wilde Fehde, so doch, daß Schwaben, wo der Pfalzgraf von Tübingen und die Grafen von Calw, Wirtemberg, Zollern, Urach, Vaihingen für Philipp waren, mehr verschont blieb. Papst Innocenz III. freilich that Philipp und seine Anhänger in den Bann; allein dieser wußte solche Fortschritte zu machen, daß der Papst ihn davon löste 1207. Da wurde der gute Mann in Bamberg vom Wittelsbacher Pfalzgrafen meuchlings erschlagen, 21. Jan. 1208, der letzte Hohenstaufe, der ein deutsches Grab fand. Am Schrecken und Kummer verendete auch die zärtlich liebende Gemahlin Irene, „die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Galle“ (August 1208 auf Staufen). Sie liegt in Lorch begraben.

Nun war Otto IV. (1208—12) unbestrittener Herr in Deutschland wie in Schwaben; er verzieh allen Freunden Philipps und ließ sich dessen Tochter antrauen. Bald aber trotzte er dem Papst, der ihm 1209 die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, und verfiel nun auch seinerseits dem Banne. Es bildete sich eine Gegenpartei, welche Hein-

richs VI. Sohn, Friedrich II. auf den deutschen Thron berief. Dieser, bisher in Sizilien erzogen, folgte der Einladung schwäbischer Edelleute (von Neuffen und Justingen), verständigte sich mit dem Papst und eilte über die Alpen nach Konstanz und Frankfurt 1212; alle Freunde des staufischen Hauses fielen ihm zu und krönten ihn in Mainz. Er herrschte nun über Deutschland (bis 1250) und setzte sein Söhnlein Heinrich als Herzog über Schwaben (1216—35) unter tüchtigen Vormündern. Dieser, obwohl 1220 zum König erhoben, ging in jugendlichem Leichtsinn gefährliche Wege; er vergnügte sich mit Jägern, Falknern, Possenreißern, zerstörte die Schlösser der Herrn von Hohenlohe, und alle Zurechtweisung schlug so wenig an, daß er sich endlich gegen den in Italien festgehaltenen Vater empörte. Der Kaiser eilte herbei und der Sohn, von den meisten seiner Anhänger verlassen, mußte sich ihm in Wimpfen ergeben 1235, starb auch 1242 im Gefängnis. Schwaben wurde einem besseren Sohne, Konrad IV. verliehen (1236—54).

Allein jetzt erfüllte sich das Verhängnis dieses Hauses: Friedrich zog mit seinem süddeutschen Heere 1237 gegen die Lombarden und sah das Land seiner Väter nicht wieder. Er wurde 1239 von des Papstes Bannstrahl getroffen und mit dem Frieden in Deutschland war es nun für lange aus. Damals nahten auch die Mongolenschwärme und brachen in Schlesien und Österreich ein; in Eßlingen bekleideten sich Konrad und die Fürsten 1241 mit dem Kreuz gegen diese Heiden, die jedoch bald abzogen. Dagegen wählten die Erzbischöfe einen Gegenkönig, Heinrich Raspe, der 1246 bei Frankfurt siegte, weil die vom Papst bestochenen Grafen von Wirtemberg und Gröningen ihrem Herzog untreu wurden. Auch andere Herren fielen ab, die Städte aber blieben den Staufern treu. Raspe belagerte Ulm, wurde aber geschlagen, wie auch Reutlingen sich seiner Angreifer glücklich erwehrte. Friedrich, von offenen und geheimen Feinden zu Tode gehetzt, starb 1250 zu Fiorentino; seinen Erben Konrad, der 1251 nach

Italien gezogen war, raffte 1254 ein Fieber weg. — Dessen Sohn Konradin, geb. 1252, der unter der steigenden Verwirrung wenigstens Herzog in Schwaben genannt blieb, wurde von seinem Oheim, Ludwig von Bayern, sorgfältig erzogen, hielt (zehnjährig) 1262 Landtage in Ulm und Rottweil, konnte aber gegen die Feindschaft des 1257 gewählten Königs Richard von Cornwallis nicht aufkommen. Nach Italien geladen, um sein sizilisches Reich zu erobern, brachte er mit des Oheims Hilfe ein ziemliches Heer zusammen 1267, wurde aber 1268 (Aug.) von König Karl besiegt, durch Verrat gefangen und am 29. Oktober in Neapel enthauptet. Mit dem vielbeklagten Jüngling verschwinden die Staufer vom Schauplatz, und auch das Herzogtum Schwaben hört auf.

Die ursprünglichen Hausgüter der Staufer begriffen Lorch, Welzheim, Gmünd, Göppingen; dazu kamen Besitzungen im Brenzgau und im Ries (Giengen, Bopfingen, Herbrechtingen). Die salischen Güter lagen mehr im Speier- und Wormsgau, doch gehörten auch Waiblingen (woher der Name Ghibellinen) und Nürtingen zu ihnen. Der ansehnliche Besitz in Ostfranken umfaßte Hall, Weinsberg 2c.; das welfische Erbe in der Nähe des Bodensees, sowie Güter in Baden, Elsaß 2c. mehrten noch diesen Besitz. Allein seit König Philipps Zeiten zersplitterte sich derselbe zusehends durch Verpfändung, Verleihung und Vergabung, bis Konradin wenigstens vom Boden des jetzigen Württemberg nichts mehr anzusprechen hatte. — Wie aber die Macht des Kaiserhauses sank, so erhob sich die der Fürsten. Und Friedrich II. hat dieselbe anerkannt und gemehrt, indem er 1220 den geistlichen Fürsten (den 5 Bischöfen und dem Abt von Ellwangen) alle errungenen Rechte der Landeshoheit bestätigte, was 1231 bis 1232 auch auf die weltlichen Fürsten ausgedehnt wurde. Nach dieser Landeshoheit trachteten nun auch die Grafen und fingen seit 1258 bereits an, von ihrem Territorium (Gebiet) zu sprechen, auch sich Grafen von Gottes Gnaden zu heißen.

Die Zähringer Hauptlinie starb 1218 aus; Nebenlinien waren die der Herzoge von Teck, welchen Owen, Weilheim, Kirchheim gehörten, und die markgräfliche, welche von den Calwern Baden und Backnang geerbt hatte und später Besigheim, Lauffen 2c. erwarb. — Die Grafen von Urach (einst Achalm) stiegen durch Egino IV. († 1230) zur höchsten Blüte, indem sie von den Zähringern 1218 den reichen Besitz im Breisgau und in der Baar erbten, wodurch sie Stammväter des Fürstenbergischen Hauses wurden. Berühmt war ein Sohn Eginos, Konrad, der Cisterzienser Ordensgeneral und Kardinal wurde, vor seinem Tode 1227 die angebotene Papstkrone ablehnte und das Kloster Güterstein stiftete. Urach selbst und Achalm fielen vor 1265 an Ulrich von Württemberg.

Unter den Grafen von Berg glänzte ein Diepold († 1166) als Vater von 6 Söhnen, deren 4 zur Bischofswürde gelangten; sein Enkel wurde Markgraf von Burgau, dessen Haus 1301 ausstarb. — Die Calwer Grafen stiegen hoch durch den (S. 45) tüchtigen Gottfried, der um 1132 starb. Seine Tochter heiratete Welf VI., der mit einem Neffen Gottfrieds, Adalbert, zu kämpfen hatte. Dieser erstieg Calw mit List und brannte Sindelfingen nieder 1133; besiegt, erhielt er doch Calw als Lehen. Sein Zweig erstarb 1260; die Löwensteiner Linie erlosch nach 1277, die Vaihinger um 1350. — Neu empor kamen seit 1113 die Grafen von Helfenstein, deren einer Gottfried 1186 Bischof von Würzburg wurde, nachdem er schon lange dem Rotbart als Kanzler gedient hatte; er wars, der ihn hauptsächlich zu seinem Kreuzzuge veranlaßte, auf dem er auch starb. Die Burgen Spitzenberg, Hiltenburg und Sigmaringen gehörten zu diesem Hause, das um 1260 auch Blaubeuren erwarb, und der Geislinger Zoll gewährte ihm reiche Einkünfte. Die Grafen waren um 1300 so üppig, daß einer seine Pferde mit Silber beschlagen ließ. Am Ende (1382–96) mußten sie doch alles an die Reichsstadt Ulm verkaufen.

Die Grafen von Zollern, von denen unser Kaiserhaus abstammt, leitet man von Burkhardingischen Grafen des Scherra-Gaus ab, welche zur altalemannischen Herzogsfamilie gehörten. Von Zollern vernehmen wir zuerst 1061, da Burkhard und Wezel von „Zolorin" in einer Fehde erschlagen wurden. Ein Adalbert von Zollern ist dann Mitstifter des Klosters Alpirsbach 1095 und stirbt als

Mönch. Ein Friedrich von Zollern wurde 1191 Burggraf von Nürnberg und gründete die jüngere Linie, die einer glorreichen Zukunft entgegenging. Das Haus war mit den Staufern eng befreundet, besaß Balingen, Mühlheim 2c. Einen Zweig dieser langsam aufsteigenden Familie bildeten seit 1170 die Grafen von Hohenberg, später in Rottenburg ansäßig und bis Altensteig und Wildbad hin begütert. Graf Albert II. war noch ein Freund Konradins, glänzte dann als Held und Minnesänger, vermählte seine Schwester dem König Rudolf und wurde eine bedeutende Stütze seiner Regierung. Das Haus schwächte sich bald durch Teilungen und erlosch 1486.

Die Grafen von Marstetten (im Illergau) vererbten ihren Besitz um 1240 den Herrn von Neuffen. — Die Grafen von Tübingen, seit 1146 Pfalzgrafen genannt, weil sie für den königlichen Hof Gericht und Verwaltung ausübten, besaßen reiche Güter im Nagoldgau (Herrenberg, Horb) und um Blaubeuren und leisteten den Hohenstaufen treue Dienste. Während sie durch Teilungen und Klosterschenkungen herabkamen, blühten die Zweige der Grafen von Montfort (seit 1182) bei Tettnang noch lange fort. — Andere hohe Häuser, wie die Grafen von Dillingen, starben schon 1258 aus. Ein Hartmann von D. gründete 1095 das Kloster Neresheim und starb daselbst als Mönch; der letzte Stammhalter Hartmann V. endete 1286 als Bischof von Augsburg.

Von den Herrenhäusern ist keines höher gestiegen, als das von Hohenlohe (Hoher Wald), das 1153 auftritt, 1232 das Kloster Frauenthal stiftet und in Mergentheim sein Heiligtum hatte. Heinrich wurde 1244 Hochmeister des Deutschordens mit der Landeshoheit über Kurland, Litauen und Semgallen, während sein Bruder Gotfried treu zu den gebannten Hohenstaufen hielt und auch als Dichter berühmt war.

Die Herrn von Neuffen (Nifen), zuweilen Grafen genannt, hielten lange zu den Staufern, schwankten aber in Friedrichs II. Drangsalzeit. Berühmt ist als fruchtbarer Minnesänger (bis 1255) Gotfried von N. Das Haus erlosch bald nach ihm, das Marstetter Erbe ging 1342 an Bayern über. — Ein Konrad von Urslingen (Irslingen, OA. Rottweil) wurde 1182 Herzog von Spoleto, und seine Söhne walteten als Statthalter in Unteritalien und Tuscien.

Reichsschenken der Staufer wurden etwa seit 1140 die Herren

von Limpurg (bei Hall), Reichs- oder Herzogsmarschälle die von Rechberg 1194, Truchsesse 1197 die von Waldburg, mit denen auch die Schenken von Winterstetten verwandt sind. Diese alle stammen von einfachen Dienstmannen ab.

Während in dieser Zeit die Hörigkeit der bisherigen Freien noch immer zunahm, bildeten ein Gegengewicht die Städte, die sich jetzt kräftiger entwickelten. Bedeutendere Ortschaften bekamen Mauern und Stadtrechte, ob sie sich nun an eine Burg anlehnten oder der Sitz königlicher Pfalzen waren. Gemeinfreie, meist Gewerbleute, ließen sich dort nieder, aber auch Adelige, der Sicherheit oder des Dienstes wegen. Begüterte Familien wurden als Rats- und Schöffenamtsfähig betrachtet und wuchsen zu „Geschlechtern" (Patriziern) heran. Doch mußten sich dieselben öfters aus reichen Handwerkern ergänzen. Außerhalb der Stadt wohnende konnten als Pfahlbürger den Schutz der Stadt genießen. Dieser stand der königliche oder herrschaftliche Vogt vor, dem die peinliche Gerichtsbarkeit übertragen war, wie dem Schultheiß die bürgerliche Rechtspflege. Die Einwohner erhielten das Recht und die Pflicht des Waffendienstes; so stellte sich allmählich ein freier Bürgerstand zwischen den Adel und die Gemeinfreien. Durch königliche Gnade oder Kauf erwarben sie sich Hoheitsrechte und erhoben sich zu freien Reichsstädten.

So die alten Pfalzen Eßlingen, Rottweil, Ulm, später Heilbronn. Dann staufisches Hausgut: Biberach, Bopfingen, Buchhorn, Giengen, Gmünd, Hall, Leutkirch, Ravensburg, Reutlingen, Wangen, Weil (zeitweise auch Weinsberg und Welzheim). Von Landstädten wurden Isny 1171, Leonberg 1248, Balingen 1255, Sindelfingen 1263 ausdrücklich zu Städten erhoben; und fast alle Oberamtsstädte werden wenigstens erwähnt (Stuttgart erstmals 1229).

Hauptsächlich aber hoben und mehrten sich in diesen zwei Jahrhunderten die Klöster; meilenweit gelangte alles freie Eigentum in geistliche Hände. Während aber bisher die Klöster (auch noch 1093 Wiblingen, 1095 Alpirsbach, Neresheim, 1102 Lorch, 1125 Anhausen) dem Benediktinerorden angehört hatten, brachte der heilige Bernhard von Clairvaux seit 1140 (S. 47) eine strengere Rich-

tung in Aufnahme. Cisterzienser, wie man sie nach dem Vorbilde Citeaux nannte, wurden durch einen Edlen von Lomersheim aus dem Elsaß herbeigerufen, um 1146 eine „geistliche Sammenunge" in Maulbronn zu gründen. Diese herrlichste der deutschen Klosterkirchen, von einem Meister Hermann gebaut, wurde 1178 eingeweiht. An ihr war genau nach Bernhards Vorschrift kein Fratzengebilde zu sehen, auch hat sie nur einen kleinen Dachreiter, weil den Cisterziensern steinerne Glockentürme verboten waren. Von diesem Mutterkloster zweigte sich Schönthal schon um 1157 ab, sodann Herrenalb 1149, Bebenhausen 1190; und Nonnen dieses Ordens kamen nach Rottenmünster, Frauenthal, Rechentshofen, Frauenzimmern, Gnadenthal, Lichtenstern u. s. w.

Augustiner ließen sich in Denkendorf (1130), Waldsee, Herbrechtingen nieder; Prämonstratenser gabs 1145 in Weissenau, 1150 in Roth, 1171 in Marchthal, 1181 in Adelberg, 1183 in Schussenried. Dann als die Bettelmönche aufkamen, zogen Franziskaner oder „mindere Brüder" zuerst in Ulm 1229, Gmünd und Hall ein, weiter fast gleichzeitig mit Dominikanern (Predigtbrüder) in Eßlingen, wo auch geistliche Spitäler um dieselbe Zeit auftreten. Dominikaner finden wir auch seit 1240 in Gotteszell, Rottweil, Ulm, Mergentheim. Weil, Kirchberg, Kirchheim, Sirnau, Gotteszell, Reuthin, Itzingen, Mengen, Offenhausen, Steinheim, Mariaberg 2c. wurden alle 1230—60 den Dominikanerinnen eingeräumt; Söflingen 1237, Pfullingen 1252 den Klarissinnen. Ferner erstanden Klöster für Prämonstratensernonnen wie Lochgarten 1144, Scheftersheim 1160. Gab es Augustiner-Eremiten in Gmünd 1146, Tübingen 1262, so auch Eremiten-Nonnen in Oberndorf 1264. Und den weltlichen Chorherrn in Sindelfingen 1083, Boll, Beutelsbach, Öhringen stellten sich weltliche Chorfrauen in Buchau an die Seite. So sind es wohl 60 Klöster, die in dieser Zeit ins Leben traten.

Ebenso faßten auch die geistlichen Ritterorden festen Fuß in unserem Ländchen.

Die Johanniter wurden in Mergentheim 1207, Schwenningen, Rexingen, Hall, Hemmendorf mit Kommenden bedacht und erhielten Güter in Dätzingen. Viel reichere Stiftungen fielen dem Deutschen Orden zu, besonders in Mergentheim 1219, das ja drei Jahrhunderte später Hauptsitz des Hochmeisters wurde. Andere Kommenden desselben waren Ulm, Horneck und Altshausen.

Der starke kirchliche Zug dieser Zeit hat sich auch in den Bauwerken ausgeprägt, welche sie geschaffen hat. Die meisten Klöster und Kirchen wurden von Laienbrüdern gebaut, aber gegen das Ende greifen auch weltliche Handwerker ein. Noch herrscht der romanische Stil vor, doch dringt schon auch, besonders in Türmen und andern Zuthaten, der Spitzbogen ein. In Eßlingen und Reutlingen (seit 1247) wurden bereits gotische Kirchen gebaut.

Dichtkunst und Musik dienten nicht mehr bloß der Kirche. Der Minnesang blühte in den Burgen und Pfalzen, haben wir doch noch Gedichte von Heinrich VI. und Konradin, sangen doch auch Grafen von Wirtenberg, Kirchberg und Hohenberg. Ein Heinrich von Ruck rief die Ritter zum h. Krieg; Gottfried von Neuffen, Ulrich von Winterstetten und Gottfried von Hohenlohe waren fruchtbare Minnesänger; der bedeutendste aber bleibt wohl der feinsinnige Hartmann von Aue (Obernau), † um 1215. Fahrende Sänger aber verbreiteten die alten Sagen unter dem Volk. — Die ersten Stadtschulen (in Isny, Kirchheim) werden um 1240 erwähnt. In den Städten blühte nun das Handwerk auf, der Handel vornehmlich in Ulm, das mit Ungarn und Italien fleißigen Verkehr pflegte.

VIII. Die Grafen von Wirtemberg.

1250—1495.

Die Anfänge unseres Regentenhauses liegen noch immer im dunkeln, doch glaubte man schon, es an ein älteres Grafenhaus anknüpfen zu können. Es führten nämlich die Grafen von Veringen (S. 40) beinahe das gleiche Wappen, das wir später bei unsern Grafen antreffen, drei Hirschhörner; nur ist daraus nicht mehr zu schließen, als daß diese mit jenen stammverwandt waren. Wie dem nun sei, ums Jahr 1080 baute ein Konrad von Beutels-

bach auf dem rebenumkränzten Hügel Rotenberg eine Burg

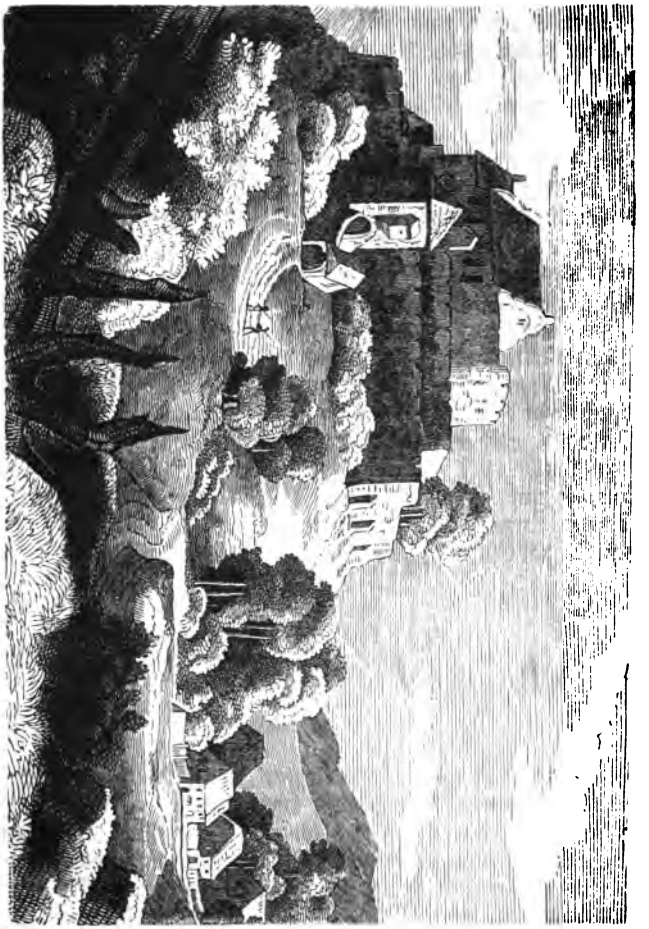


Fig. 10. Stammschloß Wirtemberg.

Wirtinisberk oder Wirtenberc, deren Kapelle 7. Fe-

bruar 1083 durch den Bischof Adalbert von Worms eingeweiht wurde. Ihren Namen leitet man von dem Mannsnamen Wirnto, auch Wirtino ab. Dieser Konrad scheint auf päpstlich-welfischer Seite gestanden zu haben, wie auch sein Bruder Bruno von Beutelsbach, der 1105—20 Abt von Hirsau war. Aber Konrads Schwestersohn, ein Konrad, der schon Graf genannt wird, erscheint im Gefolge Heinrichs V., und dessen Söhne Graf Ludwig (1134—54) und Emicho dienten Konrad III. und Friedrich I. Ihre Grafschaft lag auf beiden Seiten des Neckars von Altbach bis Poppenweiler, im Remsthal bis Schorndorf, und auf den Fildern; ihr Landgericht tagte auf dem Altenburger Feld bei Cannstatt.

Ludwigs Sohn und Enkel schloßen sich an die Hohenstaufen an, und kommen häufig im Gefolge der Kaiser Friedrich I., Heinrich V. und des Königs Philipp vor. Nach der Ermordung Philipps (S. 50) fand sich Graf Ludwig II. von Wirtemberg bei der sterbenden Witwe desselben, Irene, auf dem Hohenstaufen ein, 20. Aug. 1208. Er wie sein älterer Bruder Hartmann dienten treu dem Staufer Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich. Hartmanns Sohn Konrad, der sich auch nach der Burg Grüningen (bei Riedlingen) nannte, begleitete 1228 den gebannten Kaiser ins heilige Land. Sein Sohn Hartmann von Grüningen (1237—1280) und Graf Ludwigs Sohn, Ulrich, sind dann vom Papst gewonnen worden, durch ihren Übertritt in der Schlacht bei Frankfurt 1246 die Macht des eigenen Hauses zu gründen. Wie dieses nun in Schwaben an die Stelle des Kaiserhauses zu treten sucht, so sind auch späterhin die drei schwarzen staufischen Löwen ins württembergische Wappen gekommen.

Treuere Bundesgenossen als im hohen Adel hatten die Stauffer an den Reichsstädten, die dem Kaiserhaus unwandelbar ergeben blieben und teilweise schon am Papst irre wurden. Vom Rhein her verbreiteten sich allerhand ketzerische Lehren durch die Städte. In Hall predigte man 1232 offen gegen die Habsucht und Herrschsucht der Kirchenhäupter. Ja 1248 wurden dort durch die Sturmglocken Städter und Adelige zusammenberufen und be-

lehrt: der Papst und alle Prälaten seien Ketzer und Volksverführer und könnten keine Sakramente verwalten, da sie in allen Lastern lebten. Das Interdikt, das der Papst über die Kaisertreuen verhänge, gelte nicht. „Wir verkünden euch keinen erlogenen Ablaß, sondern den, welchen Gott allein erteilt. Betet nicht für den Papst, sondern für Kaiser Friedrich und seinen Sohn Konrad, die Vollkommenen und Gerechten!“ — Wie wütend war doch der Haß dieser Kirche, wenn sie gegen die Staufer den Kreuzzug predigte, wenn am Ende ein Bischof gar Meuchelmörder gegen den König sandte! König Konrad schlief um Weihnachten 1250 im Regensburger Kloster, als des Bischofs Vasallen eindrangen, ihn zu ermorden, da schob der treue Fritz von Evensheim seinen Herrn unter eine Bank, legte sich in sein Bett und empfing für ihn den Todesstoß.

1. Ulrich der Stifter. 1241—1265.

Mit diesem Ulrich (Udalrich) beginnt die ununterbrochene Reihe wirtembergischer Grafen und ebenso die württembergische Geschichte; denn die Geschichte der Fürsten und des Volkes ist Eine. Was Wirtemberg ist, das ist es durch seine Fürsten geworden; sie gaben ihm seinen Namen, seine Ausdehnung, seine Verfassung; um sie herum reihten sich die verschiedenen Landesteile nach und nach zu einem Ganzen; sie verknüpften durch Kauf, Tausch, Unterhandlung, seltener durch Eroberung oder Heirat, die einzelnen Gegenden des Landes mit ihren Stammgütern. Die Energie und Umsicht, der häusliche, klugberechnende Sinn dieses Hauses hat Württemberg zusammengebracht und zusammengehalten; und die ganze Geschichte zeigt, daß sie darin nach einer Art von Instinkt, d. h. nach einem göttlichen Triebe, verfuhren und das zu einem Volke zusammenbauten, was zusammengehört. Sie habens nicht so weit gebracht wie die Zollern; aber die Fürstenberger oder Uracher Grafen ausgenommen, haben sie alle ihre Genossen überlebt; und das gehört mit zu der göttlichen Regierung der Volksgeschicke.

Ulrich „mit dem Daumen“ (weil seine rechte Hand einen ungewöhnlich großen Daumen hatte) heißt auch „der Stifter“, weil er das Stift zu Beutelsbach, das Erbbe-

Fig. 11. Ulrich der Stifter.

gräbnis seiner Vorfahren, wiederhergestellt haben soll. Sonst finden wir übrigens nur sehr selten, daß die Grafen von Wirtemberg etwas an Kirchen und Klöster verschenkten, was damals so häufig geschah; sie hielten ihr Eigentum zusammen und suchten es vielmehr zu vergrößern, wozu ihnen auch die Umstände sehr günstig waren. — Es war die Zeit, da die Grafen ihre Gerichtssprengel zu Herrschaften umzuwandeln suchten (S. 39), und die letzten Hohenstaufen hatten so viele Gerechtsame hingegeben, um die Fürsten zu gewinnen, daß jetzt auch die kleineren alle nach Landeshoheit strebten. Aber auch die Kirche bot hohe Preise für gelegene Dienste. Der Kaiser war vom Papst geächtet und wer ihm helfen würde, mit dem Bann bedroht. Ulrichs Bruder, Heinrich, war zudem Bischof von Eichstätt geworden (1246—59). So erklärt sich der Abfall vom Staufer. Allein daß Ulrich und sein Vetter Graf Hartmann von Grüningen in der Schlacht bei Frankfurt (S. 51) 5. Aug. 1246 mit 2000 Rittern und Armbrustschützen von König Konrad IV. zu Heinrich Raspe übergingen und dadurch diesem den Sieg verschafften, war einmal nicht ehrlich gehandelt, obwohl damals im Namen des Papstes alles erlaubt war. Dieser soll ihnen 1000 Mark Silber ausbezahlt und einen Teil Schwabens versprochen haben. Mehr fühlen wir uns zu den Reichsstädten gezogen, welche dem Gegenkönige so keck widerstanden, wie Ulm, das ihn in die Flucht schlug (S. 51) und Reutlingen, welches nach seinem Tode noch den Andrang seines Heeres mutig aushielt. An Pfingsten 1247 gelobten die Reutlinger der Mutter Gottes ein herrliches Haus zu bauen, falls sie ihnen helfe; und als ihnen der Sieg geglückt war, bauten sie über dem gewaltigen (126' langen) Sturmbock, den sie erbeutet hatten, eine Marienkirche, die 1343 vollendet wurde.

Die beiden Grafen aber fuhren fort, ihren König und Herzog zu bekämpfen; Ulrich selbst nahm 1251 eine Gesandtschaft der schwäbischen Großen an Papst Innocenz IV. nach Lyon an. Für seine Dienste empfing er etliche

Reichslehen und die Schirmvogtei des Klosters Denkendorf. Später suchte er die herzoglichen Rechte des unmündigen Konradin zu wahren. Dafür verliehen ihm die Vormünder Konradins 1259 die Marschallswürde im Herzogtum Schwaben, die Schutzvogtei über Ulm und das Halsgericht in dessen Gau. Aber auch König Richard belehnte ihn für seine Ergebenheit mit Geld und Reichslehen 1260. So bekam er die Mittel an die Hand, seine Besitzungen durch Kauf zu vergrößern: denn von dem Sprüchlein: „Niemand kann zween Herren dienen," scheint er nicht viel gewußt zu haben. Im J. 1251 kaufte er vom Bischof von Konstanz das Schloß Wittlingen nebst Zubehör; etliche Jahre später vom Grafen von Fürstenberg Urach mit Münsingen. Irgendwie gewann er Schorndorf und Waldhausen von den Hohenstaufen, während Waiblingen, Cannstatt, „Stutgarten" (a. 1229), Leonberg nebst allerhand Dörfern und Gütern das Stammgut des wirtembergischen Hauses ausmachten, abgesehen von den Besitzungen in Oberschwaben wie Riedlingen, Grüningen, Altshausen 2c., welche mehr der andern Linie gehörten. So hieß es damals schon, der Wirtemberger beherrsche Schwaben mit Hilfe seiner Blutsfreunde. Übrigens wird Ulrich wie seine Vorfahren auf dem Altenburger Feld bei Cannstatt dem Landgericht „zu Stein" noch vorgestanden sein. Die Grafen aber machten sichs zur stehenden Aufgabe, ihre Rechte und die Grenzen ihres keineswegs abgeschlossenen Gebiets zu erweitern, und was von fremden Bestandteilen dazwischen lag, unter ihren großen Daumen zu bringen. Sie kauften und erwarben so lange, bis alle Lücken ausgefüllt waren.

Am 25. Februar 1265 starb Graf Ulrich, der wohl der Stifter genannt zu werden verdient, denn er legte den Grund zu der Macht des wirtembergischen Fürstenhauses, und sein „Territorium" war, als er von hinnen zog, fast um die Hälfte vermehrt. Von seiner ersten Gemahlin, einer badischen Markgräfin, hinterließ er einen Sohn, Ulrich II., und von der zweiten, einer Herzogin von

Liegnitz, wurde nach seinem Tode Eberhard I. geboren. Sein Vetter Hartmann von Grüningen war weniger von Glück begünstigt. Von König Wilhelm (von Holland) erhielt er 1252 das Reichslehen der Stadt Markgröningen, womit das Reichssturmfahnlehen verbunden war, daher er sich des h. Reichs Fahnenträger nannte. Sonst rühmte er sich, „Graf der römischen Kirche" zu sein, für die seine Lanze nie versagt habe. Er wurde dann in Fehden mit König Rudolfs Anhängern verwickelt und starb 1280 als Gefangener auf der tübingischen Feste Asperg. Seine Nachkommen verpflanzten sich späterhin nach Österreich, wo der letzte derselben um 1650 starb, als bloßer Ritter von Landau. Auf ihrer Seite gings immer mehr herab, während die wirtembergische Linie auf der Bahn der Macht und Ehre mit jedem Jahrhundert höher emporstieg.

2. Ulrich II. und Eberhard I. 1265–1325.

Ulrichs Nachfolger war sein Sohn Ulrich II., der jung starb 1279, worauf dessen Bruder Eberhard, später der Erlauchte genannt, die Regierung antrat.

Als Ulrich der Stifter starb, geht die Sage, war seine Gemahlin Agnes hochschwanger; der Schrecken beschleunigte ihre Niederkunft und sterbend 15. März 1265 rief sie aus: „Thut hin das Kind; dieweil es lebt, so gibt es allem Lande zu Schwaben zu schaffen mit Kriegen." Das Kind war Eberhard.

Er lebte in einer Zeit, wo man mit Klugheit und Entschlossenheit zu etwas kommen konnte: denn wenn ein Baum mit reichen Früchten umgeworfen wird, so habens diejenigen am besten, die zuerst auf den Platz kommen. Eine solche Gelegenheit, Macht und Besitz zu verstärken, gewährte die „kaiserlose, die schreckliche" Zeit, da besonders in Schwaben mit dem Aufhören des Herzogtums alles drunter und drüber ging. Die Bischöfe beuteten wie die Grafen diese Zeit für sich aus, daher die Bayernherzoge, die Konradin sterbend zu seinen Erben eingesetzt hatte, mit dem Augsburger in Fehde gerieten, der Graf von Habsburg mit dem Straßburger und dem Basler 2c. Das Raubritter-

Fig. 12. Eberhard der Erlauchte.

tum nahm entsetzlich überhand; der Stärkere fiel über den Schwächeren her, und statt des Landrechts galt das Faustrecht.

Da wählte man endlich, eben wegen seiner mäßigen Macht, den letztgenannten schwäbischen Grafen, den verständigen Rudolf von Habsburg zum deutschen König (Sept. 1273), und der Papst bestätigte die Wahl, da Rudolf ihm Gehorsam versprach und auf Italien völlig Verzicht leistete. Wie er nun ein Gebot ausgehen ließ, daß jeder, der in der herrenlosen Zeit Reichsgüter in Besitz genommen, sie wieder herausgeben solle, ward manchem schwäbischen Grafen bange. Der Schwiegervater Eberhards, der Markgraf von Baden, war schon eifersüchtig auf die Erhebung des Habsburgers, und der Böhmenkönig Ottokar, der gegen Rudolf aufstand, sandte ihm Geld, um den Habsburger durch Unruhen in Schwaben festzuhalten. Doch gelang es diesem, den Böhmen 1278 auf dem Marchfelde zu besiegen, worauf er sich und sein Haus hauptsächlich in Österreich festsetzte. Der Graf Albrecht von Hohenberg, Rudolfs Schwager, warf indessen den Grüninger darnieder 1280 und suchte den Landfrieden in Schwaben zu sichern, den der Pfalzgraf von Tübingen und andere Herren wieder und wieder störten. Der Hohenberger that dies als Landvogt von Niederschwaben; für Oberschwaben führte dies neue Amt der Graf von Werdenberg. Ebenso ward im nahen Franken Kraft von Hohenlohe als Friedenshüter bestellt. 1284 aber zog der König selbst ins Nagoldthal, um die räuberischen Truchseßen von Waldeck zu bekämpfen und brach ihre fünf Burgen.

Unserem Eberhard kamen allerhand Zumutungen des Königs sehr ungelegen; wahrscheinlich fürchtete er, so gut wie andere Grafen, Rudolf wolle für seinen zweiten Sohn ein Herzogtum Schwaben herstellen; daher begann er Händel mit dem Hohenberger und den Herzogen von Teck. Rudolf kam selbst nach Eßlingen 1286, wo er den Frieden herstellte. Aber kaum war er fort, so brach der Streit von neuem los. Die Grafen von Grüningen, Helfenstein,

Zollern, Montfort, auch der Tübinger Pfalzgraf stritten für Eberhard; andere gegen ihn. Das Land wurde schrecklich verheert. Eberhard zerstörte Weil im Schönbuch, während der König den Kirchhof zu Nürtingen belagerte: denn damals waren die ummauerten Kirchhöfe Festungen der Landleute, die ihre Habe und ihr Vieh oft dahin flüchteten. Rudolf erstürmte (Sept. 1286) den Kirchhof und zog hierauf vor Stuttgart, das schon eine Belagerung aushalten konnte, solange man nicht mit Kanonen, sondern nur mit „Mangen" an die Mauern klopfte. Auf dem Platze, der noch die Wagenburg heißt, schlug König Rudolf sein Lager auf. Aber Eberhard wehrte sich tapfer, und obgleich die Mangen tüchtig arbeiteten, konnten doch die Krieger in sieben Wochen nicht eindringen, während im Rücken des Königs, bei Hedelfingen und Balingen, von den Bundesgenossen des Grafen blutig gekämpft wurde.

Nach heißem Streit ermüdeten beide Teile: Eberhard bat um Verzeihung und Rudolf gewährte sie gern; der Friede wurde unterzeichnet (10. Nov. 1286) und Alles ohne Schadenersatz auf den vorigen Fuß gestellt; doch mußte Eberhard Stuttgart ausliefern, die Mauern brechen lassen und versprechen, Christen und Juden mit guten Treuen zu bezahlen, was er ihnen schuldig sei.

Ein Mann mit dem Wahlspruch: Gottes Freund und aller Welt Feind! konnte nicht lange Ruhe halten. Ehe man sich versah, ließ er die zerstörten Mauern wieder herstellen, verweigerte seinen Gläubigern die Bezahlung und half dem Markgrafen von Baden, der Altensteig eroberte, gegen den Hohenberger. Wieder eilte König Rudolf aus dem Elsaß herbei, zerstörte sieben Burgen um Stuttgart und Cannstatt, und zog verheerend durch das Rems- und Filsthal hinauf, um auch den Helfensteiner zu züchtigen (August 1287). Erst im Oktober gelang es ihm, Herwartstein (bei Königsbronn) einzunehmen. Unterdessen schlug Eberhard in Verbindung mit dem Pfalzgrafen von Tübingen die Eßlinger bei Untertürkheim und verheerte die Filder. Rudolf war darüber höchst unwillig; doch kam

noch einmal in Eßlingen durch Vermittlung des Mainzer Erzbischofs eine „ganze, lautere und stete Sühne“ zu Stande, in der Eberhard versprach, von nun an dem Reiche getreu zu sein und den Schaden zu ersetzen (23. Okt.). Diesmal hielt er sein Wort; die Einigkeit mit dem König, der noch viel in Schwaben weilte, wurde nicht mehr gestört. Der König hatte gern Schwaben um sich; seinen besten Rat und vertrauten Geheimschreiber, den Minderbruder Heinrich von Isny, machte er zum Erzbischof von Mainz. Und die Reichsstädte erfreute er gern durch leutseligen Aufenthalt, wenn er auch die Pfennige zählte; der Eßlinger Schulmeister nannte ihn karger als die Adler. Jedenfalls gründete er die für Württemberg unbequeme österreichische Vormacht in Schwaben.

Sobald Rudolf 15. Juli 1291 gestorben war, griff Eberhard den gefürchteten Hohenberger an; dafür zerbrach ihm dieser seine Burgen Waiblingen, Berg und Endersbach. Doch kam es bald zum Frieden, der diesmal durch das Verlöbnis der beiderseitigen Kinder gefestigt wurde. (Am 18. Dezember feierte der sechsjährige Bräutigam seine Hochzeit in Rottenburg.) Darnach verband sich Eberhard mit Eßlingen, die Raubburg Kersch zu brechen, was durch Untergrabung der Mauern 1292 gelang.

Mit dem 1292 gewählten neuen Könige, Adolf von Nassau, stand Eberhard anfangs in gutem Vernehmen, kam auch mit anderen Herren auf den Hoftag in Eßlingen 1293; den gebotenen Landfrieden aber wollte er allein nicht beschwören. Doch sah ihm der König seine Fehde mit Zollern freundlich nach, und die Königin hob gar dem Grafen am Neujahr 1294 eine Tochter aus der Taufe. Später aber, als die Fürsten mißmutig wurden, trennte auch Eberhard sich von Adolf, und schloß sich an Albrecht von Österreich, Rudolfs Sohn, an, der auch in der Schlacht bei Göllheim, den 2. Juli 1298, wo Adolf fiel, die Königskrone erwarb. Zum Dank dafür erhielt Eberhard die lang gewünschte Landvogtei in Niederschwaben, zu welcher auch die Verwaltung der königlichen Rechte und

Einkünfte in den Reichsstädten gehörte. Diese gewährte große Vorteile, aber auch Anlaß genug zu Streitigkeiten mit den Städten, die nur den Kaiser als ihren Herrn anerkannten und die Rechte der Landvögte lieber beschränken wollten, während diese immer auf Erweiterung losarbeiteten.

Wie auf andern Zügen, so begleitete Eberhard auch den König Albrecht 1304 gegen Wenceslaus von Böhmen, und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er, obwohl unter lauter Krieg aufgewachsen, doch kein gefühlloses Herz im Busen trug. Albrecht wollte die Stadt Kuttenberg, welche starken Bergbau trieb, stürmen lassen. Eberhard, im Kriegsrat um seine Meinung befragt, erklärte, das wäre doch gar zu grausam; die meisten Bergleute seien ja Fremde, die man für das Benehmen des böhmischen Königs nicht verantwortlich machen dürfe. Hier mitzuthun wäre nicht ritterlich. Der Bayernherzog trat dieser Meinung bei und der Sturm unterblieb. Indessen merkte Albrecht bald, daß die Beiden es nicht treu mit ihm meinten, sondern von dem Böhmenkönig Geschenke annahmen. Und Eberhard sorgte, daß die erwerblustigen Habsburger ihre Macht nicht über die Alb ausdehnten, beutete auch sein Amt in drückender Weise aus. Nach Lorch vorgefordert erschien er nicht, daher Albrecht ihn bekriegte. Eberhard wurde 1305 in Markgröningen belagert, blieb aber unbesiegt und schloß einen günstigen Frieden. Dennoch finden wir ihn bald wieder in Verhandlungen mit dem Böhmen, dessen Silber ihm (1308) half, die Hälfte von Calw und dem Asperg zu kaufen.

Wie nun, nach Albrechts Ermordung 1308, Heinrich von Luxemburg zum König erwählt wurde und in Heilbronn allerhand Klagen über den Reichslandvogt zu hören bekam, forderte er den Grafen auf seinen ersten Reichstag nach Speier zur Verantwortung. Hauptsächlich hatte ihn erbittert, daß der Graf für die Gegner seiner Hausmachtbestrebungen in Böhmen Partei genommen hatte. Eberhard erschien 1309, aber mit einem so großen Gefolge (700 Rossen), daß man wohl sah, er bringe

keinen bußfertigen Sinn mit. Vom König hart angelassen, kehrte er im Trotz um. Wollte der König Ordnung im Reiche haben, so durfte er solchen Ungehorsam nicht dulden; er nahm ihm zunächst seine Landvogtei, und während er selbst, die Kaiserkrone zu holen, nach Italien zog 1310, wurden Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Eßlingen, Nördlingen und andere Städte mit dem Versprechen 7jähriger Steuerfreiheit aufgeboten, Eberhard zu züchtigen. Konrad von Weinsberg, der neue Landvogt, war zum Anführer des Aufgebots ernannt. An ihn schloßen sich die Herzoge von Teck, die Grafen von Hohenberg, Tübingen, Vaihingen, nebst vielen Rittern an. Der Eifer der Reichsstädte Reutlingen, Rottweil, Gmünd, und namentlich der guten Nachbarin Eßlingen, welche alle Eberhard gern zu Landstädten herabgedrückt hätte, war groß; Eberhard aber stand fast allein. Einmal hatte er sich durch sein gewaltthätiges Benehmen keine Freunde gemacht, und dann hatte er viele Neider. Indessen wars nicht das erste mal, daß Eberhard durch tiefes Wasser zu gehen hatte; es war der vierte König, dem sich der Graf widersetzte. Diesmal in der Reichsacht, ohne Glück. Eberhard that sein Möglichstes; aber die Zahl der Widersacher war zu groß, sein Freund, der Graf von Öttingen, schon gedemütigt. Die Eßlinger erstürmten im Mai 1311 seine Burg Wirtemberg und zerstörten sie von Grund aus. Das Stift Beutelsbach wurde erobert und nebst Dorf und Kirche greulich verwüstet; nicht einmal die Gräber der wirtembergischen Ahnherrn schonte man, die Gebeine wurden zerstreut, die Grabsteine zerschlagen, und nur einer derselben ist der Zerstörungswut entgangen. Der Asperg wurde geschleift, ebenso Marbach, die Weißenburg (auf dem Bopser), Rems und andere Schlösser (1312). Die Vasallen fielen ab; und die Städte Stuttgart, Neifen, Leonberg, Waiblingen, Schorndorf und Backnang ergaben sich an das Reich, um hinfort nach Eßlingen Steuer zu zahlen, so daß er endlich von achtzig Burgen und ummauerten Ortschaften nur noch Urach, Seeburg, Wittlingen und Hohen-Neifen besaß. Er

selbst floh zu seinem Neffen, dem Markgrafen von Baden, der ihn in einem Turm zu Besigheim verbarg. Konrad, der Landvogt, wurde vom Kaiser reich belohnt, indem ihn dieser von allen seinen Judenschulden ledig sprach.

Aus solcher Not rettete Eberhard der unerwartete Tod des Kaisers (in Italien 24. August 1313). Alsbald brach er los, versöhnte sich mit dem Tübinger, mit Reutlingen 2c., und schneller, als es verloren gegangen, eroberte er sein Land wieder. Die Königswahl fiel zwiespältig aus Oktober 1314; Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich traten einander gegenüber. Eberhard schloß sich mit den meisten Schwaben an letztern an und erntete davon manche Vorteile. Friedrich belagerte Eßlingen, das zu seinem Gegner hielt, 1315 und wieder 1316; da kam Ludwig der Stadt zu Hilfe und 19. September Abends entspann sich beim Tränken der Pferde im Neckar ein wunderlich mörderisches, zielloses Reitergefecht, das noch bei Fackelschein fortgeführt wurde. Endlich zog sich Ludwig nach Bayern zurück, worauf auch Eßlingen zu Friedrich überging. So kam ein Friede mit Eßlingen zustande (20. Dezember 1316), den je 10 Abgeordnete der Städte Stuttgart, Leonberg, Backnang, Marbach, Waiblingen, Schorndorf, Neifen und Urach mitbeschworen, eine der ersten Spuren landständischer Verfassung, wie sie sich späterhin weiter entwickelte.

Das Land war freilich schrecklich verwüstet, manche der zerstörten Burgen konnten nicht wieder aufgebaut werden, weil das zu viel Geld gekostet hätte, was Eberhard lieber zum Ankauf neuer Ländereien verwendete. Auch dauerte der Königskrieg fort, doch fast ganz außerhalb Schwabens, nur daß auch hier Eberhard für König Friedrich 1319 die Belagerung Hohenstaufens zu übernehmen hatte. Stuttgart, das noch keine Pfarrei, nur etliche Kapellen besaß und überhaupt erst unter Herzog Christoph feste Residenz wurde, machte Eberhard, der wie die anderen Grafen abwechselnd auf verschiedenen Schlössern wohnte, doch zur ersten Stadt des Landes. Nachdem er

selbst als Gesandter des Königs in Avignon des Papstes Genehmigung erlangt hatte 1320, verpflanzte er dahin die Gebeine seiner Ahnen und 1323 das Stift von Beutelsbach, das nun einen Probst, zwölf Chorherren und eben so viele Vikare erhielt. Daher heißt auch die Heiligkreuzkirche von Stuttgart die „Stiftskirche" bis auf diesen Tag; ihr hoher Chor wurde damals gebaut. Auch als Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg (1322) besiegt wurde und König Ludwig nun allein Meister war, kam dieser unserem Grafen sehr freundschaftlich entgegen, bestätigte ihm alle Besitzungen und machte ihn zum Landvogt über Niederschwaben und Oberfranken.

Sig. 13. Siegel Eberhards des Erlauchten (1316).

Nach einem solchen Leben voll Streit und Mühseligkeit wäre dem alten Kämpen ein ruhiger Lebensabend zu gönnen gewesen; aber auch dieser wurde ihm getrübt.

Sein Schwager, der Markgraf Rudolf von Baden, sollte ihm nach einem früheren Vertrag die Burg Reichenberg im Murrthal einräumen, und als er sich dessen weigerte, ließ Eberhard sie durch seinen Sohn Ulrich belagern. Dieser wurde aber von dem Erzbischof von Mainz, einem alten Kriegsmann geschlagen, und der greise Graf ärgerte sich darüber so, daß er bald darauf (5. Juni 1325) in Stuttgart starb. Er wurde in der Stiftskirche beigesetzt wie seine Nachfolger.

Eberhard hat in diesen stürmischen Zeiten das ererbte Land fast um die Hälfte vergrößert, und zwar nicht sowohl durch Eroberung als durch Kauf von allem was feil war. Reichenberg, Backnang, Rosenfeld, Boll, Neifen, Asperg, Hohenstaufen, Güglingen, halb Calw und Brackenheim sind seine Erwerbungen. Er ging stets darauf aus, sein Gebiet möglichst abzurunden und ein Ganzes daraus zu machen. Hierin ist ihm viel gelungen; bei Nachbarn aber und am Kaiserhofe war sein Name nicht gerne gehört. Er hatte 7 deutsche Könige erlebt und mit ihrer 4 gestritten. Das Ländchen reichte etwa von Besigheim nach Calw und Göppingen, nebst einem größern Stück gegen Reutlingen hin und kleineren Parzellen da und dort; sein Sohn sollte durch teckisches und tübingisches Gut die beiden Hauptstücke vereinen.

Fig. 14. Siegel der Gräfin Adelheid Mechthild von Hohenlohe.

Seine Tochter Adelheid Mechthild († 1342) heiratete Kraft von Hohenlohe, der 1341 zuerst als Graf bezeichnet wird, und wurde dadurch Stammmutter des noch blühenden Fürstenhauses. Ihr Siegel zeigt uns die 2 schwarzen Leoparde im silbernen Schild der Herrn von Hohenlohe.

3. Ulrich III. 1325—1344.

Ulrich III. war nicht so streitsüchtig wie sein Vater, aber nicht minder darauf bedacht, die Macht seines Hauses

zu erhalten und zu vergrößern. Er kaufte schon 1324 die Herrschaft Horburg und Reichenweiher im Elsaß, über die er mit den Bischöfen von Straßburg Fehden durchzukämpfen hatte, welche erst im Jahr 1336 durch einen Vergleich zu Ende gingen. — Zunächst schlug er sich zum König Friedrich, der damals mit König Ludwig allerhand Vergleiche traf; hiedurch gewann er Kirchheim und Sig-

Sig. 15. Siegel Ulrichs III.

maringen. Nach Friedrichs III. Tod (1330) aber bewies er dem Kaiser Ludwig treue Anhänglichkeit, obgleich derselbe von dem Papst seit 1324 in den Bann gethan war. Dafür erhielt er auch von diesem Kaiser die Landvogtei in Niederschwaben und manche andere Vergünstigungen: Markgröningen mit der Reichssturmfahne, wonach sein Vater lange getrachtet hatte (ein goldenes Banner mit dem schwarzen Reichsadler an roter Stange) brachte er durch Vermittlung seines Gönners an Württemberg 1336; Edelleute und Klöster begaben sich unter seinen Schutz, und mit den Reichs-

städten, namentlich mit Eßlingen, stand er im besten Vernehmen. Für den Kaiser focht er manche Sträuße aus, während auch die Städte sich immer mehr zur Aufrechthaltung des Landfriedens einigten (22 zu Ulm 1331) und sogar Grafen und Herren diesen Bündnissen beitraten.

Über den Kaiser war bei brennenden Kerzen und Glockenschall der päpstliche Bannfluch von den Kanzeln verkündigt; auf dem Lande lastete das päpstliche Interdikt, d. h. der Gottesdienst war aufgehoben, die Kirchen geschlossen, die Christus- und Heiligenbilder verhüllt, kein Abendmahl und keine Taufe wurde gehalten, keine Ehe eingesegnet, kein Toter in geweihter Erde begraben. So schwer lag das päpstliche Joch auf den armen Leuten, und das alles geschah doch nur, weil der Papst in Avignon die deutsche Krone an den französischen König bringen wollte. Nun wurde es aber dem Volke doch zu arg. Der Kaiser, der 1330 selbst in Eßlingen war, zwang dort die Geistlichen zur Wiedereröffnung des Gottesdienstes. Graf Ulrich ließ als Landvogt diesen Befehl eifrig vollziehen, die päpstlichen Bannbriefe überall abreißen und alle Geistlichen, die dem König nicht mit Singen und Beten gehorsamen wollten, ihrer Güter berauben oder vertreiben. Die Reichsstädte verbanden sich mit ihm zu gegenseitigem Beistand mit Gut und Blut gegen jeden Auflauf der Pfaffheit. Dadurch wurde aber die Verwirrung noch größer: die Einen hatten noch zu viel Furcht vor dem Papst, um seine Befehle so offen zu übertreten; die Andern dagegen trieben nun die Verachtung der Kirche zu weit und sagten sich auch vom Gottesdienst überhaupt los. Fast kein Bistum konnte ohne eine Fehde besetzt werden. In Ulm bekämpften sich die Parteien auf Tod und Leben. Als aber die Kurfürsten 1338 in Rense aussprachen, der von ihnen erwählte König bedürfe keiner Bestätigung durch den Papst, traten auch Äbte, wie der von Ellwangen, solcher Erklärung bei.

Im ganzen war es eine traurige Zeit, die Fehden wollten nicht aufhören und Ulrich als des Königs Vorfechter war über-

all mit auf dem Platz. Zu solchen Leiden des Volks trat noch mehrfacher Mißwachs, so daß im J. 1327 ein Jauchert Acker so viel kostete als ein Scheffel Dinkel; aus der Hungersnot entstanden Seuchen, und 1338 kamen noch furchtbare Heuschreckenschwärme aus Osten, die alles Grüne verzehrten. Mitten unter diesen Landplagen geriet Ulrich noch in Streit mit den österreichischen Herzogen, die ihm im Ankauf von Ehingen zuvorgekommen waren 1343, und verheerte Mengen und Marchthal. Mit einer Elsäßerin vermählt, hatte er sich vielfach in dortige Händel gemischt. Im Elsaß starb er auch 11. Juli 1344 eines elenden Todes. Er hat außer den schon erwähnten Gebieten und mehreren Schirmvogteien über Klöster die Grafschaft Aichelberg mit Weilheim, Jesingen, dann Winnenden, Ebersperg, Uihingen, Grötzingen, Vaihingen, Achalm, Tübingen (1342) u. a. ganz oder teilweise erworben. Ein Beweis, daß er sich aufs Sparen verstanden haben muß, besser als die Grafen und Herren, die zu seinem Geldbeutel ihre Zuflucht nahmen.

4. Graf Eberhard II., der Greiner. 1344—1392.

Ulrichs Söhne, Eberhard II. und Ulrich IV. (1344—63) übernahmen die Regierung gemeinschaftlich. Am 21. Juli 1344 empfingen sie die Huldigung, und im August kam Kaiser Ludwig selbst nach Stuttgart und bestätigte ihnen „seinen lieben Landvögten" alle Vorrechte, erließ ihnen auch 1346 die Schulden, welche ihr Vater bei den Juden im Elsaß gemacht hatte! Sie blieben ihm getreu bis an seinen Tod, der 1347 erfolgte. Ludwigs Gegenkönig, der Luxemburger Karl IV. von Böhmen, suchte nun auf einem Reichstag in Nürnberg seine Anerkennung durchzusetzen, und war zu großen Opfern bereit. Die bayrische Partei versprach den beiden Grafen 100000 fl.; allein als ihr Anerbieten ankam, hatten sie bereits dem König Karl zugesagt, der zwar nur 70000 fl. versprach, aber sie baar zahlte, während Andere lange warten mußten. Auch verlieh er ihnen den Zoll in Göppingen, bestätigte ihnen die Landvogtei und andere Rechte

und belehnte sie mit dem Schönbuchwald und allen dazu gehörigen Dörfern, Leuten und Rechten, die sie kurz zuvor erkauft hatten. Die Grafen dagegen bestätigten die Rechte der Klöster Bebenhausen und Hirsau im Schönbuch, damit „die Mönche desto eifriger und williger für sie zu Gott beten möchten." Graf Eberhard leistete wirklich dem neuen Kaiser kräftige Hilfe; dieser kam 1348 nach Ulm und gewann auch die 23 schwäbischen Städte durch Bestätigung ihrer Bündnisse, worauf sie vom Kirchenbann losgesprochen wurden. Als dann der Kaiser gegen den Gegenkönig Günther von Schwarzburg ins Feld zog, schaffte ihm Eberhard (Mai 1349) Rettung aus großer Gefahr und half wesentlich zum Sieg, welchem in wenigen Tagen der Tod des Nebenbuhlers folgte. Es war das eine schreckliche Zeit; der schwarze Tod wütete durch das Land, und statt Buße zu thun, verbrannte das Volk die Juden (s. § 5).

Dem König lag viel am Landfrieden, und das Selbstgefühl der Städte machte ihm manche Sorge, zumal da der Schweizerbund immer trotziger um sich griff, 1351 Zürich, 1353 Bern 2c. aufnahm. Da mußten die Wirtemberger Grafen auch mehrmals gegen Zürich ziehen, durch Uneinigkeit aber verlief sich das Heer.

Als dann Karl IV. 1356 „die goldene Bulle" erließ, wodurch unter anderem den Reichsstädten verboten wurde, sog. Pfahlbürger aufzunehmen, die in den Städten bürgerlich wurden, aber im Gebiet ihrer vorigen Herren wohnen blieben und nun diesen keine Dienste mehr leisten wollten, so waren beide Teile damit unzufrieden. Hatten die Eßlinger sich oft übermütig gezeigt, so die Grafen nicht minder. Ihre Gewalt in den Städten mißbrauchten sie und legten ihnen ungewöhnliche Schatzungen und Zölle auf. Die Reichsstädte klagten bei dem Kaiser, und dieser forderte die Grafen zur Verantwortung nach Nürnberg 1360. Allein Eberhard hatte mit dem Namen auch ganz den unwirschen Sinn seines Großvaters geerbt, und wie dieser erschien auch er vor dem Kaiser mit großem Gefolge und zog im hellen Trotz wieder nach Hause. Hatten doch

die Grafen von Wirtemberg 1359 mit dem Herzog Rudolf von Österreich einen Bund gegen Jedermann geschlossen, wobei sogar der Fall einer Königswahl in Betracht gezogen wurde, da der stolze Herzog mindestens nach dem Ableben seines Schwiegervaters Kaiser zu werden gedachte. Nun wurde von Karl eine Heerfahrt beschlossen; die Reichsstädte, in Verbindung mit mehreren Grafen und Herren, sammelten ihre Macht und zogen verwüstend durch das Filsthal vor Göppingen. Der Pfalzgraf Ruprecht fiel im Zabergäu ein und belagerte Markgröningen. Der Kaiser selbst zog mit einem großen Heere, darunter auch wilde Böhmen, herbei, und schlug bei Schorndorf sein Lager auf (28. August 1360). Doch kam es zu keinem hitzigen Treffen, einige Festen wurden verbrannt, der Kaiser aber gedachte der nützlichen Dienste des Grafen und schloß mit ihm im Felde vor Schorndorf (31. August) ein sehr leidliches Abkommen. Alle Vorrechte der Grafen wurden aufs neue bestätigt; nur die Landvogtei und ein Paar verpfändeter Reichsburgen, Achalm und Hohenstaufen, mußten herausgegeben und allen Bündnissen mit Österreich entsagt werden. Auch die neuen Zölle, wodurch der Verkehr der Städte Not litt, mußten fallen. Hatten die Grafen von Glück zu sagen, so war das Land um so übler daran; es hatte durch die Verheerungen der fremden Kriegsvölker ungemein gelitten. Doch im Frieden erholte es sich bald wieder. Als Eberhard 1361 seine Tochter Sophie mit dem Herzog von Lothringen vermählte, sah man es der verschwenderischen Pracht des Hochzeitfestes nicht an, daß das Ländchen durch Krieg verheert worden war. Aus einem Brunnen im Stuttgarter Schloßhofe floß das ganze Fest hindurch Wein für das Volk, und die zahlreichen Fürsten und Edelleute fanden die Tafeln aufs reichlichste besetzt.

Eberhard hat von seinen Zeitgenossen den Beinamen „Greiner“ (Zänker) oder „Rauschebart“ bekommen. Der jüngere Bruder war doch nur der zweite Regent und verlangte daher von dem eigenmächtigen Eberhard immer

wieder eine Teilung des Landes. Eberhard suchte diesem Verlangen auszuweichen, und als er fürchtete, der Bruder könnte ihm doch einen Streich spielen, nahm er stracks entschlossen dessen Räte gefangen, zog vor die Festen und Städte und nötigte sie, ihm allein zu huldigen (Okt. 1361). Ulrich klagte beim Kaiser, der auf dem Nürnberger Reichstag dahin vermittelte, das Land solle ungesondert bleiben. Dieser Nürnberger Vergleich (3. u. 4. Dez.) ist das erste württembergische Hausgesetz über die Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Landes. Darauf überließ Ulrich seinem Bruder die Alleinregierung, starb aber bereits 1366 kinderlos. Eberhard erhielt auch 1371 wieder vom Kaiser die Landvogtei. Zavelstein und Wildbad, Vaihingen, Böblingen und Sindelfingen, Calw (1345), Laufen, Nagold, Haiterbach und Waldenbuch waren mittlerweile dem Ländchen einverleibt worden. Doch hielt dieser Vergrößerung der steigende Machtbesitz der österreichischen Erzherzoge die Wage, als welche 1368 Freiburg, 1381 Hohenberg, Oberndorf, Horb, Rottenburg u. a. an sich brachten.

Im Frühjahr 1367 geschah es, daß Graf Eberhard mit seiner Familie nach Wildbad ritt. Das hörte der Graf Wolf von Eberstein, der noch von alten Fehden her einen Groll auf Eberhard hatte, und alsbald war auch der Beschluß gefaßt, ihn dort ohne Absagebrief zu überfallen, wobei ihm Wolf von Wunnenstein nebst mehreren Raubrittern von der Gesellschaft der Martinsvögel Hilfe leistete. Vorsichtig schlichen sie heran. Aber ein Bauer warnte den Grafen, so daß er sich noch Nachts nach Zavelstein flüchten konnte. Die Räuber aber ließen ihren Zorn an dem armen Städtchen Wildbad aus, das sie plünderten und verbrannten. Eberhard baute es wieder auf und befestigte es durch eine Ringmauer. Da der Pfalzgraf und Baden dem Ebersteiner wohl gewogen waren, beklagte sich Eberhard bei dem Kaiser, und dieser bot die Städte bis nach Straßburg hinüber auf, Eberhard zu helfen; die Fehde aber zog sich lang hinaus; Eberstein

konnte nicht genommen werden, und die Städte halfen lässig. Erst 1385 kam in Herrenberg ein Vergleich zustande; der Kaiser ließ den Dingen den Lauf.

Einen andern Strauß hatte Eberhard im J. 1372 mit den Reichsstädten, die ihm schuld gaben, daß verbündete Ritter den Hauptmann der vereinten Städte, Graf Ulrich von Helfenstein, festgenommen hatten. Bei Altheim auf der Alb erlitten sie, 7. April, eine schwere Niederlage von ihm; drei Jahre später aber traten 14 Reichsstädte in eine freundliche Vereinigung mit ihm, wobei man sich gegenseitige Hilfe versprach. Doch dauerte auch diese Freundschaft nicht lange; denn der Kaiser, der nur darauf aus war, möglichst viel Geld von den Städten zu bekommen und durch sie den Adel im Schach zu halten, gewährte das eine mal den Fürsten Vorrechte, das andere mal den Städten, wie er eben die einen oder die andern brauchte; und so gestattete er auch 1376 dem Grafen, der das Geld für ihn einzutreiben hatte, Freiheiten, welche für die Reichsstädte drückend werden mußten. Dies veranlaßte die 14 Städte (von Ulm bis Rotweil) einen Bund mit einander zu schließen; sie erkannten des Kaisers Sohn, Wenzel, der eben zum deutschen König gewählt worden war, nicht an. Eberhard, der ihn anerkannte, erhielt dafür vom Kaiser die Stadt Weil und anderes als Pfand für 40 000 Goldgulden. Sogleich schloß sich Weil, bald auch Eßlingen dem Städtebund an. Da nun die Fürsten mit Macht rüsteten, so zog die Flamme des Kriegs bald verheerend durch Schwaben; diesmal kam schon auch das Schießpulver in Gebrauch. Der Kaiser belagerte Ulm vergeblich; die Städter raubten und sengten hin und her. Doch wars eine wunderliche Kriegführung, grausam und gemütlich zugleich: unter den Mauern von Ulm hielten Belagerer und Belagerte zwischen hinein ein Turnier ab; die Städter aber verbrannten Klöster (wie Denkendorf), Dörfer und Städte (Tuttlingen). Weil dann der Kaiser unter dem Hohn der Ulmer abziehen mußte, bauten diese zum Dank ihr Münster.

Fig. 16. Eberhard der Greiner und sein Sohn Ulrich.

Auf der neuerworbenen Burg Achalm lag Graf Ulrich, Eberhards Sohn, mit einer auserlesenen Schar von Rittern, um die Reutlinger am Auszug (den Ulmern zu Hilfe) zu verhindern. Aber diese zogen dennoch, 700 Mann stark, aus und verheerten das Ermsthal bis nach Urach hinauf. Ulrich stieg von der Burg herab, mit 232 Spießen, ihnen das geraubte Vieh abzunehmen, und erwartete die Städter bei der St. Leonhardskapelle (14. Mai 1377). Diesen kam aber ein zweiter Haufe Reutlinger entgegen, um die Beute sicher vorbei zu geleiten. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, das bald zum wirren Handgemenge wurde. Die Städter gaben keinen Pardon, sondern meinten sich ihres Lebens verzweifelt wehren zu müssen. Da wurden 78 Ritter getötet, worunter Grafen von Zollern, von Tübingen und von Schwarzburg, die andern entkamen mit dem verwundeten Ulrich auf die Burg.

Erzürnt über diese Niederlage des Sohnes soll der alte Eberhard zwischen sich und ihm das Tischtuch zerschnitten haben. Der junge König Wenzel, der damals für seinen Vater in Süddeutschland zu handeln hatte, neigte sich nun zu den siegreichen Städten, damit sie ihn anerkennten, nahm dem Grafen die Landvogtei ab (die auch seine Nachkommen nie mehr erlangten) und brachte (29. Sept.) eine Art Friede zustande. Die Städte wurden aber nur übermütiger, zogen noch weitere Stände wie Augsburg und ganz Appenzell in ihren Bund und einten sich mit dem Herzog von Österreich, der sich gerade so mächtig in Schwaben festsetzte (S. 79).

Im Juni 1378 zogen die Ulmer über die Alb herab, verbrannten Münsingen und acht Burgen, und machten große Beute. Mit den Eßlingern und Reutlingern zog man vor Stuttgart, beschoß die Stadt, hieb die Obstbäume um, schnitt die Weinreben ab und verheerte die Filder. Eberhard nahm Rache an Wimpfen und Eßlingen, mußte aber mit seinen Feinden zu Nürnberg 30. August 1378 einen Frieden schließen, der gegen 10 Jahre währte. Als der schwache Wenzel 1378 Alleinherr wurde, suchten die

Fürsten und Edelleute, welche immer mehr erfuhren, daß auf ihn kein Verlaß war, sich durch gemeinschaftliche Bündnisse, wie die Löwengesellschaft, die vom h. Georg, vom h. Wilhelm, zu helfen; ihnen gegenüber schlossen auch die Städte immer umfassendere und drohendere Bünde. Die 33 schwäbischen nahmen 1381 auch die linksrheinischen und Regensburg in ihre Einigung auf. Da machte nun

Sig. 17. Siegel Eberhards II. des Greiners.

Wenzel 1383 einen Landfrieden auf 12 Jahre, der alle Stände umfassen sollte; weil er aber für die Herren günstiger war als für die Städte, weigerten sich diese, ihm beizutreten. Immer höher stieg der Mut der Städte, 1385 waren es schon 38 schwäbische und 13 rheinische, die mit den Schweizerstädten eine Einigung schlossen. Da zog nun der österreichische Herzog Lupolt mit stattlichem Ritterheer gegen Luzern, fiel aber samt der Blüte des

schwäbischen Adels bei Sempach 9. Juli 1386. Der König aber hielt nun ganz zu den Städten.

Gegen diese Übermacht der Städte aber thaten sich Adel und Fürsten zusammen, worauf 1388 in Bayern, Schwaben, Elsaß und Franken zumal der wildeste Krieg losbrach. Die wirtembergischen Dörfer namentlich wurden greulich verwüstet.

Unseres Grafen Leute hatten sich auf dem Kirchhof von Döffingen verschanzt, da stürmten von Weil her am 23. August 1388 die Städter mit 800 Lanzenreitern und 2000 Fußgängern den Kirchhof. Aber Eberhard hatte schnell seine Verbündeten aufgeboten und kam nun mit einem Heer von 600 Lanzenreitern und 2000 Bauern von Leonberg herbei. Graf Ulrich, den die Schlappe bei Reutlingen immer noch brannte, stieg ab und drang mit seinen nächsten Begleitern voll Ungestüm auf die Gegner ein. Eine Lanze durchbohrte ihn, neben ihm fielen die Grafen von Löwenstein und Werdenberg und über vierzig Ritter und Edelknechte. Aber Eberhard rief laut: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Fechtet mannlich! Sehet, wie sie dahinten fliehen!“ Eben kam von Süden her der Herrenberger Vogt*) mit frischer Mannschaft. Da wichen die Nürnberger zurück und andere folgten ihnen. Der Hauptmann der Städter, Konrad Besserer von Ulm, fiel im Kampfe; andere Hauptleute wurden gefangen. Der Sieg war vollständig. Wohl 1000 Städter hatten das Leben verloren, 400 wurden gefangen; von Weil allein fielen 66, von Konstanz 43 Reiter. Aber der Sieg war teuer erkauft, auch auf Eberhards Seite zählte man 400 Gefallene, und unter ihnen war sein einziger Sohn. In trübem Sinnen saß der Greis die Nacht hindurch bei der Leiche seines Sohnes. Doch bald ging ihm ein neuer Freudenstrahl auf. Ulrich war mit Elisabeth, der Tochter des Kaisers Ludwig, vermählt gewesen. Von ihr hatte

*) Herrenberg mit Zubehör hatte Eberhard erst 1382 vom Tübinger Pfalzgrafen erworben; früher Tuttlingen u. a.

er einen Sohn, Eberhard, der schon auch mitfocht und eine Visconti von Mailand zur Gemahlin hatte. Diese gebar einen Knaben, und über diese Nachricht heiterte sich der gebeugte Greis wieder auf und rief: „Gottlob! Fink hat wieder Samen!“

Daran hängt sich eine Sage. Wolf von Wunnenstein, sonst ein Feind Eberhards, war doch noch mehr erbost über die Städter und half zu rechter Zeit den Sieg erfechten. Dankbar dafür lud ihn Eberhard ein, mit ihm nach Stuttgart zu reiten, und eine Zeit lang ritten sie nebeneinander, so lange Wolf den alten Groll hinunterschlucken konnte: aber endlich rief er dem Grafen zu „Gut Nacht! nun steht es wieder im alten Rechte!“ und ritt auf seine Burg bei Beilstein. Unterwegs „verbrannt er Zuffenhausen und trieb zu Westhain das Vieh hinweg.“ Als man dies dem Grafen berichtete, rief dieser lachend aus: „Alt Wölflein hat wieder Kochfleisch geholt.“

Die Macht der Reichsstädte war gebrochen. Hätte die Schlacht einen entgegengesetzten Ausgang genommen, etwa wie die von Sempach, so hätte Schwaben eine zweite Schweiz werden können. So aber mußten die Städte 1389 im Landfrieden von Eger, da Wenzel sie fallen ließ, ihren Bund aufgeben und sich mit den Herren vertragen. Am längsten weigerten sich die Ulmer, doch am 3. April 1391 gaben auch sie nach.

Es war hohe Zeit, daß man dem erschöpften Land einige Ruhe ließ, um sich wieder zu erholen. 1200 Dörfer lagen in Asche, Meilen weit war kein Weiler anzutreffen. Häuser und Güter wurden geplündert und verbrannt, Weinberge ausgereutet, Kornfelder umgeackert und mit Senfkörnern angesät, um sie unbrauchbar zu machen. Städte und Edelleute waren tief verschuldet; doch erholten sich jene schneller, wie denn Ulm in dieser Zeit das helfensteinische Gebiet (1396) mit Geißlingen u. s. w. ankaufte und seinen herrlichen Münsterbau (1377) begann. Im Innern der Städte aber ging es auch nicht immer friedlich her; in Ulm z. B. siegten nun eben die Bürger über die edlen Geschlechter.

Am 15. März 1392 starb der Greiner nach einer

fast 48jährigen Regierung, die nur wenige friedliche Jahre kannte. Obwohl man aber denken sollte, er habe genug zu thun gehabt, um die angeerbten Besitzungen zu behaupten, und seine Kriege werden ihn Geld genug gekostet haben, hinterließ er doch sein Land in einer Zeit, wo fast alle seine Nachbarn verarmten, bedeutend vergrößert; und zwar hatte er Alles durch Kauf erworben, nicht ein Dorf erobert. Er gewann Ebingen, Tuttlingen, den Rest von Teck, Gutenberg, Schiltach, Herrenberg. Die Grafschaft reichte nun von Heilbronn bis gegen Reutlingen, von Gmünd bis Neuenbürg.

5. Ein Blick ins kirchliche Leben.

Wir stehen in einer bewegten Zeit, da die überspannte Papstmacht in andern Ländern schon schwere Niederlagen erlitt, da der französische König (1309—77) den Papst in Avignon unter Aufsicht genommen hatte und Wiclif († 1384) die Engländer von ihm zu befreien versuchte. Auch Deutschland hatte sich ja für seinen König Ludwig gegen den Papst gewehrt (S. 75). Wie stand es damals um die Herzen der Schwaben? — Nachdem ein Erdbeben, das 1348 40 Tage lang währte, viele Häuser und Burgen (Löwenstein, Wildenstein, Gutenberg u. s. w.) zerstört und auch manche Leben gekostet hatte, brach der schwarze Tod, eine pestartige Krankheit, die von Asien herüberkam, über die Christenheit herein, bis 40 Millionen Menschen weggerafft waren. Die Krankheit begann mit heftigem Fieber und Blutspeien und ging in Blutzersetzung und allgemeinen Brand über. Gewöhnlich starben die Kranken am dritten Tage; kräftige Leute fielen oft plötzlich tot um. Kein Alter, Geschlecht und Stand wurde verschont, ganze Familien und Dörfer starben aus. Ulm füllte sich mit Flüchtlingen, die das Verderben um so sicherer ereilte. Da war bald alles Mitleid abgestumpft; mitten unter dem Angstgeschrei der Sterbenden hörte man die wilden Töne zügelloser Lust. Auch die

Geistlichen machten es nicht besser und in den Klöstern hörte alle Zucht und Ordnung auf.

Anstatt die Sündenschuld bei sich selbst aufzusuchen, warf man sie auf die Juden, die wegen ihres Reichtums verhaßt waren. Sie hatten freilich auch stark gewuchert, so daß z. B. der Kaiser 1342 der Stadt Hall die Gnade erwies, daß sie den Juden nicht volle 50 Prozent Zins zu zahlen brauche. Man warf ihnen vor, sie hätten die Brunnen vergiftet, und fiel mit unmenschlicher Wut über sie her. In Augsburg, Rotweil, Stuttgart, Horb, Reutlingen, Nagold, Ravensburg wurden Tausende von Juden lebendig verbrannt und ihre Häuser und Begräbnisplätze verwüstet. In andern Städten wurden sie wenigstens nackt und bloß von Haus und Hof vertrieben. In Eßlingen verschloßen sich sämtliche Juden in die Synagoge und zündeten sie selber an. Ulm verfuhr milder gegen sie. Der Kaiser mußte endlich die strengsten Befehle erlassen, um dieser Wut zu steuern; andererseits hat er auch manchen, wie z. B. unsern Grafen, Urkunden ausgestellt, welche sie von allen Judenschulden (bis a. 1349) los und ledig sprachen. Die Hinterlassenschaft der Juden in Eßlingen, Reutlingen ꝛc. nebst manchem Bußgeld kam den Grafen zu gut.

Aber auch diejenigen, welche das Strafgericht zu tieferem Ernst führte, wußten den rechten Weg nicht zu finden, um von Schuld und Strafe los zu werden. Man glaubte den Zorn Gottes durch selbstersonnene Bußübungen versöhnen zu müssen. Die Gesellschaften der Geißelbrüder in Italien verbreiteten sich nun über Deutschland. Diese Geißler zogen in weißer Kleidung, mit roten Kreuzen bezeichnet, umher und trugen eine Geißel, deren drei Riemen in Knoten mit vier eisernen Spitzen ausliefen. In Dörfern und Städten wurden sie mit Glockengeläute empfangen, als sie 1349 von Würzburg nach Hall, Eßlingen, Weil der Stadt, Calw, Herrenberg, Tübingen kamen und weiter nach dem Elsaß zogen. Kostbare Fahnen und gewundene Kerzen trug man ihnen vor, die Geißler

gingen nach, je zween und zween, und hatten alle Mäntelein an und Hüte auf mit roten Kreuzen; zween sangen vor und dann die andern alle nach.

Ihre Weise war also: „Hilf vns Herre durch din heiliges Blut,
Daß du an dem Cruce vergossen hest, Vnd vns in dem elende gelossen hest.
Nu ist die strosse also breit, Die vns zu vnser Frowen treit,
In vnser lieben Frowen lant, Nu helffe vns der Heilant.
Wir süllent die busse an uns nemen, Daß wir Gotte desto baß gezemen
Alldort in sins Vatter rich. Deß bitten wir dich alle glich,
So bitten wir den vil heilgen Criſt, Der aller welte gewaltig ist."

Wenn sie in die Kirche kamen, knieten sie nieder und sangen: „Jesus der wart gelabet mit gallen, Deß sullen wir alle an Cruce vallen," und da fielen sie alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte. Und als sie eine Weile so gelegen, hob ihr Vorsänger an: „Nu hebent uf uwere Hende, Daß Gott diß große Sterben wende, Nu hebent uf uwere Arme, Daß sich Gott vber vns erbarme," und dann standen sie auf, und das thaten sie drei Stunden lang u. s. w. Das Geißeln aber wurde täglich zweimal auf freiem Felde verrichtet; der Meister schritt über die auf der Erde liegenden, rührte sie mit der Geißel an und sagte zu jedem: Stant uf durch der reinen Martel Ere und hüte dich vor den Sünden mere! Dann schlugen sich die Aufgestandenen den entblößten Rücken blutig, indem sie singend um den Kreis herumgingen.

Man mußte ihrem Treiben mit Gewalt ein Ende machen, weil sich allerlei Unfug mit einschlich, wie die Vorlesung eines himmlischen Briefes Christi; das Gesindel, das sich an sie anschloß, erlaubte sich sogar Raub und Plünderung. Zuletzt predigten die Geißler die Nähe eines Gottesreichs, das die Armen reich und die Geistlichkeit sowie die Juden arm machen werde. Da wurden manche als Ketzer verbrannt.

Die Frömmigkeit bestand meist in äußerlichen Dingen, Kirchgehen, Almosengeben, Wallfahrten, Schenkungen an Kirchen und Klöster, und Gehorsam gegen die Geistlichkeit. Diese hatte es so weit gebracht, daß niemand weiter dachte, zweifelte oder fragte, als sie erlaubte. Das Wort Gottes lag in den Klöstern verschlossen, von ihren eigenen Bewohnern fast ebensowenig gekannt als vom Volk. Wenn

man diesem Volk etwas predigte, so waren es eher Märlein von den Heiligen, als gesunde Lehre. Im allgemeinen glaubte man doch, dem Papst, als dem Stellvertreter Christi, sei alle Macht auf Erden anvertraut, und auch der Kaiser trage sein weltliches Schwert von ihm zum Lehen. Sogar der Schwabenspiegel, das um 1275 geschriebene Landrecht, enthält diese Lehre. Immerhin fühlte man, daß der Papst in seiner Abhängigkeit von Frankreich, da er 1309—76 in Avignon wohnte, dem deutschen Volke wenig Nutzen brachte, aber sehr viel Geld abnahm.

Namentlich regte sich in den Städten, wo der Wohlstand größer und die Bildung mehr vorangeschritten war, bald ein gewisser Freiheitssinn. Von Hall war ja schon (S. 59) die Rede, wie dort 1248 das Volk sämtliche Welt- und Klostergeistlichen aus der Stadt jagte. Ähnliche, aber stillere Bewegungen folgten in andern Städten. In Ulm waren es die Weber, Schuhmacher und Kürschner, welche unter sich Vereine bildeten und aus der Bibel reinere Lehren schöpften. Sie hingen wohl mit den Gottesfreunden in Straßburg und am Oberrhein hinauf zusammen, die ohne Rumor Gottes Willen zu folgen suchten. Zu ihnen gehörte ein Herr von Berg, der fromme Bußprediger Heinrich Seuß, der 1365 in Ulm starb. Aber auch waldensische Reiseprediger drangen vielfach in Schwaben ein und empfahlen durch Sittenreinheit ihr einfacheres Christentum. So wahrscheinlich die Evangelier (um 1300). Die „Winkeler" lehrten, daß weder Maria noch die Heiligen den Menschen helfen können, noch Seelenmessen und was Papst oder Priester thue, sondern Gott allein (um 1380). Vorsichtig lehrte der Rektor Munsinger in Ulm, man dürfe nicht die Hostie für Gott halten, sondern nur sagen, der Leib Christi sei darin. Von den Dominikanern 1385 darüber verketzert, wurde er doch von zwei Universitäten freigesprochen.

Unter den Deutschherren hat Ludwig von Liebenzell in Litauen und Preußen viel gewirkt (1280—1300), nicht bloß durch Tapferkeit, sondern auch in der Gefangenschaft

unter Heiden durch Geistesmacht und Liebe, indem er 1600 Feinde für das Christentum gewann. Sonst aber war an den geistlichen Orden immer viel zu reformieren, und blieben doch die Früchte spärlich.

6. Eberhard III. 1392—1417.

Auf den streitfertigen Eberhard folgte sein Enkel, Eberhard der Milde oder Friedsam genannt. Nicht, als ob Eberhard sein Schwert hätte rosten lassen; wo es die Not erforderte, da war er auch rüstig bei der Hand, wie er denn für den König gegen Straßburg stritt, ja 1393 gegen die Heiden in Preußen mitkämpfte. Aber einesteils war er wirklich friedliebender Natur, andernteils hatten sich auch die Zeiten geändert; Fürsten und Städte waren der langen Kämpfe müde. Es war nun leichter, friedliche Verbindungen zwischen den verschiedenen Reichsständen anzuknüpfen, und die Bemühungen, welche Eberhard darauf verwendete, haben ihm seinen schönen Beinamen erworben. Er schloß Einigungen mit den Städten. Daneben war er ein staatskluger Fürst, der in allgemeinem Ansehen stand und oft Vermittler und Schiedsrichter sein mußte. Die alte wirtembergische Sparsamkeit aber bekam einen Riß durch seine beiden Gemahlinnen Antonia Visconti, und nachher Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Nürnberg. Durch sie kam mehr Pracht und Aufwand an den wirtembergischen Hof, als bisher der Brauch gewesen war, daher nicht mehr so viel Geld übrig blieb, um auch neue Erwerbungen zu machen. Doch brachte Eberhard Murrhard, Balingen, Mössingen, Öschingen, Neckartenzlingen, Bietigheim u. a. Orte zu Wirtemberg, während freilich auch einiges früher Erworbene (Sigmaringen und

Sig. 18. Siegel Eberhards III. (1406).

Veringen) wieder verloren ging. Mit Ulm und zwölf andern Reichsstädten schloß er ein Bündnis auf sechs Jahre (1395), das a. 1400 erneuert wurde, und dies kam ihm gleich darauf gut zustatten, als ein von vielen Rittern in Schwaben und am Rhein geschlossener Bund, der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt, Miene machte, Wirtemberg anzugreifen. Sie arbeiteten der fürstlichen Landesherrschaft entgegen und nannten sich nach ihrem Abzeichen, einem silbernen Schlegel, den die Mitglieder am Halse trugen. Eberhard kam ihnen zuvor, und die Reichsstädte, welche von den räuberischen Schleglern auch nichts Gutes zu erwarten hatten, unterstützten ihn mit Geschütz. Er hatte Nachricht, daß drei Häupter des Bundes in Heimsheim beisammen seien. Eilends zog er heran, ließ Feuerpfeile in die Stadt werfen, welche die engen Straßen in Brand steckten, und verwahrte die Ausgänge, daß niemand entfliehen konnte. Die drei Schlegelkönige, von Stein, Enzberg, Berneck, mußten sich ergeben. Das war am 24. September 1395. Und da nun König Wenzel und andere Landesherren gegen die Schlegler auftraten, so entfiel diesen der Mut; sie lösten sich auf (1396 in Brackenheim).

Als dann von der Wahl eines neuen Königs die Rede war (denn Wenzel war so unfähig, daß man ihn 1399 geradezu absetzte), wurde auch Graf Eberhard ohne sein Zuthun unter den wenigen Wählbaren genannt. Es wurde aber (August 1400) Pfalzgraf Ruprecht gewählt, der in Schwaben, das er 1401 besuchte, zwar durchdrang, aber im ganzen auch nicht viel ausrichtete. In Staat und Kirche herrschte die größte Unordnung und Verwirrung. Baden und Wirtemberg gerieten in allerlei Händel, darob 1402 das Kloster Herrenalb verbrannt wurde; dann machten sie 1405 in Marbach mit Andern einen Bund ohne, ja gegen den König. Und Wenzel dankte immer noch nicht ab, sondern schürte das Feuer. Als nach Ruprechts Tode 1410 Wenzels Bruder Sigmund gewählt wurde, fand er in Eberhard eine kräftige Stütze; damals hatte man eine Zeit lang gar drei deutsche Könige.

Und statt Eines Papstes gab es damals auch drei, von denen jeder der rechte sein wollte und die andern in den Bann that. Wer sollte nun darüber entscheiden, und welchen sollte das Volk für den rechten halten? Dazu kam das ärgerliche Leben des größten Teils der Geistlichkeit, so daß endlich die eifrigsten Anhänger der Kirche eine Besserung derselben an Haupt und Gliedern laut verlangten. In Böhmen predigten Joh. Hus und Hieronymus ohne Rückhalt gegen das Verderben der Kirche in Lehre und Leben. Unter diesen Umständen sah Sigmund die Notwendigkeit ein, durch eine allgemeine Kirchenversammlung dem Wirrwarr ein Ende zu machen. Nachdem er sich Okt. 1414 in Hall von den Schwaben hatte huldigen lassen, brachte er den Papst Johann XXIII. dazu, eine solche nach Konstanz zu berufen und sich selbst dabei einzustellen. Gegen 18,000 Geistliche und 100,000 weltliche Personen kamen zu dieser Versammlung, auch Kaiser Sigmund mit Gemahlin, der unterwegs die Gräfin von Wirtemberg, seine Nichte, mitnahm. Am Christtag 1414 trafen sie in Konstanz ein, wo auch Eberhard sich einmal einfand. Hus war schon am 3. Nov. dort angelangt, nachdem er in Biberach und andern Orten auf der Durchreise mit vielen geredet und disputiert hatte. Zwar wurde nun von der Kirchenversammlung der sittenlose Johann XXIII. abgesetzt, und ebenso die beiden andern Gegenpäpste, wogegen dann Martin V. zum allgemein anerkannten Oberhaupt der Kirche gewählt wurde; aber die Hauptsache, eine Verbesserung der Kirche in Zucht und Lehre, kam nicht zustande, obgleich die Versammlung bis zum J. 1418 beisammen saß; vielmehr lud sie noch die greuliche Blutschuld auf sich, daß sie die Wahrheitszeugen Hus und Hieronymus als Ketzer verbrennen ließ.

Zu Anfang des Jahres 1417 starb Eberhard am Sauerbrunnen zu Göppingen, wo er seine Gesundheit hatte wiederherstellen wollen.

7. Eberhard IV. und seine Witwe. 1417—1426.

Eberhard IV. war geboren eben als sein Urgroßvater bei Döffingen siegte und sein Großvater auf dem Schlachtfeld blieb. Schon als Knabe wurde er 1397 mit der reichen Gräfin Henriette von Montfaucon verlobt, und bekam dadurch die Grafschaft Mömpelgard, die 400 Jahre wirtembergisch blieb, dann aber an Frankreich abgetreten, den Grund zur Erwerbung von Neuwürttemberg legen sollte. Es ist dies der einzige Besitz, der durch Heirat an Wirtemberg gekommen ist. Auch gewann Eberhard Obern-

dorf, Ottenhausen u. a. und hätte nun können in den Fürstenstand erhoben werden; wollte aber lieber ein großer Graf, denn ein kleiner Fürst sein. Seine Gemahlin gab übrigens die Herrschaft über Mömpelgard zeitlebens nicht aus der Hand; sie hatte ein streitsüchtiges, mannhaftes Wesen und ward ihm so widerwärtig, daß er keinen Umgang mehr mit ihr haben wollte, trotz aller Vermittlungsversuche des Pfalzgrafen Ludwig. Dann hatte er eine Fehde mit dem Pfalzgrafen Otto wegen Wildbergs, die aber durch den Pfalzgrafen Ludwig vermittelt wurde. Er starb 2. Juli 1419 in Waiblingen an einer Seuche, die sich von Konstanz her durch Schwaben verbreitet hatte, in demselben Monat, wo die Hussitenkriege ihren Anfang nahmen, über welche der alte König Wenzel so erschrak, daß er starb.

Eberhards Söhne, Ludwig I. und Ulrich V. waren dazumal noch Kinder, sieben und sechs Jahre alt; das war der Gräfin Henriette erwünscht, denn nun erhielt sie die Vormundschaft. Indessen wurde ihr ein Vormundschaftsrat von 30 Herren an die Seite gestellt, mit dem sie in beständigem Streite lebte. Die Vormundschaft setzte 1420 ein Verzeichnis über alle Lehen- und Eigengüter des Hauses Wirtemberg auf, das für die Geschichte des Staatsgebiets von Wichtigkeit ist. Einmal, 1422, verfiel das ganze Land dem Banne, weil eine Kirche in Ehningen nicht gehörig gegen etliche Ritter geschützt wurde. Auch wollten die Fehden gar nicht aufhören. Doch wurden Hornberg und Pfalzgrafenweiler erworben. Mit den Herren von Geroldseck gab es einen Streit, in welchem die tapfere Gräfin selbst ihnen Sulz wegnahm (Nov. 1420). Darüber entrüstete sich der gewaltthätige Graf Fritz von Zollern, sonst ein wirtembergischer Lehensträger, und kündigte der Gräfin den Dienst auf mit den Worten: „Dieses Mensch wird mich ja doch nicht fressen!“ Sie ließ ihm sagen: „Nicht nur dich, sondern auch deine unüberwindliche Burg und alle deine Besitzungen werde ich verschlingen, damit du erfahrest, daß du kein schwaches Weib, sondern deine

Fürstin beleidiget habest.“ Die Wirtemberger und Reichs-

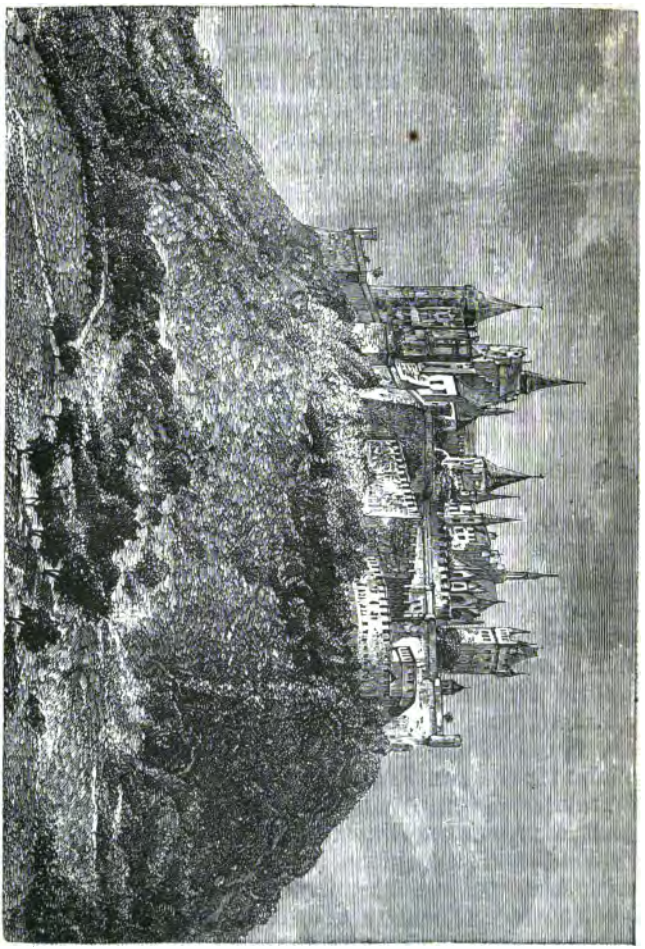


Fig. 19. Die heutige Burg auf Hohenzollern.

städter (denn auch Rotweiler und Rotenburger hatte „der

Öttinger" gefangen genommen) zogen vor Hohenzollern und umschlossen die Burg mit großer Macht, schossen auch steinerne Kugeln aus Ulmer Donnerbüchsen. Der Graf entfloh, wurde aber später gefangen genommen und von der beleidigten Henriette nach Mömpelgard geschickt, wo er sieben Jahre saß. Die Besatzung wurde 15. Mai 1423 durch Hunger genötigt, sich zu ergeben, die Raubburg aber gänzlich zerstört und ihr Wiederaufbau vom Kaiser verboten.

Als sieben Jahre später Graf Eitelfritz sie bauen wollte, zogen die Städter eilends heran und verbrannten die Baumaterialien. Erst 1454 stieg sie aus den Ruinen wieder empor; Graf Fritz war 1443 auf einer Wallfahrt nach Palästina gestorben. Zum Wiederaufbau halfen den tief erniedrigten Grafen die brandenburgischen Stammvettern; ein anderer Zweig des Geschlechts, der Nürnberger Burggrafen, war nämlich 1414 in die Mark verpflanzt worden und erwuchs dort zum kräftigen Stamm des glorreichen preußischen Königshauses. Die neue Burg wurde 1461 eingeweiht.

8. Ludwig I. und Ulrich V. 1426—1450.

Im gesegneten Weinjahre 1426 trat der friedliebende Graf Ludwig I. die Regierung selbst an. Bereits hatten die Hussitenkriege begonnen. Die Anhänger des verbrannten Hus nämlich verlangten freie Religionsübung, und Kaiser Sigmund, der nun auch König der Böhmen geworden war, verweigerte sie, weil er dachte, er könne leicht Meister über sie werden. Aber da hatte er sich gewaltig verrechnet. Gleich der erste Kriegszug gegen sie 1421 fiel unglücklich aus, und die benachbarten Länder wurden von den Hussiten überfallen. Ein Reichsheer wurde nun zusammengebracht, zu dem auch Wirtemberg 100 Reisige mit 140 Pferden zu stellen hatte. Aber auch dieser Kriegszug mißlang. Die Stellung und der Einfluß der Hussiten wurde immer bedrohender. Joh. von Dründorf, ein in Prag zum Priester geweihter Sachse, forderte Weinsberg auf, dem Banne, den der Bischof von Würzburg über die Stadt ausgesprochen hatte, weil sie sich für ihre Freiheit wehrte, zu trotzen; er bestritt die weltliche Herrschaft des Papstes und der Prälaten, auch allen Wert der Ablässe,

und ermunterte zum Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Er wurde deshalb in Heilbronn gefangen genommen und 1425 in Worms verbrannt. Bei dem nächsten Heereszug 1427 hatte Wirtemberg 3000 Mann zu stellen, die schwäbischen Reichsstädte 6000. Was halfs? Auch dieses Heer wurde von den ungläubigen Hussen in die Flucht geschlagen, wiewohl sie nur mit Dreschflegeln und Piken bewaffnet waren. Vier Jahre später rüstete man abermals; ein Heer von 100 000 Kriegern kam zusammen, floh aber schmählichst. Nun erst versuchte man gütlichen Vergleich, der dann auch auf der Kirchenversammlung zu Basel (1433) zustande kam. Damals erschien auch ein Ulmer, Fried. Reiser, der von den Böhmen gefangen, die dortige Lehre und Sittenzucht liebgewonnen hatte, in Heilbronn, Pforzheim ꝛc. und suchte die Zahl der „Bekannten" (heimliche Hussen) zu mehren; er wurde aber später verraten und in Straßburg 1458 verbrannt. In Basel verhandelte man bis 1448, und dennoch geschah nichts Erhebliches für Kirchenverbesserung. Natürlich! Die, welche am meisten dabei zu sagen hatten, hätten mit der Besserung bei sich selbst den Anfang machen müssen!

Kaiser Sigmund, der 1431 selbst durch Wirtemberg zog und in Balingen, Tübingen und Schorndorf fürstlich bewirtet wurde, zeigte unserem Grafen ein besonderes Zutrauen, weil er der Räuberei nach Kräften zuwider sei.

Als auch Graf Ulrich 1433 zur Mitregierung gelangte, wurden beider Vorrechte von dem Kaiser bestätigt und vermehrt. König Albrecht II. bestellte sie 1438 zu Schirmern des Landes an Donau und Lech. Aeneas Sylvius heißt diese Grafen die mächtigsten Deutschlands, und Herzogen vergleichbar. Sie galten aber für unfügsam sowohl gegen Rom, wie gegen das Reich. Ludwig, früher leichtsinnig, sei durch seine Heirat (mit der Pfalzgräfin Mechthild 1434) bedeutend gebessert worden, und beide Brüder haben eine Freude an Gelehrten, insbesondere an Theologen. Sie schlossen Einungen mit Städten und Fürsten und ließen sich die Handhabung des Landfriedens angelegen sein.

Aber die Gemeinschaftlichkeit that nicht lange gut. Als 1441 Graf Ulrich sich mit Margarete von Cleve vermählte, hielt man es für nötig, das Land zu teilen, was freilich in aller Freundlichkeit geschah (23. April 1441). Der Neckar bildete die Scheidelinie; was östlich davon, auf der Albseite, lag, wurde Ludwigs Anteil, die andere Seite Ulrichs. Stuttgart blieb gemeinschaftlich. Aber in kurzer Zeit stellte sichs heraus, daß die Teilung zu ungleich ausgefallen war, und 25. Januar 1442 wurde daher eine neue vorgenommen, in welcher Graf Ludwig den (westlichen) Uracher Teil bekam mit den Ämtern Urach, Tübingen, Oberndorf, Hornberg, Dornhan, Dornstetten, Calw, Neuenbürg, Wildbad, Nagold, Herrenberg, Böblingen, Leonberg, Gröningen, Bietigheim, Vaihingen, Brackenheim, Güglingen und Reichenweiher samt 124 Lehensträgern. Ulrich erhielt den (östlichen) Neifener Teil mit den Ämtern Nürtingen, Neuffen, Grözingen, Waiblingen, Schorndorf, Göppingen, Kirchheim, Stuttgart, Cannstatt, Backnang, Bottwar, Marbach, Balingen, Ebingen, samt 139 Lehensträgern. Wäre es bei dieser Teilungsluft geblieben, so wäre das mühsam zusammengebrachte Ländlein in viele kleine und arme Herrschaften zerfallen, da auch die späteren Besitzer an Pracht und Aufwand hinter ihren mächtigeren Vorfahren schwerlich zurückgeblieben sein würden. Glücklicherweise aber waren die Teilungsversuche nur vorübergehend (1441—82), und die getrennten Hälften schlugen immer wieder zusammen. Dagegen hatte natürlich die Verdopplung der Hofhaltungen keinen wohlthätigen Einfluß auf das altwirtembergische Gesetz der Sparsamkeit, ohne welche eine Erweiterung des Besitzes nicht denkbar war. Überhaupt ist von der Zeit Eberhards III. an der Ländererwerb so ziemlich stille gestanden. Doch wurde noch im J. 1440 Wildberg mit Bulach gekauft, worüber die Grafen mit ihrer Mutter in einen langen, widerwärtigen Streit gerieten, der erst mit ihrem Tode 1444 ein Ende erreichte. Die Grafen, welche sie einmal in Nürtingen hatten einsperren lassen, wohnten doch beide der

Bestattung in Mömpelgard bei. Bald darauf wurde dieses (das dem Grafen Ludwig durchs Los zufiel) arg mitgenommen durch französische Truppen, „die Armengecken“ (Armagnacs), welche der Kaiser selbst gegen die Schweizer herbeigerufen; dann rüstete man sich zu einem ernstlichen Kriege wider die Schweizerbauern, „die Verdrucker des Adels“, der aber durch friedliche Übereinkunft verhütet wurde.

Nun aber, 1449, entstand wieder ein fast allgemeiner Krieg zwischen den 31 Reichsstädten und den Fürsten und Edelleuten in Franken und Schwaben. Der Wohlstand des Adels war immer mehr herabgekommen; in den Reichsstädten dagegen, wo Gewerbe und Handel blühten, wurde der Bürgerstand immer kräftiger und wohlhabender. Die stolzen Edelleute konnten das nicht ohne Neid ansehen; ihre Güter gingen nach und nach in den Besitz der Städte über; um nicht zu unterliegen, schloß sich der Adel wieder enger an die Fürsten an, die gleichfalls gegen die Reichsstädte viel zu klagen hatten, weil diese Bauern aufnahmen, den Zoll erhöhten ꝛc. Zuerst brach der Markgraf von Ansbach gegen Nürnberg los und verheerte alles bis Hall und Ulm. Dann, Juli 1449, zog der von Baden vor die Stadt Weil und verheerte ihr Gebiet. Kaum hatte Ulrich, 5. August, nach Eßlingen einen Fehdebrief geschickt, so verbrannten dessen Bürger das Kloster Weil und raubten den Nonnen auch „ihren Palmesel und ihren Herrgott.“ Zell, Obertürkheim, Uhlbach, Möhringen und Vaihingen u. s. w. wurden ausgeplündert und verbrannt. Am 1. Sept. erlitten die Gmünder eine beträchtliche Niederlage; am 4. September lagerten sich Graf Ulrich und der Markgraf von Baden mit 800 Reitern und 5000 Fußgängern vor Eßlingen und beschossen es zwei Tage lang. Ihre Kanonen müssen zahm gewesen sein, denn von 81 Schüssen wurde nur ein Vogel und ein Schwein getroffen. Hatten die Belagerer die ganze Umgegend der Stadt verwüstet, so gaben es ihnen die Städter mit Wucher heim. Einem Türkheimer, der sich

nach Eßlingen begeben, ließ Ulrich als eidbrüchigem Unterthan die Augen ausstechen und die Hand abhauen; als die Rotweiler Hohenberg erstürmten, stürzten sie die Verteidiger über die Mauer herab. Die Ulmer zogen brennend und sengend ins Brenz- und Filsthal und auf Eßlingen zu. Bei Nellingen aber überfiel sie (3. Nov.) Graf Ulrich und jagte sie in die hinfort eingeschlossene Stadt, aus deren Nähe einmal 130 grasende Weiber und Kinder gefangen und nach Stuttgart gebracht wurden. Ebenso litt Heilbronn, litt das Oberland (von eingefallenen Schweizern), bis Verheerung, Teurung und Hungersnot die Streitenden friedlicher stimmten und am 22. Juni 1450 in Bamberg unter Vermittlung Friedrichs IV. eine Aussöhnung zustande kam. Die Städtekriege im großen hatten nun ein Ende erreicht; die Städtebünde wie die Adelsbündnisse erlahmten.

Klüger war Graf Ludwig gewesen; er hatte sich nicht in den Krieg gemischt, sondern überall vermittelt, auch Blaubeuren u. a. erworben. Er starb am 23. Sept. 1450 zu Urach. Seine Söhne, Ludwig II. und Eberhard V., waren noch ganz jung; ihre Mutter Mechthild mußte die Vormundschaft an Graf Ulrich abgeben. Mechthild, die Tochter des Pfälzer Kurfürsten Ludwig, war eine treffliche Fürstin von großer Bildung; daher lag es ihr an, ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung zu geben, wie sie denn selbst auch Lateinisch verstand. Allein die übrigen Vormünder hatten hierin andere Ansichten und verboten dem Lehrer mit Berufung auf des Vaters letzten Willen, die jungen Grafen im Latein zu unterrichten. Der ältere war freilich sehr kränklich und mußte geschont werden, aber Eberhard, geboren 11. Dez. 1445, war kräftig und talentvoll, und weil sein lebhafter Geist nicht hinlänglich beschäftigt wurde, so verfiel er auf allerlei Mutwillen und wurde ein wilder Knabe. Als Ludwig 1457 starb, beriet sich Ulrich auch mit der Landschaft des Uracher Teils auf einer Tagfahrt in Leonberg und bekam die Regentschaft. Die Gräfin heiratete (1452—63) den

Erzherzog Albrecht von Österreich, wohnte später als Witwe, gewöhnlich das Fräulein von Österreich genannt, in Rottenburg und hat viel mit Gelehrten und Dichtern verkehrt. Aus ihrer Heimat war ihr die Universität Heidelberg (wo sie 1482 starb) so lieb geworden, daß sie ihren zweiten Gemahl 1454 zur Gründung einer andern in Freiburg bewog und 1477 noch die Hochschule in Tübingen stiften half (S. 109).

Fig. 20. Siegel der Gräfin Mechthild (1450).

Vorerst aber handelte es sich noch nicht um Friedenswerke. Graf Ulrich hatte unaufhörliche Fehden zu bestehen, bald mehr bald minder glücklich, mit Helfenstein und Horneck, mit Grafen, Raubrittern und Reichsstädtern. Unter allen Gegnern machte ihm am meisten zu schaffen Mechthilds Bruder, der Pfalzgraf Friedrich, auch „der böse Fritz" genannt, der sich schon in die Vormundschaft eingedrängt hatte und immer die Ruhe störte. Man focht 1458 um Widdern, 1460 um Maulbronn und Laufen. Es kam am Ende zu einem Reichskrieg. Damals trug den Kaisernamen Friedrich IV. (1440—93) der lässigste und schlaffste von allen Inhabern des deutschen Throns, dem darum auch niemand gehorchte. Er verweigerte dem Pfalzgrafen den Kurfürstentitel, und der Markgraf Albrecht von Anspach-Brandenburg, der statt seiner handelte, konnte den Trotz des Pfälzers und des mit ihm verbündeten Bayernherzogs nicht brechen. Da ernannte der Kaiser den Markgrafen und den Wirtemberger 1461 zu Reichshauptleuten und gebot, das ganze Reich solle dem Reichspanier, das bei Ulrich war, zuziehen. Der Papst wenigstens half mit einem Bannfluch gegen den Pfälzer. Im Juni 1462 brach Ulrich mit seinen Leuten von Stuttgart auf und vereinigte sich bei Pforzheim mit dem Markgrafen von Baden und den Bischöfen von Metz und Speier, zusammen 8000 Mann. Unter Brand und Verheerung zogen wohl

700 Reiter bis in den Winkel, den der Neckar und der Rhein bilden. Sie waren der Meinung, der Pfalzgraf selbst sei weit von dannen, und besorgten daher nichts. Aber der schlaue Fritz hatte sie durch ein falsches Gerücht hintergangen, und nun, da sie vor sich Rhein und Neckar hatten, über die keine Flucht möglich war, fiel er mit 1000 Reitern und 2000 Fußgängern aus dem Schwetzinger Wald ihnen in den Rücken und brachte sie tüchtig in die Klemme. Mit verzweifelter Tapferkeit stürmten sie 30. Juni auf die Pfälzer los und töteten dem Pfalzgrafen das Pferd unter dem Leibe. Dennoch gewann er einen vollständigen Sieg bei Seckenheim. Graf Ulrich, Markgraf Karl von Baden und sein Bruder Georg, Bischof von Metz, fielen nebst 115 Rittern und Herren und 248 Knechten in Friedrichs Gewalt. „Da schlug und fing ein junger Pfälzer einen Bader, Jäger und Selzer.“ Ulrich (mit dem Jägerhorn auf dem Helm) ergab sich nach tapferer Gegenwehr an Hans von Gemmingen. Der böse Fritz führte seine Gefangenen im Triumph auf das Heidelberger Schloß, ließ sie in Fesseln legen, im Winter in ungeheizten Zimmern aufbewahren und überhaupt hart behandeln, um ein desto größeres Lösegeld zu erpressen. Einmal soll er seinen Gefangenen ein stattliches Mahl gegeben haben, aber ohne Brot. Gefragt, warum das Brot fehle, habe er ins Neckarthal hinausgewiesen auf die verbrannten Kornfelder, die rauchenden Mühlen und Scheunen und gesagt: „Wartet, bis die Stoppeln wieder wachsen und die Mühlräder wieder laufen.“ Schade, daß die Erzählung nicht wahr ist; der Pfalzgraf ließ die Gefangenen sogar fünf Wochen lang in den Stock schließen.

Als die Nachricht von diesem Unfall nach Stuttgart kam, war die Bestürzung groß, denn Ulrich war „der Vielgeliebte.“ Weder Kaiser noch Papst konnten etwas Rechtes für die Gefangenen thun, und die Bedingungen, welche der Pfalzgraf für ihre Loslassung festsetzte, waren so schwer, daß man sich eine Weile besinnen mußte. Gegen 100 000 Gulden Lösegeld kam endlich im April

1463 Graf Ulrich wieder los. Da aber außerdem noch die Söldner bezahlt werden mußten, und Ulrich bei seiner Gutmütigkeit nie etwas übrig hatte, wurde jetzt manches Besitztum verkauft oder verpfändet. Der Kaiser zahlte nichts, und dem Pfalzgrafen, der im Fall einer Aussöhnung an den Lösegeldern etwas namhaftes nachlassen wollte, vergab er auch nicht.

9. Ulrich V. (1433—80) und Eberhard V. 1459—80.

Auch Graf Eberhard V., der 1459 die Regierung des Uracher Landesteils angetreten hatte, war im letzten Krieg bei Heidenheim (Juli 1462) von den Bayern geschlagen worden, und verlor sogar das Reichspanier. Man hatte es ihm an Erziehung und Unterricht sehr fehlen lassen; so umgab er sich denn mit jungen Räten, die seines Sinnes waren, und an seinem Hofe gings mit Ringen, Tanzen, Fechten, Stechen, Jagen und Bankettieren gar lustig her. Durch solch zügelloses Leben legte er den Grund zu der Kränklichkeit, welche ihn späterhin beläftigte; und da schon unter seinem Vater der Uracher Hof übel gewirtschaftet hatte, konnte es auch an dem nicht fehlen, was damals zum Gefolge der Fürsten gehörte, an Schulden. So mußte er einen Wochenpfennig auf 4 Jahre ausschreiben, den jeder Bürger zu zahlen hatte. Übrigens schloß er Bündnisse zur Erhaltung der Ruhe mit dem Pfälzer Oheim, wie auch August 1464 mit seinem Oheim Ulrich, da sich die Städte und Ämter beider Grafen gegenseitig verpflichteten, im Kriegsfall nach Vermögen zu helfen. Der Bund wurde 1467 erneuert „zum Schutz der Witwen und Waisen, Reichen und Armen, Reisenden, Pilgrime und Kaufleute, Gotteshäuser und aller ehrbaren Leute."

Graf Ulrich hatte in seinen letzten Jahren viel Hauskreuz. Er ließ es an nichts fehlen, um seine beiden Söhne fürstlich erziehen zu lassen; aber er war zu schwach, um ihren Willen zu beugen. Den älteren Sohn hatte er an den burgundischen Hof geschickt, der damals der

glänzendste war, und auch an den Hof Ludwigs XI. von Frankreich. Eberhard kam als ein ausschweifender und frecher Jüngling zurück, den auch die Vermählung mit der Tochter des mächtigen Markgrafen Albrecht nicht zügeln konnte. Der jüngere Sohn Heinrich ward, obwohl leichtsinnig, für den geistlichen Stand bestimmt; der Vater schickte ihn zu weiterer Ausbildung nach Italien, verkaufte sogar das Dorf Pappelau um 1650 Gulden, um das Reisegeld aufzutreiben. Aber Heinrich hatte keine Freude am geistlichen Stand, wenn er auch schon 1465—67 Koadjutor von Mainz war. Ulrich konnte klagen: „Wenn nur von meinen Söhnen der eine ein Schmalzhafen, der andere eine Waschgelte wäre, daß ich sie auch andern leihen könnte! Ich habe sie zu lieb gehabt!"

Während es mit diesen beiden Grafen immer schlimmer wurde, rang sich dagegen ihr Vetter, Graf Eberhard V. in Urach, infolge eines innern mächtigen Antriebs empor und wählte sich erfahrene weise Männer zum Umgang, von denen er etwas lernen konnte, wie den Prior Konrad von Münchingen und seinen treuen Rat Georg von Ehingen. Letzterer erzählte ihm viel vom Morgenland und von Afrika, wo er glorreich gekämpft hatte, und erweckte dadurch in dem jungen Grafen die Lust, eine Pilgerfahrt zu machen, die zugleich eine Art von Buße für die Vergehen seiner Jugend sein sollte. Er gewann die Einwilligung seiner Mutter, und mit dem Wahlspruch: „Ich wags!" (Attempto) trat er, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt, an seines Vaters Grab in Güterstein vom Herrenalber Abt geweiht, am 10. Mai 1468 die Reise an; begleitet von 24 Edelleuten, zwei Kaplanen, einem Arzt, einem Wundarzt, drei Trompetern, zwei Köchen und etlichen Dienern und Schützen. Von Venedig, wo er die Vermählung des Dogen mit dem Meer geschaut, kam er am 29. Juni nach Joppe und hielt am 8. Juli seinen Einzug in Jerusalem. Dort wurde er über dem heiligen Grab zum Ritter geschlagen, worauf er den Bart wachsen ließ. Er besuchte noch Bethlehem und den Jordan

und traf über Neapel und Rom am 24. November wieder in Urach ein. Ein Weißdorn, den er als Reis mitgebracht und im Einsiedel in die Erde gesteckt hatte, wuchs dort zu einem mächtigen Baume heran. Bei seiner Zurückkunft wurden ihm von Fürsten und Städten viele kostbare Geschenke verehrt, unter anderem mehr als dreißig silberne Becher, ein Beweis, wie viel man aufs Trinken hielt.

Eberhard hatte das Glück, in der trefflichen Barbara Gonzaga von Mantua eine Gemahlin zu finden, mit welcher er in größter Eintracht lebte und die namentlich auch eine gute Haushälterin war. Gegen die Unterthanen bewies sie sich so teilnehmend, daß sie in einer Teurung sagte, sie wolle lieber mit den Bauern Speck und Erbsen essen, als sie Hunger leiden lassen. Bei der Hochzeit übrigens, die am 4. Juli 1474 zu Urach gefeiert wurde, gings hoch her. Täglich wurden 13 000 Personen gespeist, aus einem Brunnen mit drei Röhren floß Wein für das Volk, und man brauchte im Ganzen 16 Eimer fremde und 500 Eimer inländische Weine und 165 000 Brote. Die Hochzeitsgäste hatten 4280 Pferde mitgebracht.

Natürlich gabs auch wieder neue Fehden, zwischen Wirtemberg und Baden, Graf Ulrich und Eßlingen, Wirtemberg und denen von Geroldseck in Sulz, welches Eberhard 1471 eroberte; mit Herzog Sigmund von Österreich gelang es ihm weniger. Dagegen kam es am 12. Juli 1473 zu dem Uracher Vertrag. Graf Ulrichs zweiter Sohn, Heinrich, wollte nämlich durchaus eine eigene Herrschaft haben, und da Ulrich keine übrige hatte, kam ihm Eberhard zu Hilfe. Er trat auf dem Landtag in Urach Mömpelgard und die elsäßischen Besitze an Heinrich ab, unter der Bedingung, daß, wenn Eberhard oder Ulrich und sein Sohn ohne Leibeserben stürben, das Land wieder vereinigt werde, „damit beide Landesteile wieder zusammenkommen und auch fürderhin desto besser ungetrennt bei einander bleiben möchten." Die Städte Stuttgart,

Tübingen, Nürtingen, Urach, Kirchheim, Gröningen, Schorndorf und Rosenfeld bekräftigten diesen Vertrag durch ihre Siegel; 40 weitere Vertreter beschworen ihn.

Graf Heinrich ließ sich in Mömpelgard huldigen und trat die Regierung an (1473). Aber wie er an diesem Vertrag bald wieder rüttelte, so geriet er auch in Uneinigkeit mit dem stolzen Herzog Karl von Burgund, und als er einmal nach Metz ritt, ließ ihn der Herzog gefangen nehmen. Bei der bald darauf erfolgten Belagerung von Mömpelgard ließ der Herzog den Grafen auf dem benachbarten Krottenberge hinknieen und stellte den Scharfrichter mit bloßem Schwert hinter ihn. Der Kommandant der Stadt, der ritterliche Schriftsteller Markwart von Stein, war fest genug, die Stadt dennoch nicht zu übergeben; aber der arme Graf hatte durch diese Todesangst und die lange Gefangenschaft, die bis zum Tod des Herzogs währte, so gelitten, daß er in eine Art von Geisteszerrüttung verfiel. Seine Befreiung bewirkte Eberhard durch die Eidgenossen, aber in Bettlerkleidung kam er 1477 nach Stuttgart zurück.

Sein Bruder Eberhard hatte indessen dem Vater, der ihn bereits an der Regierung seines Landes Anteil nehmen ließ, viel Herzeleid gemacht. Er führte ein leichtsinniges Leben, und bekümmerte sich um seinen Vater nichts. Da alle Vorstellungen vergeblich waren, wandte sich dieser an den Uracher Eberhard, und mit dessen Hilfe kam endlich 9. November 1478 ein Vertrag zustande, der den zerrütteten Haushalt ordnete, so daß Ulrich Januar 1480 seinem Sohne die Regierung ganz abtrat, um „von den bisherigen Widerwärtigkeiten ganz auszuruhen, Gott für alle Wohlthaten zu danken und seine Landstände vor künftiger Irrung, die sonst nach seinem Tode ausbrechen könnte, zu bewahren.“ Er starb schon am 1. September in Leonberg auf einer Hirschjagd, zu der ihn Eberhard geladen hatte.

Ulrich war zwar unbesonnen, doch ein leutseliger Herr, der überall half, wo er konnte; gegen Feinde so versöhnlich, daß er

z. B. dem bösen Fritz in Heidelberg 1477 persönlich zur Leiche ging, herablassend auch gegen die Ärmsten. Wo er in ein Dorf kam, war immer große Freude, denn man sah ihn wie einen Vater an. Ein leidenschaftlicher Jäger und vergnügungssüchtig, war er doch auch sehr fromm, beschenkte Kirchen und Klöster und hing treulich dem Papst an. Wegen seiner Milde gegen Andersdenkende ließ dieser aber ihn ermahnen, die Hussische Ketzerei in seinem Lande kräftiger zu unterdrücken. Die Stuttgarter Kirchen verdanken ihm zumeist ihr Dasein; er half zu ihrem Bau mit 16000 fl. und Ablaßgeldern. Das Langhaus der Stiftskirche wurde 1436 bis 1495 umgebaut von Albr. Georg, der auch die 2 andern Kirchen baute. Von diesen wurde die Liebfrauenkirche den Predigermönchen übergeben; und in ihr (der Spitalkirche) stand bis auf Brenz ein Gemälde, das den Paulus zeigte mit der Inschrift: durch diesen kommt man zu Christus! aber auch den Dominikus, von dem es hieß: doch noch mehr durch diesen! Überhaupt wurde Stuttgart von Ulrich sehr erweitert durch die Eßlinger und die „reiche" Vorstadt, auch mit neuen Mauern versehen.

Es war jedoch eine betrübte Zeit, da die Türken immer weiter in christliche Lande drangen, der schläfrige Kaiser Friedrich IV. sich bemühte, die Deutschen gegen den Erbfeind zu vereinigen (in Regensburg 1471, Augsburg 1473 2c.) und nicht nur nichts erreichte, sondern für seinen eigenen Unterhalt in den schwäbischen Reichsstädten herumbetteln mußte. So schon 1473, da er über Ulm, Göppingen, Eßlingen nach Stuttgart kam, und von Eberhard begleitet, nach Trier zog, um mit dem kühnen Burgunderherzog zu verhandeln. Vor diesem wahrte Eberhard die deutsche Ehre in einem Turnier.

Noch einmal reiste Friedrich IV. 1485 nach Schwaben, da er selbst von den Ungarn aus Österreich vertrieben war. Weil er doch 350 Pferde mit sich führte, kam seine Verköstigung die Städte teuer zu stehen; dafür belustigte er sie mit seinen nie versiegenden Scherzworten. Als er am 28. Aug. in Reutlingen übernachten wollte, schützte der Rat Wohnungsnot vor; er ließ sich nicht abhalten. Wie aber seine Pferde bis an den Bauch im Kot gingen, sagte er lächelnd: „Sind das nicht fromme und getreue Leute? Sie wollten nicht, daß uns übles widerführe; denn sie besorgten, wir würden in ihren Gassen versinken." Als er den Berg hinter Hall mit Ochsenvorspann hinaufgeführt werden mußte, sagte er: „Seht bei Gott, Kühe müssen das römische Reich führen." Doch zahlten die Städte noch die meisten Summen für „Ungarnhilfe." — Im Westen drohte der stolze Burgunder, der an den

Rhein vordrang; und nicht die Deutschen, mit denen auch Eberhard zu Felde zog, sondern die Schweizer machten dieser Gefahr

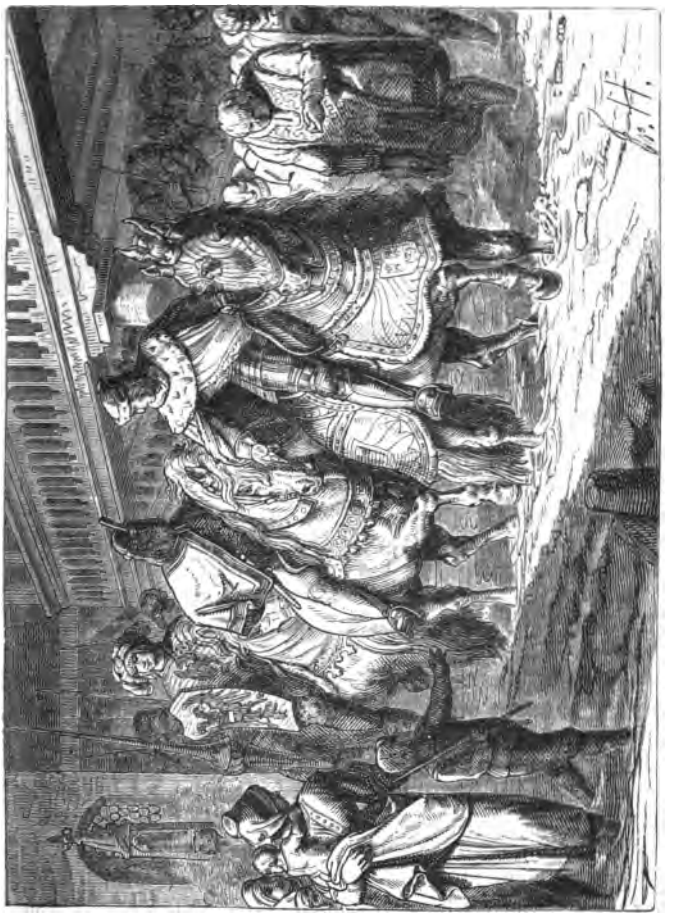


Fig. 21. Friedrichs IV. Einzug in Reutlingen.

1477 ein Ende. So kraftlos war damals unser vielgeteiltes Vaterland.

10. Beide Eberhard. 1480–1489.

Seitdem Eberhard der Jüngere die Regierung von seinem Vater Ulrich übernommen hatte, schien er gesetzter zu werden; er fragte bei wichtigen Sachen allezeit seinen Schwiegervater Albrecht von Brandenburg und seinen Vetter Eberhard um Rat. Aber wenn er jagen, bankettieren oder außer Landes reiten wollte, kamen ihm die Geschäfte ungeschickt in den Weg, und wenn er zu viel Geld verbrauchte, mochte er keine Vorstellungen hören. So entleidete ihm allmählich das Regieren, und sein Vetter mit dem Bart kam jedem Gedanken, der eine Aussicht auf Wiedervereinigung des Landes eröffnete, bereitwillig entgegen. Sie schlossen 14. Dezember 1482 den Münsinger Vertrag „mit Rat der Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, das Beider Land und Leute in ewige Zeiten ungeteilt als Ein Wesen ehrlich, löblich und wehrlich beieinander bleiben, und dem heiligen Reich, auch gemeinem Nutzen desto stattlicher erschießen und vor sein mögen, wie unsere Vorvordern auch thaten." Wegen der Erbfolge wurde ausgemacht, daß „allweg der älteste Herr von Wirtemberg" regieren solle, und Stuttgart sollte gemeinsame Hofstadt sein. Eberhard im Bart sollte, als der Ältere, die Regierung im wesentlichen allein führen, während sein Vetter fast alle Rechte und Vorteile eines Regenten fortwährend zu genießen hatte. 56 Ämter beschworen diesen Vertrag, 9 Städte besiegelten ihn. Doch kaum hatte ihn der Kaiser bestätigt, als schon der jüngere Graf daran rüttelte. Allein Eberhard im Bart sagte: „Vetter, wir können nicht beide regieren; ich hab' mich müssen des Regiments annehmen und hab' um dieses Zusammenwerfen auch nicht gebeten, denn ich sonst wollte bessere Tage gehabt haben als so. Da ich aber darein kommen bin, mein' ich auch darin zu bleiben." Dabei beharrte er auch unter den vielfachen Streitigkeiten. Endlich kam am 22. April 1485 ein neuer Stuttgarter Vertrag zustande, durch den Eberhard d. ä. die Regierung allein erhielt; nur sollte er in wichtigeren Fällen die Landstände

zu Rate ziehen, und diese hatten darüber zu wachen, daß nichts veräußert werde. Eberhard d. j. bekam Nürtingen, Kirchheim, Owen, Weilheim und Winnenden nebst anderen Gütern und jährlich 8000 Gulden.

Abgesehen von dem allgemeinen Drang der Zeit nach Mehrung der Bildungsmittel war es die Erkenntnis von der Mangelhaftigkeit seiner eigenen Bildung, was nebst dem Rat seiner Mutter und Georgs von Ehingen Eberhard d. ä. vermocht hatte, in der bedeutendsten Stadt seines Landesteils schon am 3. Juli 1477 eine Universität zu stiften. Er war der erste Graf, der solch eine Gründung wagte; als Vorbilder für die Tübinger Hochschule dienten Freiburg und Heidelberg (S. 100). Die Errichtungsbulle von Papst Sixtus IV. ist datiert 9. Nov. 1476. Diese Anstalt gründete Eberhard „zur Ehre Gottes, der ganzen Christenheit zu Trost, Hilf und Macht, auch der Herrschaft Wirtemberg Lob und Nutzen zu erwerben, und in der guten Meinung, zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft möge werden tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit."

Mit 14 Lehrern wurde sie am 1. Okt. eröffnet: es waren 3 Theologen, 5 Juristen, 2 Mediziner, 4 Artisten. Diese kosteten etwa 2000 fl. im Jahr, welche aus der Inkorporation von 5 Pfarrkirchen und 8 Präbenden des Chorherrnstifts Sindelfingen flüssig wurden. Theologische Professoren erhielten je 100 fl., der Dr. des geistlichen Rechts sogar 120 fl., andere im Durchschnitt 87 fl. Studenten waren es zuerst nur 100, doch ließen sich noch im ersten Jahr 375 immatrikulieren, darunter freilich auch Abschreiber, Buchhändler, Lehrerdiener, ja Knaben. Ein Student brauchte im Jahr 20 fl., arme durften auch betteln. Unter den Lehrern ragten die Theologen Joh. von Stein, Konr. Summenhart und Gabr. Biel hervor, der letzte der Scholastiker; dazu der greise Rechtslehrer Vergenhans (Nauklerus), der erste Rektor. Tübingen wurde immer mehr des Grafen Lieblingsaufenthalt. Kam er dort an, so entließ er sein Gefolge in die Burg und stieg vor seines lieben Vergenhans Häuschen an der Stadtkirche ab. Hier wurde vor Sonnenaufgang aufgestanden und gebetet, und drei Stunden lang beraten, auch allerhand Geschäfte erledigt; dann ging man zur Kirche,

um erst nachher ein bürgerlich einfaches Frühstück zu nehmen, zu dem etliche Professoren oder Edelleute geladen wurden. Nach dem Frühstück durfte kommen, wer wollte; so liebte es der Graf. Für die Arzneikunde war schwach gesorgt, da alle 3 oder 4 Jahre nur

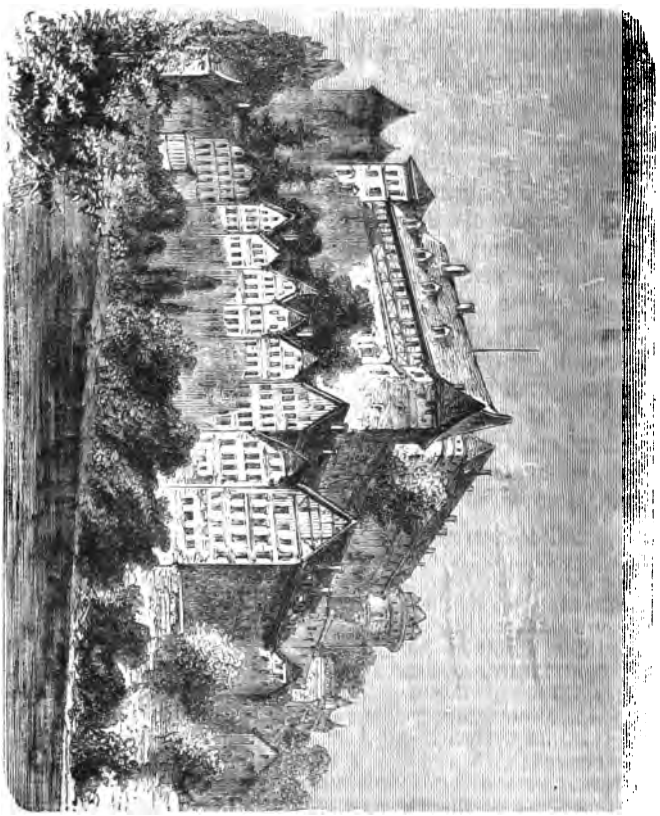


Fig. 22. Das Schloß in Tübingen.

Ein Hingerichteter zur Anatomie abgegeben wurde; der Papst erlaubte überhaupt das Secieren erst 1482. Wer dann der Sektion beiwohnte, mußte täglich zur Messe gehen und für den Toten beten. Übrigens lehrte Joh. Widmann von Vaihingen mit großem Bei-

fall († 1524 als badischer Leibarzt). Mathematik trug Paul Scriptoris aus Weil vor; die Klassiker waren zunächst noch vernachlässigt.

Im Februar 1482 machte Eberhard eine Reise nach Rom, auf welcher ihn außer Vergenhans und Biel auch der junge, später so berühmte Reuchlin als Geheimschreiber und Redner begleitete; Papst Sixtus IV. schenkte ihm eine geweihte goldene Rose und erließ eine Bulle zu Gunsten seiner Universität. Der Graf war zu hellsehend, als daß er sich durch die Pracht der römischen Feste oder durch seine persönliche Ergebenheit gegen den Papst hätte blenden lassen; das Verderben der Kirche in ihrem glänzenden Mittelpunkt blieb ihm nicht verborgen, ward doch neben ihm ein Kardinal in der Kirche erstochen. Er behauptete auch in den Unterredungen mit dem Papst sein ererbtes Recht, geistliche Stellen zu vergeben; päpstliche Höflinge, welche sich in solche eindrängen wollten, würde sein Volk nimmermehr dulden. Doch schickte er mehrere junge Wirtemberger zu weiterer Ausbildung nach Italien, wo damals die Wissenschaften blühten, und einer der berühmtesten Gelehrten, Marsilius Ficinus, bewunderte seine Liebe zu den Wissenschaften so sehr, daß er ihn die Sonne unter den deutschen Fürsten nannte. Eberhard wurde immer mehr Gönner der Gelehrten und Dichter, und ließ sich griechische und lateinische Klassiker übersetzen, zu welchem allem seine Mutter den Anstoß gab.

Eberhard d. j. verhielt sich eine Zeitlang ruhig; bald aber fiel er in seine vorige Schwelgerei zurück, schenkte sein Vertrauen schlechten Leuten und machte dem älteren Grafen viel zu schaffen. Unter anderem bedrängte und belagerte er das Frauenkloster zu Kirchheim, wo er früher viel getanzt und übel gehaust hatte. Diesmal waren die Kirchheimer Bürger auf seiner Seite, der Bischof von Konstanz aber sprach den Bann über die Stadt aus. Als Eberhard d. ä. mit einer Kriegsschar heranzog, Nürtingen einnahm, das Kloster besetzte (1488) und die Stadt zu erobern drohte, rüsteten sich die Bürger zum

Widerstand, schossen von den Mauern herab und riefen: „Hie jung Wirtemberg!“ Erst als die Stadt mit Sturm bedroht wurde, gaben die trotzigen Bürger nach. Eberhard d. j. erhob ein großes Geschrei und suchte da und dort Hilfe, fand aber wenig Gehör, und am 30. Juli 1489 kam endlich durch Vermittlung des Königs Max der Frankfurter Entscheid zustande, kraft dessen er alle Städte und Ämter, die er bisher noch besessen, herausgeben und sich mit jährlichen 10000 Gulden begnügen mußte. — Noch ruhte der jüngere nicht, was dem „Bartmann“ Gelegenheit gab, zu zeigen, wie sehr ihm anlag, Hausfrieden und Landeswohl zu verbinden. Beide hatten keine Kinder; die Hoffnung der Familie ruhte auf des armen Heinrichs Söhnlein Ulrich. Für diesen Fall nun sorgte der Eßlinger Vertrag 2. September 1492 durch eine Regimentsordnung, welche seinem Nachfolger zwölf Räte aus den drei Ständen an die Seite stellte; derselbe war an die Zustimmung dieser gebunden. Zugleich wurde die Unteilbarkeit des Landes aufs neue bestätigt und das Erstgeburtsrecht festgesetzt. Das ganze Land mußte den Vertrag beschwören und der Kaiser bestätigte ihn. Bei allen diesen Verträgen bewies Eberhard im Bart nicht bloß seine Verträglichkeit und Klugheit, sondern auch seine Festigkeit gegenüber dem wankelmütigen Wesen seines Vetters. — Im Oktober, da der Kaiser den Eßlinger Vertrag bestätigte, wurde Amerika entdeckt, wo seitdem so mancher Württemberger sich eine Hütte gebaut hat.

11. Eberhard V. Graf und Herzog. 1489—96.

Indessen war Graf Eberhard im Bart nicht bloß daheim thätig, sondern auch nach außen. Fehlte es doch in Deutschland, in Schwaben insbesondere, an Ordnung und Sicherheit. Sogar der Kaiser mußte sich einigemal, wenn er auf den Reichstag reiten wollte, vorher von den Reichsständen ein Schutzgeleite erbitten, damit ihn nicht unterwegs irgend ein Raubritter in den Sack schiebe.

Auf den Reichstagen wurde so viel wie nichts beschlossen, weil die Fürsten nichts auf den Kaiser gaben. Seinem Wunsche gemäß traten daher 1487 die schwäbischen Stände in Eßlingen zusammen, um alle früheren Bünde in einen zu verschmelzen. Graf Hugo von Werdenberg, der Leiter von Friedrichs IV. Politik, legte den Plan einer solchen Friedensanstalt vor, durch welche Österreich seine Vorlande besonders gegen Bayern zu sichern beabsichtigte; nach vielen Beratungen kam es dahin, daß am 14. Februar 1488 Prälaten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte nebst 22 Städten zu Eßlingen den schwäbischen Bund schlossen, in dem sie sich zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten. Graf Eberhard war mit dem Erzherzog Sigmund der erste unter den Fürsten, der dem Bunde beitrat, und schon 1490 wurde er zum Feldhauptmann gewählt. Jeden Freitag wurde von allen Kanzeln gebetet: „Liebe Kinder Christi! Lasset uns fleißig mit Ernst Gott den Allmächtigen, Seine werte liebe Mutter Maria und alle Heiligen bitten für den löblichen Bund des Landes Schwaben, daß der barmherzige Gott ihm wolle verleihen Weisheit, Kraft und Macht zu regieren, beschützen und schirmen Land, Leute, Witwen und Waisen, daß wir behalten einen zeitlichen Frieden, dadurch wir mögen verdienen den ewigen Frieden. Solches zu erwerben, sprechet mit Innigkeit und Andacht wie jeder Mensch ein Pater-Noster und ein Ave-Maria.“ Andere Stände traten später bei, Rottweil aber nie, und der Konstanzer Bischof erst spät, weil sie zu den Schweizern hielten. Der Bund hatte 4 Teile: die österreichischen Vorlande, Wirtemberg, Prälaten und Ritterschaft, die Städte; alle zu gleichem Aufgebot angelegt. Der Bund trat auch sogleich gegen Friedensstörer wie den Bayernherzog entschieden auf und zeigte, wie sich noch weiterhin in Deutschland manches besser ordnen ließe.

Im Juni 1495 brachte der neue Kaiser Maximilian (1493—1519) zu Worms einen „ewigen Landfrieden“ zustande, zu dessen Handhabung sich alle Stände verpflichten mußten; dieser war wirklich dauerhafter als die

früheren. Auch wurde, um das Faustrecht gänzlich abzuschaffen, das Reichskammergericht in Frankfurt eingesetzt. An allen diesen Verhandlungen nahm Graf Eberhard lebhaften Anteil, und der Kaiser selbst bezeugte, daß ihm sein Rat oft sehr nützlich gewesen sei, wollte ihm deswegen auch seine Dankbarkeit durch die That beweisen. Durch Verleihung der Herzogswürde an Wirtemberg sollte des Reiches Abgang an Herzogtümern ersetzt werden. Dabei mag wohl die Aussicht mitgewirkt haben, daß das Haus Wirtemberg nächstens aussterben und so das Land an den Kaiser fallen dürfte. Erst nach reiflicher Überlegung nahm Eberhard die zugedachte Ehre an. Es wurde nunmehr die ganze rechtsrheinische Landschaft Wirtemberg zu einem einzigen Reichs-Mannlehen vereinigt, die Unteilbarkeit des Landes anerkannt und für die Erbfolgeordnung das Erstgeburtsrecht festgesetzt.

Sig. 23. Erstes herzogliches Siegel Eberhards im Bart.

Sig. 24. Geheimes Hand-Siegel Eberhards.

So ward denn am 21. Juli 1495 in einer feierlichen Versammlung der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs Eberhard zum Herzog und Wirtemberg zum Herzogtum erhoben. Es geschah unter freiem Himmel zwischen den beiden Kirchen von Worms, wo der Kaiser in vollem Schmuck auf seinem Throne saß. Eberhard wurde mit dem herzoglichen Rock, Mantel und Hut bekleidet, und der Kaiser gab ihm ein Schwert, damit er sich dessen bediene zur Handhabung der Gerechtigkeit, Beschützung der Witwen und Waisen und Bestrafung des Unrechts, auch es „mit Vorführen und Tragen als ein

Herzog und Fürst gebrauche." Hierauf wurde er öffentlich als Herzog von Wirtemberg und Teck ausgerufen, mit einem neuen Wappen (Fig. 23) beehrt und von dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, als dem Reichsmarschall, auf die Fürstenbank geführt, wo er seinen Platz unmittelbar neben den älteren Herzogen einnahm.

Damals geschahs, daß bei einem Mahl die Fürsten die Vorzüge ihrer Länder rühmten, der von Sachsen seine Bergwerke, der Pfälzer seinen köstlichen Wein, der Baier seine schönen Städte. Eberhard hörte stillschweigend zu. „Nun, Wirtemberg," sprach der Herzog von Sachsen, „saget an, was Herrlichkeit habt Ihr von Eurem Lande zu rühmen?" Da erwiderte er: „Ich kann mein Land nicht groß herfürziehen, denn ich hab ein geringer Land als Euer Liebden alle; aber Eines gleichwohl, dünkt mich, mag ich rühmen: ich kann im Schoß eines jeglichen meiner Unterthanen mitten im Feld oder Wald gar allein kühnlich und sicher schlafen." Die Fürsten gestanden ihm zu, daß er bessere Schätze habe, als sie. — In Wirtemberg wurde der neue Herzog mit großen Ehren empfangen: Jedermann beeilte sich, ihm durch Geschenke seine Freude zu bezeugen. So verehrte ihm sein Leibarzt „ein Maas Lautertrank", der Apotheker zu Stuttgart „einen Marzipan", sein Baumeister Matth. Böblinger „eine Streitaxt", und Georg von Sachsenheim „ein Paternoster von Agat". Aber sein gelehrter Freund, Professor Biel, hatte keine Freude an der neuen Würde: der größere Hofstaat werde bloß die Unterthanen mehr beschweren. Solche Freimütigkeit ließ sich der Herzog gerne gefallen.

Eberhard im Bart war schmächtigen Aussehens, sparsam und einfach im Leben, zielbewußt und entschlossen im Handeln; wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, „klein von Person, aber großmächtig von Herzen." Was an ihm in der Jugend vernachlässigt worden war, suchte er späterhin möglichst zu ersetzen durch den Umgang weiser und gelehrter Männer. Durch Reuchlin ließ er sich ins römische Recht einführen, das er dann dem Gewohnheitsrechte anpaßte, er ordnete Polizei, Handel, Prozeß- und Privatrecht. In der Gottesgelahrtheit übertraf er viele Geistliche und kannte die Bibel fast wie ein Professor; das Evangelium Johannis war sein liebstes Buch. Grafensöhne, die an seinem Hof ausgebildet wurden, mußten ihm oft den Katechismus hersagen und sich von ihm zurecht-

Fig. 25. Eberhard im Bart.

weisen lassen. Für die kirchlichen Bedürfnisse des Landes sorgte er aufs eifrigste; er hielt bei seinen Geistlichen streng auf Ordnung und Sittlichkeit, belohnte die Besseren, ermahnte und strafte die Sittenlosen und Nachlässigen.

Die Jahrmärkte, die bis dahin an Festtagen abgehalten wurden, ließ er auf Wochentage verlegen. Besonders war er bemüht, in den Klöstern bessere Zucht einzuführen, wobei er jedoch mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er zog die Brüder des gemeinsamen Lebens ins Land und machte sie zu seinen Freunden, wie den Speirer Gabr. Biel. Er hatte keinen heißeren Wunsch, als noch eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu erleben. Fleißig besuchte er den Gottesdienst, ging oft zu Beicht und Abendmahl, hörte aber eine gute Predigt lieber als eine Messe. — Eberhards Scharfsinn und Klugheit waren auch im Ausland berühmt, er galt für einen der weisesten Fürsten seiner Zeit. Seine Unterthanen pflegten von ihm zu sagen: „Wenn Gott nicht Gott wäre, so müßte unser Eberhard Gott sein.“ Bischof Dalberg nannte ihn den Urheber und Erhalter des Friedens, eine Zierde der Fürsten. Seb. Brant sagt: „Ganz Deutschland hat nichts Herrlicheres, als diesen Fürsten“; und ein Dichter: „Worlich ist er der Deutschen Kron' Und Spiegel aller Tugend gesein; Was Herzog Eberhard fing an, Das blieb wie Zeder lang bestahn“. Sein treuer Vergenhans aber rief ihm nach: Mit ihm stand, mit ihm fiel Deutschland.

Nicht lange durfte Eberhard seine neue Würde genießen. Erst 50jährig litt er doch an tief eingewurzelten Krankheiten (Unterleibsgeschwüren). Er erließ noch in der „Landesordnung“ die erste Gesetzgebung für sein Land (November 1495). Als er fühlte, daß sein Ende herannahe, rief er seine Räte zu sich nach Tübingen, wo er am liebsten weilte, und erinnerte sie an ihre Pflichten; er wünschte, daß man für ihn bete und alle Pfarrer in den Kirchen verkündigen, daß wenn er jemand geschadet, man es ihm um Gotteswillen verzeihe; seine Erben aber sollen mit Rat frommer Leute das Unrecht gütlich abtragen. Er verfügte noch, daß man keine Juden im Lande wohnen lasse ꝛc., dann tröstete er seine Barbara. Nun wollte er nichts mehr von irdischen Dingen hören, beichtete dem Professor Steinbach und sprach: „Herr, ich danke dir!“ Man hörte noch edle Worte von ihm: „Ach, Herr Gott!

Hab ich in meinem Regiment einem Unterthan zu viel gethan, so laß michs noch erkennen und vergüten. Ich will all das Meine dargeben, und so das nicht genügt, so hast du hier meinen Leib, gütiger Schöpfer; züchtige ihn fort und fort und laß ihn ein Opfer sein." Er empfing das heilige Abendmahl und entschlief 24. Februar 1496. Im Einsiedel, das er selbst gestiftet, wurde er ohne alles Gepränge beigesetzt, in der blauen Kutte seiner Stiftsherrn. Der treffliche Theologe Konrad Summenhart rühmte in der Trauerrede auch seine ausnehmende Bibelkenntnis, behufs welcher er sich ganze Schriftteile hatte verdeutschen lassen. Als Kaiser Max 1498 sein Grab besuchte, sprach er: „Hier liegt ein Fürst, weise und tugendhaft wie keiner im Reich." — Er hatte für Wirtemberg den Rest der Herrschaft Sulz und Teile von Entringen, Pfullingen, Sachsenheim ꝛc. erworben. Seine Witwe zog nach Böblingen, wo sie 1503 starb. Eberhards Gebeine wurden 1537 in der Georgenkirche zu Tübingen beigesetzt. Das ganze Land trauerte über den Tod eines solchen Herrn um so mehr, da von seinem Nachfolger wenig Gutes zu erwarten war (S. 134).

12. Rückblick auf die Grafenzeit.

In diesen Jahrhunderten der Wahlkönige aus verschiedenen Häusern, da es auch an Gegenkönigen nicht fehlte, verschwindet allmählich die Reichsgewalt. Die Könige sowohl wie die Fürsten trachteten fast nur nach Erweiterung ihrer Hausmacht; so hemmten sie auch nicht das Streben der kleineren Stände nach Reichsunmittelbarkeit, und das Institut der Landvögte, welches den Herzog ersetzen sollte (S. 66—81) sank nach und nach zur Unbedeutendheit herab. Dem Könige blieben nur noch wenige Güter, Rechte und Einkünfte; unter letzteren namentlich eine Martinisteuer der Städte (Eßlingen zahlte z. B. 800, Ulm 700, Hall und Heilbronn je 600, Reutlingen und Rottweil 400, Weil 300, Gmünd 270 Pf. Heller, Isny nur 50, Buchau 40). Aber auch davon, wie von der Unterord-

nung unter das kaiserliche Landgericht, wurden die Stände nach und nach freigesprochen. Reichsfrei waren nicht bloß Städte, sondern auch Dörfer (Altdorf, Böckingen, Kirchheim a. N.), ja es gab reichsfreie Leute, wie die von Egloffs und auf der Leutkircher Heide.

Die Mehrzahl der Einwohner bestand aus Bauern. So hießen im engeren Sinne nur diejenigen, welche eigenen Grund und Boden besaßen und bauten. Die Zahl der Hörigen und Leibeigenen war ursprünglich sehr gering, nahm aber immer mehr zu. In Teurung und Hungersnot verkauften sich manche Freie zu Leibeigenen, andere übergaben nicht nur ihre Güter, sondern auch sich selbst an Kirchen und Klöster, um selig zu werden; andere wurden leibeigen, weil sie der Aufforderung zum Kriegsdienst keine Folge geleistet hatten. In der Zeit des Faustrechts, die nun doch zu Ende ging, war der Bauernstand fast rechtlos geworden. Immerhin erlangte er in Wirtemberg zwei Rechte, welche ihm in andern Ländern erst später oder gar nicht zu Teil wurden: er durfte die großen Höfe teilen, wodurch Landbau und Bevölkerung gehoben wurden; und weil die Dörfer mit ihrer Amtsstadt eng verbunden waren, so hatten ihre Bewohner auch einigen Anteil an landständischen Rechten. Die eigentlichen Leibeigenen, welche mit Leib und Gut ihrem Herrn gehörten, mußten unzählige Frondienste leisten und eine Menge Steuern entrichten.

So gaben die Leibeigenen des Klosters demselben eine Leibsteuer, ihre Frauen jährlich eine Leibhenne. Starben sie, so fielen ihre Kleider ans Kloster. Der Herr durfte seine Leute verschenken, vertauschen oder verkaufen, und hatte bei ihnen das Recht über Leben und Tod. Der Truchseß von Urach verkaufte a. 1333 an den Abt von Lorch zwei Frauen um 3 Pf. Heller (3 M.); a. 1412 galt ein Leibeigener 5—8 M. In vielen Orten der Ämter Balingen, Beilstein, Brackenheim, Calw u. s. w. machte schon die Luft leibeigen; wer sich da ansiedelte, mußte dieselben Abgaben zahlen wie Leibeigene, oder wurde wirklich leibeigen. Umgekehrt gab es auch Orte, wo die Leibeigenen frei wurden, z. B. Hohenstaufen; doch mußten sie dort das Bürgerrecht erhalten. Unter dem Bartmann hat sich ein Leibeigener, Waibel, zum Kanzler aufgeschwungen.

Im Kriegsdienst hatten erst die Reichsdienstmannen dem Aufgebot des Königs zu folgen, während die Reichsstände für längeren Herrendienst durch Geschenke geworben werden mußten. Seit den Hussitenkriegen wurde eine Reichsmatrikel aufgestellt, wornach jeder Reichsstand sein Kontingent aufzubringen hatte. Das Heer jedes Standes bestand aus dessen Lehnsleuten, dann aus den bei Hof angestellten Reisigen und von den Ämtern gestellten Reitern, zumeist aber aus dem Landesaufgebot, zu welchem alle Waffenfähigen bis zum 60. Lebensjahr gehörten, die sich ihre Rüstung selbst anschaffen konnten. Noch 1500 wollte das Gesetz, daß ein jeder seine Wehr und Harnisch sauber halte und damit gerüstet sei, jederzeit auszuziehen. Führer wurden mehr und mehr die Vögte des Landes.

Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen sanken die Ritter. Sie feierten zwar noch unter Eberhard 1484 ein glänzendes Turnier in Stuttgart, „das größer war als irgend eines", da die Markgräflichen unter Friedrich von Brandenburg denen von der Gesellschaft des Einhorns stark zusetzten, worauf ein herrliches Bankett folgte. Doch war das nur eine schlechte Karrikatur des Ritterspiels unter den Staufern. Noch immer plünderten oder brandschatzten einzelne Ritter und machten sich ein Gewerbe daraus, Beute oder Lösegeld zu gewinnen. Die Städte und andere Stände aber wußten sie zu zähmen. Ein Herr von Reischach wurde z. B. in Ulm 1466 enthauptet, obwohl die Erzherzogin Mechthild persönlich für ihn bat.

Der amtliche Charakter der Gaugrafschaft verschwand immer mehr, doch so, daß sich in Oberschwaben noch lange die alten Grafschaftsverbände erhielten, wenigstens in Betreff einzelner Rechte (Gerichtsbarkeits- und Wildbannsbezirke). In Württemberg bemühten sich die Grafen, immer mehr Hoheitsrechte zu gewinnen, in den Gebieten, die ihnen in manchfaltigster Weise unterstanden, eine eigentliche Landeshoheit zu begründen und die Bestandteile zu einer staatlichen Einheit zu verschmelzen. So erscheinen denn schon bei der Landesteilung 1442 nicht mehr die alten Graf- und Herrschaften als Grundlage, sondern die Ämter der Landschaft. Die Dienst- und Lehensleute, welche selbst wieder Land und Leute besaßen, standen neben

draußen, waren aber doch dem Grafen durch ein enges Treuband verpflichtet. Die Klöster waren zwar auch selbständig, wurden jedoch vom Schirmvogt immer mehr zum Lande und zur Beteiligung an dessen Lasten beigezogen.

Die ersten Spuren einer landständischen Verfassung zeigen sich frühzeitig. Schon 1316 wurde der Eßlinger Friede (S. 71) auch von je 10 Bürgern acht wirtembergischer Städte unterschrieben. In dem Vormundschaftsstreit 1457 wurden auch Deputierte von Städten zum Landtag nach Leonberg (S. 99) berufen; während bei der Verhandlung des J. 1450 nur die adeligen Räte der Grafen thätig gewesen waren. Im J. 1473 wirken die Abgeordneten von 48 Städten und Ämtern im Uracher Vertrag (S. 104) mit; und auf dem Landtag zu Münsingen 1482 machen „Prälaten, Ritterschaft und Landschaft" die Ständeversammlung vollständig. Damit schienen Ritter und Prälaten ihre höhere Stellung aufgegeben zu haben, in der sie mehr Schutzbefohlene als Unterthanen der Grafen gewesen waren.

Die Staatsverwaltung war anfangs patriarchalisch einfach: der Graf ordnete alles selbst mit seinen Hausdienern, unter dem Rat und Beistand etlicher Ritter und Geistlichen. Ein gräflicher Landrichter war der einzige höhere Staatsdiener. Die Landbeamten wurden aus Bürgern oder Adeligen auf eine bestimmte Zeit gewählt und traten wieder ab, wann ihre Zeit vorüber war; noch im 15. Jahrhundert wurden die Vögte zu Stuttgart alle zwei oder vier Jahre neu gewählt. Das Amt war bloß Ehrensache, und die Übernahme desselben ein Opfer, das die Bürgerpflicht auferlegte. Das Landgericht zu Cannstatt (das 1330 aufhörte, während kais. Landgerichte auf den Malstätten Leutkirch, Ravensburg, Wangen 2c. fortbestanden) war das alte Gaugericht der Grafschaft, das, wie alle Gerichte, zu bestimmten Jahreszeiten unter freiem Himmel gehalten wurde, ursprünglich unter dem Vorsitz des Grafen selbst. Späterhin hielt es der Landrichter mit seinen Beisitzern. Dann wurde das Landgericht an den gräflichen

Hof gezogen und in eine Art Hofgericht verwandelt, eine Kanzlei mit „Landhofmeister (seit 1366), Kanzler und Räten" gebildet, und seit Eberhard auch Doktoren der Rechte dazu gezogen. Das war zugleich die oberste Verwaltungsbehörde. Ein Hofgericht tritt um 1475 auf, dem die Entscheidung über Appellation in Zivilsachen zustand.

Stadtgerichte bestanden aus 12 Bürgern als Beisitzern unter einem herrschaftlichen Vogt, Amtmann oder Schultheiß; sie hatten bürgerliche und Straf-Gerichtsbarkeit. Diese Beisitzer konnten (auch in Stuttgart 1492) weit nicht alle lesen und schreiben. Das Recht wurde nach der in Weistümern gesammelten Gewohnheit des Orts oder Landes gesprochen von unstudierten und unbezahlten Richtern nach bunt verschiedenen Bräuchen. Freiburg, Tübingen, Wimpfen, Konstanz waren Oberhöfe, wo man von weither Recht nahm. Das kaiserliche Hofgericht in Rotweil (1299) dehnte seine Wirksamkeit über Schwaben und Franken aus, begegnete aber lebhaftem Widerspruch. Eberhard ließ 1492 das Stuttgarter und Tübinger Stadtrecht festsetzen. Die neue Universität begünstigte die Einführung des römischen Rechts, an der das Volk keine Freude hatte, schon weil das Schreiberwesen damit eindrang, welches die Gerichtskosten verteuerte. Noch galten die sog. Gottesurteile: Feuerprobe, Wasserprobe, Zweikampf mehr oder weniger; die Blutrache war bis in Herzog Ulrichs Zeit erlaubt. Die Dorfgemeinden hatten schon ihre Schultheißen; und neben ihnen hatte an manchen Orten auch der Büttel etwas zu sagen; in Stuttgart durfte er bis auf 10 Schilling Heller strafen und kleinere Händel schlichten. Auch die Verbindung der Ortsvorsteher in eine Amtskörperschaft zur Beratung gemeinschaftlicher Angelegenheiten ist schon sehr alt. Der Hof- und Staatshaushalt hatte noch ganz die Einrichtung von dem eines einfachen Gutsherrn. Die Grafen konnten den zwanzigsten oder zehnten Pfennig von ihren Unterthanen erheben, auch ließen sie sich die Zölle nur gar zu angelegen sein. — Die Finanzverwaltung wurde von dem Landschreiber und den ihm untergebenen „Kellern" besorgt. Das ganze Dienstpersonal wurde aus der gräflichen Küche gespeist, und noch zu Herzog Christophs Zeit erhielten die Kanzleiverwandten ihre „Suppen" und „Untertränke" von Hof. Das Kammergut, welches zunächst dem Grafen gehörte und dann zur Bestreitung des Aufwands für Landesbedürfnisse diente, trug zuletzt etwa 50000 fl. jährlich ein. Der Münsinger Vertrag setzte der Gemahlin eines Grafen jährlich 500 fl. aus, sich und ihr Gefolge davon zu bekleiden und zu unterhalten.

Die Zahl der Kirchen und Geistlichen, der Klöster und anderer frommen Stiftungen war noch in einigem

Wachstum begriffen. Unter Eberhard im Bart wurden manche noch jetzt stehende Kirchen (Blaubeuren, Weilheim, Urach, Waiblingen, Marbach, Schorndorf 2c.) gebaut. Ein großer Teil des Grundeigentums und der grundherrlichen Rechte kam in die Hände der Geistlichkeit, der Klöster und anderer Körperschaften. Übrigens standen die Weltgeistlichen in ziemlicher Abhängigkeit vom Landesherrn, und alle ihre Versuche, sich von diesem Joch loszumachen, scheiterten an der Beharrlichkeit der Grafen. Diese ließen sich in ihren Rechten nicht verkürzen; die Geistlichen mußten ihnen, als den Schirmherren der Kirche, Abgaben zahlen, und die Grafen ließen durch ihre Beamten die Güter der Kirche selbst verwalten. Das Recht, erledigte Pfründen zu besetzen und die Geistlichen zu richten, behielten sie sich vor (S. 111); dafür schützten sie dieselben möglichst gegen unbillige Forderungen der Päpste und Bischöfe.

Die Geistlichkeit bestand zuletzt aus 494 Pfarreien, nebst 400 Kaplaneien und Frühmessereien. Sie war freilich in der Regel eben so unwissend als verdorben, und in den Klöstern herrschte vielfache Unordnung. Im Frauenkloster zu Kirchheim hielt Eberhard d. J. mit seinen Gesellen nächtliche Tänze, und in dem zu Offenhausen war es so arg geworden, daß Eberhard d. Ä. mit Gewalt ausfegen mußte. Der Propst von Denkendorf mußte 1467 wegen Liederlichkeit von seinem General abgesetzt werden. In der Vorhalle der Klosterkirche zu Maulbronn war ein jetzt erloschenes Gemälde zu sehen: eine Gans am Bratspieß, vorn und hinten zwei Würste, unten Noten mit dem sauberen Trinkspruch: „Alle voll, Keiner leer, Wein her!“ — Die Speisesäle der Klöster waren gewöhnlich groß, prächtig gebaut; außen große, steinerne Bassins mit Springbrunnen zur Abkühlung der Wein- und Bierkrüge. Eine wahre Schlemmerei herrschte darin. Daher wurde in Hirsau 1457 und anderwärts reformiert, unter allerlei Widerstand. Solchen erfuhr Ulrich V. besonders von den dominikanischen Nonnenklöstern; ebenso die Obrigkeit in Heilbronn 1465 und Ulm (bis 1484), wo sich Franziskaner und Nonnen jahrelang gegen züchtiges Auseinanderwohnen sträubten. Endlich machten doch die Ulmer ihre Sittenpolizeigesetze auch für die Geistlichkeit verbindlich. Die adelichen Mönche in Ellwangen 1460, Komburg 1488, verwandelten dagegen ihre Abteien in weltliche Ritterstifte. Aug. Tünger, der 1481 für Eberhard seine Schwänke aufschrieb, geißelt die Unsittlichkeit der Geistlichen mit dem derbsten Spott und zeigt, daß ein freieres Urteil überhand nahm. Dazu forderte

natürlich das ungemeine Sittenverderben auf, das damals am Sitz des Papstes in Rom herrschte. Von Rom kam auch 1489 durch einen Legaten so große Gnad und Applos (Ablaß) ins Land, dergleichen vor nie gehört war. Um 10 fl. erwarben sich die Dominikanerinnen in Kirchheim 5 Briefe, womit eine jede Nonne bis an 200 Seelen aus dem Fegfür erlösen konnte, durch je ein Vigil für die Seele.

Andererseits fehlte es doch nicht ganz an würdigen Priestern. Wurde doch fast alles, was wir von Zeitgeschichte haben, von den Annalisten der Klöster niedergeschrieben; und auch die meisten Ärzte waren Geistliche. An manchen Orten entstanden auch Begharden- oder Lollhardenhäuser und ebenso Beguinenhöfe, wo Eheloſe sich in freier Gemeinschaft den Werken christlicher Liebe widmeten. Als diese Gemeinschaften erlahmten oder entarteten, brachten die Brüder des gemeinsamen Lebens einen frischeren Geist unter die Leute. Vielfach regte sich doch ein Bedürfnis nach geistlichem Leben und klarerer Erkenntnis.

Eine merkwürdige Bewegung kam 1458 über die Jugend in Hall. In der Pfingstwoche pilgerten mehr als 100 Knaben nach St. Michel in der Normandie. Wen man mit Gewalt zurückhielt, der siechte und starb. Zurückgekehrt ist keiner der jungen Pilger. — Lollhardenhäuser fanden sich in 12 Orten, wie Böblingen, Herrenberg, Leonberg, Schorndorf, Winnenden ꝛc. Beguinenhöfe in 31, z. B. Calw, Wildberg, Urach, Balingen. Das entartete Beguinenhaus in Altburg hob der Hirsauer Abt vor 1480 auf. In Ulm aber bezahlte der Rat noch 1518 die Beguinen für ihren Dienst an Armen und Kranken. — Eberhard ließ sich die Pflege christlichen Lebens so angelegen sein, daß er (S. 117) vom Niederrhein her die sog. Kappen- oder Gugelherren kommen ließ, welche fleißig Bücher abschrieben, auch den Volksunterricht betrieben, und ihnen in Urach, Herrenberg, Tübingen, Sindelfingen Brüderhäuser errichtete; hier las man am Essen aus der Bibel vor (1516 wurden sie wieder entfernt). — Gegen den „Hexenhammer", der auch die Ketzer mit Zauberern zusammenwarf (1487), erhoben sich in Konstanz selbst schon behutsame Einwendungen. — Juden gab es 1281 in Calw, später in Stuttgart, Cannstatt, Göppingen, Tübingen; in Kirchheim hatten sie eine Synagoge. Durch Eberhards Testament wurde ihnen das Einwohnen verboten; sie galten für „nagende Würm."

Bei aller sonstigen Einfachheit ward doch die Üppigkeit in Kleidern so hoch getrieben, daß die Pfarrer beständig

dagegen eiferten und man auf Reichstagen Verbote dagegen erlassen mußte.

Während noch 1492 die meisten Richter in Stuttgart weder schreiben noch lesen konnten, mußte man den Bürgern Gold, Perlen, Scharlach, Zobel und Hermelin an ihren Kleidern untersagen. In Ulm durften sie nur 2 Glied lange Schuhspitzen, die Ritter allein längere tragen ꝛc. Auf Prunk und Staat sah man sehr, und das Prächtige stand zum Nützlichen in keinem Verhältnis. Als Gräfin Anna von Wirtemberg den Grafen von Katzenellenbogen heiratete (1422), bekam sie zur Aussteuer nebst vielem andern auch drei Schleier, einen hohen Perlenkranz, ein Halsband von Perlen mit fliegenden goldenen Läublein, zwei andere Perlenkränze und drei Halsbänder mit Perlen, einen neuen güldenen Frauenwagen, vier güldene Wagenpfülben, auch 16000 fl.; dagegen nur sechs Tischtücher, zwölf Zwehlen, drei Paar größere Leinlache, womit heutzutage sich kaum eine Bauerntochter begnügt.

Im geselligen Leben herrschte viel Munterkeit und Frohsinn, so lange das Kriegsfeuer nicht in die Strohdächer fuhr; dabei aber auch viel Ausgelassenheit und Ausschweifung, besonders die Erbsünden der Trink- und Spielsucht. Man tanzte und badete viel, hielt Wettläufe, Pferde und Turniere.

Ohne Trinken konnte gar kein Geschäft abgemacht werden; sogar Rathäuser hatten ihre eigenen wohlversehenen Weinkeller zum Gebrauch der löblichen Ratsherren: das Tintenfaß galt nichts ohne das Weinfaß, und während die meisten dieser Herren mit dem ersteren nichts anzufangen wußten, waren sie um so geschickter beim letzteren. Daß immer neue Gesetze gegen das übermäßige Trinken erlassen werden mußten, beweist, wie wenig sie fruchteten. In den Reichsstädten hatte jede Zunft ihre eigene Trinkstube, wo die Zunftgenossen zum Zechen zusammenkamen. Sogar der Branntwein wurde schon als Getränke gebraucht, nachdem man ihn erst als Arzneimittel, Lebenswasser (Aquavit) angewendet hatte. — Eine Badordnung für Mainhardt 1485 droht jedem, der im Badhaus den andern mit gewappneter Hand schlägt, daß ihm die Rechte soll abgehauen werden. — In Ulm, von wo Spielkarten und Hostien in alle Welt versandt wurden, mußte der Rat endlich 1479 alles Spielen ohne Unterschied verbieten, besonders den Glückstopf (Lotto).

Wie in dieser Zeit der rohen Naturkraft alle Laster viel unbändiger hervortraten als in unsern Tagen, so war es auch mit der Sünde der Unzucht.

Schon in den öffentlichen Badstuben, so nötig beim Mangel an Weißzeug, ging es oft arg zu. Und in den Städten ließ man privilegierte Frauenhäuser ohne Scheu bestehen, ja stellte die fahrenden Fräulein unter besonderen Schutz. In Eßlingen waren schon 1300 zwei solcher Häuser, eben so viele in Stuttgart 1472, in Ulm mehrere, selbst von Kaiser Sigmund besucht. Doch verabscheuten die Besseren diese Sündenhäuser. Die Brüderschaft der Webergesellen in Ulm gestattete keinem Genossen den Besuch des Frauenhauses; und ein Franziskaner in Reutlingen erließ an den Rat der Stadt ein Ermahnungsschreiben, worin er dringend aufforderte, das öffentliche Frauenhaus aufzuheben: „Kurz hinburch! Sind ir „nit davor, daß irs hinweg dient, so muß ja ja sin, und ich muß „weren, daß es uns nit gang wie Sodoma und Gemora.“ Erst die Reformation machte diesem Unfug ein Ende. Die Ulmer bauten 1386 auch das erste Findelhaus, darnach Eßlingen.

Der äußerst dürftige Unterricht entschuldigt viele dieser Unsitten. War die Kirche schon armselig bestellt, so sah es mit der Schule fast noch jämmerlicher aus. Es gab zwar schon Lateinschulen, worin auch der Gesang getrieben wurde, um die zum Gottesdienst erforderlichen Chorsänger zu erhalten; aber die Lehrer wurden häufig nur auf ein Jahr angenommen, andere mußten wegen der geringen Besoldung noch Schreibereigeschäfte versehen.

Dergleichen Schulen bestanden außer Stuttgart, wo Pfaff Spieß († 1387) die erste eröffnet hatte und dem Schulmeister oder Rektor noch einige Gehilfen beistanden, in Nürtingen, Rottweil, Balingen, Urach, Kirchheim, Wildberg, Schorndorf, Bottwar, Eßlingen, Hall, Geißlingen, und besonders in Ulm, dessen Schulen auch von Fremden besucht wurden. Zur Vorbereitung auf die Hochschule gründete Eberhard Pädagogien in Stuttgart und Tübingen. An den Volksunterricht aber und an deutsche Volksschulen wurde gar wenig gedacht. Wenn die Geistlichen es so weit brachten, daß ihre Beichtkinder Vaterunser und Glaubensbekenntnis auswendig wußten, so glaubten sie genug gethan zu haben. Nur in Städten gab es hie und da Volksschulen, wo im Lesen, Schreiben und Katechismus unterrichtet wurde: erst die Reformation hat den Volksunterricht allgemein gemacht.

Die große Erfindung des Jahrhunderts hob allmählich den Büchermangel. Schon 1468 druckte ein Reutlinger in Augsburg. Die ersten Buchdruckereien im Lande hatten Ulm 1469 und Eßlingen 1473, Blaubeuren 1475, Stuttgart 1478, Urach 1481, Reutlingen 1482, Tübingen 1498;

die ersten Papiermühlen Ravensburg 1407 und Urach 1477. Die erste öffentliche Bücherſammlung von Deutſchland beſtand 1443 im Ulmer Münſter. Man muß dieſen niedrigen Stand des Unterrichts kennen, um das eifrige Streben Eberhards deſto beſſer ſchätzen zu können. Doch hat die Univerſität, die er ſeinem Lande gab (S. 109), erſt im nächſten Geſchlecht zur Hebung Wirtembergs merklich beigetragen.

Das Griechiſche wurde erſt 1514 auf der Univerſität gelehrt, da Reuchlins Großneffe Melanchthon dafür angeſtellt wurde. Hebräiſch lernten in Tübingen 1500 Reuchlin und Pellikan zuſammen in die Wette; der Ulmer Prieſter J. Beham hatte ſich dazu jüdiſcher Hilfe bedient. — Der Eßlinger Stadtſchreiber, ſpäter wirtembergiſcher Kanzler, Nik. von Wyle, verpflanzte den Humanismus nach Deutſchland, verdeutſchte für Mechthild und ihren großen Sohn manche alte und neue Schriften und druckte 1478 ſeine „Tütſchungen“ in Eßlingen, darunter auch Werke, welche der Reformation vorarbeiteten. Ähnlichen Arbeiten unterzog ſich K. Summenhart. Faſt alle Wiſſenſchaften lagen noch in der Kindheit: der Eßlinger und Ulmer Stadtarzt Steinhöwel und der Ulmer Engeli waren jedoch gute Forſcher und Schriftſteller, ſpäter Joh. Widmann u. a. Lehrer der neuen Univerſität (S. 110). Wirtembergiſche Profeſſoren finden ſich übrigens auch in Heidelberg, Freiburg, Wien und Padua. Und bereits verlautet (bei F. Fabri), daß aus keiner Nation ſoviele Geiſtliche, Schriftſteller, Schulmeiſter und Muſiker hervorgehen wie aus Schwaben, das zugleich aller Welt Soldaten ſchicke. — Berufsärzte erſcheinen zuerſt in den Reichsſtädten (Eßlingen 1272), dann 1314 in Stuttgart. Als erſter Leibarzt wird Nik. v. Schwerdt 1405 genannt und 1413 die erſte Apotheke in Stuttgart, lange die einzige. Erſt 70 Jahre ſpäter kam eine zweite nach Tübingen, und dann ſtand es wieder hundert Jahre an, bis drei weitere hinzukamen, in Bietigheim, Calw und Göppingen. Die älteſte Apothekertaxe ſtammt vom J. 1486. In Ulm gab es ſchon 1327 einen Appentegker, in Heilbronn 1359. Noch 1563 ließ Herzog Chriſtoph für ſeine Gemahlin eine Hebamme aus Augsburg kommen.

Es lebte damals ein kräftigeres Geſchlecht, das durch Thee, Kaffee, Gewürze, Branntwein, Studieren und Weichlichkeit noch nicht entnervt war. Ritter und Geiſtliche reiſten viel, wie Georg von Ehingen († 1508 S. 103) und der Ulmer Dominikaner Felix Fabri († 1502), der ſein evagatorium (Pilgerfahrt ins h. Land) gar munter beſchrieb. Es gab vielleicht auch weniger Krankheiten, während

freilich das Schlacht- und Richtschwert an ihrer Statt tüchtig aufräumte. Den vier Donaustädten Waldsee, Saulgau, Riedlingen, Mengen ertheilte König Sigmund die Befugnis, „alle schädlichen Leute, die besser tot sind als lebend" zu richten.

So standen Galgen und Rad fast vor jedem Städtlein. Die Aussätzigen mußten alle menschliche Gesellschaft meiden, bis man seit 1200 den „Sondersiechen" Leprosarien, Spitäler vor den Städten errichtete. Erwähnt werden Spitäler in Herrenberg 1466, Urach und Leonberg 1480, Balingen 1489, Brackenheim 1490.

Während die Wissenschaften noch begraben lagen, hatte sich die Dichtkunst bereits zu einer schönen Blüte erhoben (S. 57), doch hörte jetzt der Minnesang auf, während es immer Volksdichter gab, welche Zeitereignisse besangen. Meistersänger hielten an Sonn- und Feiertagen sogenannte Singschulen in den Kirchen, wo sie dichterische Wettkämpfe anstellten.

In Ulm bildeten sie eine eigene Brüderschaft, und hielten ihre Zusammenkünfte in der sog. Barcheniststube; sie sangen die alten kirchlichen Töne ohne Noten, bloß aus dem treuen Gedächtnis; erst 1839 übergaben sie ihre Tabulatur dem dortigen Liederkranz. Als Meistersänger wird gepriesen Mich. Beheim aus Sulzbach († um 1474), mehr Kunstdichter war Herm. von Sachsenheim († 1458).

Die bildenden Künste der Malerei, Bildschnitzerei und Baukunst gewannen einen weiten Vorsprung vor den Wissenschaften, wie die Blumen des Frühlings vor den Früchten des Sommers. Ja um 1450 steigen sie alle auf die höchste Höhe. Nur wurde alle künstlerische Fertigkeit mit Würde, Geheimnis und mancherlei Formeln umgeben, wie sich das z. B. an den Steinmetzzeichen seit 1090 verfolgen läßt.

In den Reichsstädten namentlich wurde die Wand-, Tafel- und Glasmalerei vervollkommnet: Luk. Moser von Weil, Hans Schühlein, Mart. Schaffner und Barthol. Zeitblom von Ulm, Hans Baldung und Georg Ratgeb von Gmünd waren ausgezeichnete Maler, Hans Wild von Ulm der erste Glasmaler Süddeutschlands. Er malte 1480 die Fenster des Ulmer Münsters, andere 1470 das jüngste Gericht über dessen Triumphbogen. Magister Ulrich malte in der Maulbronner Kirche 1424 die Anbetung der 3 Könige und die Stiftung des Klosters; andere Wandgemälde zierten die Stuttgarter Spitalkirche 1479 ꝛc. — Jörg Sürlin

(† 1474) und sein Sohn († 1491) aus Söflingen vervollkommten

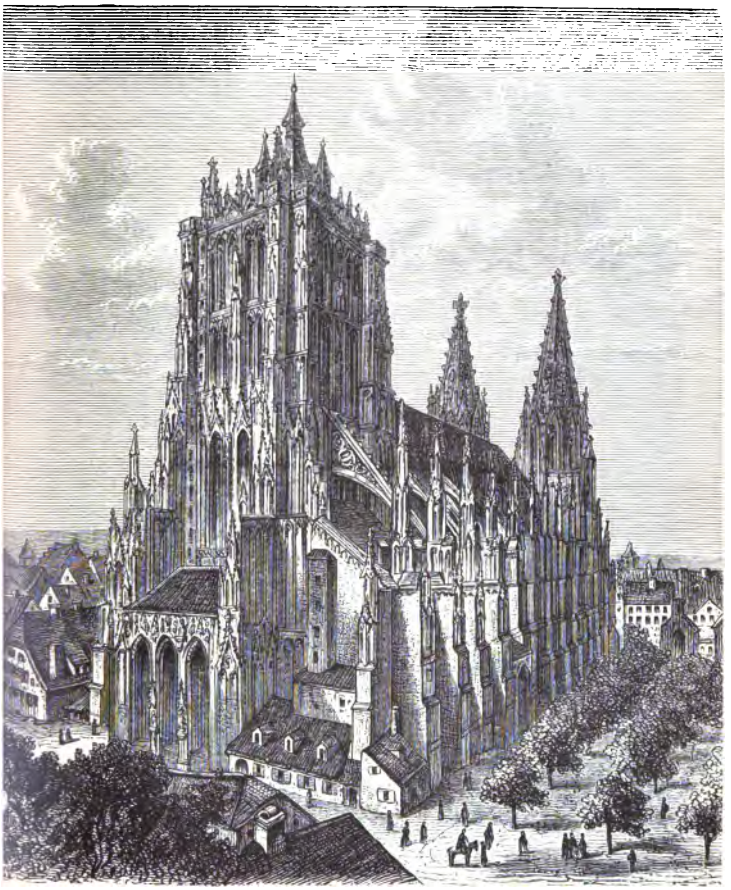


Fig. 26. Das jetzige Münster in Ulm.

die Kunstschreinerei, Bildschnitzerei und Bildhauerei, wie die Chorstühle im Ulmer Münster u. a. zeigen. Die Hochaltäre zu Blau-

beuren und Creglingen, die kunstreichen Sakramentshäuschen und Bildschnitzwerke über den Thüren mancher Kirchen, der Ulmer Marktbrunnen, Eberhards Betstuhl zu Urach, die Altar- und Wandgemälde und die prächtigen Glasfenster (in Hirsau 1491) geben noch Zeugnis, wie weit man es in diesen Künsten gebracht hatte.

Besonders aber war die Grafenzeit eine bauende Zeit. Da wurden die Kirchen von Alpirsbach, Lorch, Ellwangen 2c. im romanischen Stil ausgebaut. Dann trat der gotische (nordfranzösische) Stil in Reutlingen (S. 57) und in der Heiligkreuzkirche von Gmünd (um 1350) 2c. auf. Sprechende Denkmale des spätgotischen Stils sind namentlich die Kirchen von Ulm und Eßlingen.

Der Grund zum Ulmer Münster wurde 30. Juni 1377 gelegt, und der Riß war so großartig und kunstreich angelegt, daß man sich nicht genug über die Begeisterung der Ulmer Bürger wundern kann, die ein solches Riesenwerk unternahmen. Die Hohen verkauften ihre Panzer und Mäntel, die Niedern Wams, Hut und Hosen, bis auf die „gefangen Lüt im Elend" herab, um in die Münsterpflege, als den Ewigkeitshafen des Volks einzulegen. Ein Meister Heinrich, dann seit 1392 Ulrich von Ensingen (Einsingen † 1419) und seine Söhne und Enkel waren die Hauptwerkmeister an diesem Bau, arbeiteten aber zugleich in Basel, Bern, Freiburg, Straßburg, Eßlingen, Konstanz. Matthäus Böblinger († 1505) führte 1492 den König Max auf den vollendeten Turmkranz; sein ganzer Turmplan soll aber erst jetzt verwirklicht werden. Denn obgleich bis 1521 daran fortgebaut und von den Bürgern gar manches Opfer zu diesem Zweck gebracht wurde, so gingen doch am Ende, wie auch anderswo, die Mittel und der Eifer aus; der Bau wurde unterbrochen, als der Turm erst halb vollendet war. Das Leben wurde eben überall teurer und genußreicher, die Frömmigkeit geringer. Und was war auch gewonnen, wenn nun 50 Priester an ebenso viel Altären zugleich die Messe lasen? Zur Predigt eignete sich ein so ungeheurer Raum einmal nicht. — Glücklicher waren die Eßlinger mit ihrer Frauenkirche, die freilich nicht in so großartigem Plan angelegt war. Es wurde 1321—1522 daran gebaut, seit 1398 von Ulrich Ensinger u. s. Sohn, der Turm hauptsächlich von Hans Böblinger († 1482), seinem Sohn und Enkel. Als Luther mit seiner Übersetzung des N. Testaments fertig war, wurde auch die Frauenkirche fertig und konnte alsbald zur Verkündigung des göttlichen Worts gebraucht werden. Natürlich belebte der Ablaß (z. B. des Papstes Bonifaz IX. 1400) die Lust, zum Kirchenbau beizutragen; aber auch zur Steinbrücke verhalf den Eßlingern 1286 eine Ablaßbulle, die Hilfeleistenden 40 Tage Bußen erließ. Noch 1510 half ein Ablaß

zur Vollendung der Kilianskirche in Heilbronn, welcher Hans

Fig. 27. Die Frauenkirche in Eßlingen.

Schweim 1529 den Turm zufügte. Gmünder Baumeister (die Arler oder Parler vor 1400) haben in Prag und Mailand sich

großen Ruhm erworben. In Gmünd erscheint auch 1443 ein Augstein- (Gagat) Dreher. Turmuhren kamen um 1350 auf, man weiß nicht, wo zuerst.

Gewerbe und Handel wurden in den Städten lebhaft betrieben. Die Lein- und Wollweberei war in Ulm, Biberach, Ravensburg 2c. stark im Gang. Calw zeichnete sich frühzeitig durch Handel und Tuchmacherei aus. Schon 1335 war auch das Holzflößen auf der Nagold gebräuchlich. Ulm war bereits 1300 der große Weinmarkt, seine Kaufleute handelten die Donau hinab und bis an die Ostsee: „Ulmer Geld regiert die ganze Welt."

Der erste Goldschmied in Ulm 1272 war ein Patrizier. Bürger von Ulm gründeten 1240 mit Hilfe Friedrichs II. ein Spital. Ulmer Firmen hatten ihre ständigen Agenten im Fondaco von Venedig. Über den Brenner brachten sie dahin auf schwer beladenen Saumrossen ihre Leinwand und Barchent, wie Biberacher ihre Hornwaren, um Seide, Zucker und Gläser dagegen einzutauschen. Die Ravensburger Handelsgesellschaft hatte mehr mit Mailand, Genua, Valencia und Barcelona zu thun, um Wolle, Mandeln, Wein und Reis zu holen. — In Ulm gabs am frühesten gepflasterte Straßen; 1410 wurde verboten, Schweine auf ihnen herumlaufen zu lassen außer von 11—12 Uhr. Doch meint Fabri um 1490, diese verpesten die Luft und verunzieren die Straßen der sonst so reinlichen Stadt.

Früh hatte sich der Gewerbe- und Handelsstand in Innungen verbunden, aus denen dann die Zünfte hervorgingen, und zu solchen Verbänden schloßen sich mit der Zeit auch Künstler, Dichter, Gelehrte und Prediger zusammen.

In Reutlingen bestanden 12 Zünfte, Karcher (Ackerbauer), Metzger, Gerber, Kürschner und Weber, Kromer, Bäcker, Schneider, Weingärtner, Dreher, Schmiede, Schuhmacher, Binder (Küfer). Alle übrigen Gewerbe sind unter diesen 12 Zünften begriffen; zur Zunft der Kromer gehörten z. B. die Gürtler, Buchhändler, Sattler, Hutmacher, zu der der Kürschner und Weber die Seiler, Tuch- und Zeugmacher, Färber und Tuchscherer. Die Metzger hatten das Recht, Lichter zu machen; die Barbierer das Recht, Seife zu sieden, während sie später dieselbe nur gebrauchen durften. Glockengießerfamilien erscheinen seit 1400 in den Reichsstädten; Orgelmacher in Ulm 1440. Brauen war noch kein Gewerbe, jede Familie bereitete sich ihr Bier; eine Getränkesteuer aufs Bier wurde schon 1255 in Ulm erhoben. Man übte sich viel in den Waffen, schrieb Schießfeste aus (wie Ulm 1468), da der Arm-

brustschütze unangelehnt sitzend seinen Schuß abgeben mußte; auch Fechter kamen auf den Schießplatz. Aus den Zünften entwickelte sich ein organisierter Wehrstand, und mit der Zeit errangen sie sich einen Anteil an der Regierung der Stadt, die vorher ganz in den Händen der vornehmen Geschlechter gewesen war. So in Ulm 1370 nach vierzehnjährigem Bürgerzwist und Ringen um Gleichheit der Rechte.

Eine freie und gedeihliche Entwicklung des Gemeinwohlstandes wurde aber immer noch verhindert durch die Machtlosigkeit des Kaisers, den Druck des Lehenwesens und Zunftzwangs, das Raubritterwesen, die Leibeigenschaft; die Gerechtsame, Fronen, Dreiäcker, Gülden, Blutzehenten und hunderterlei andere Drangsale; die zersplitterte Gerichtsbarkeit, die am Ende fast jedem Edelmann zustand.

Das Geld war viel seltener als jetzt und hatte deshalb gegenüber den Lebensmitteln einen viel höheren Wert. Das Münzrecht ward aber so mißbraucht, daß 1396 in Kirchheim zwischen dem Herzog von Österreich, Bischof von Augsburg, Graf Eberhard III., den Öttinger Grafen und Ulm, Eßlingen, Gmünd über Abbestellung schlechter Münze vereinbart werden mußte. Dieser Eberhard prägte die ersten wirtemberg. Heller. Erst waren Heller und Pfennig eins, dann machten 2 Heller 1 Pf., 6 Pf. 1 Schilling. Als die Kreuzer aufkamen, war einer = 7 Heller (zuerst in Verona). Der „gulden Floren" (von Florenz 1252) war ein Goldstück, in Nördlingen und am Rhein geprägt. Er galt in Frankfurt 1354 = 9,71; 1425 = 7,77; 1525 = 6,75 M. Im Jahr 1282 kostete ein Scheffel Kernen 70 Pf., Roggen 46 Pf. a. 1426 galt ein Scheffel Dinkel nur 14 Pf., ein Eimer Wein 37 Pf., und sogar in der teuren Zeit 1457 stand ein Scheffel Dinkel nicht höher als $1\frac{1}{2}$ M. Wer damals in den Wein fuhr, konnte die Geldgurt ersparen; für einen (Gold)gulden ließen sich vier

Fig. 28. Gemeinschaftliche Münze der Grafen von Wirtemberg und des Markgrafen von Baden (1478).

Fig. 29. Münze Eberhards mit Palmbaum (1494).

Wagen voll Wein kaufen. Nicht lange nachher sind jedoch die Weinpreise schon höher: 1446 kostet der Eimer in Cannstatt 4 M., 1462 in Eßlingen 4,10 Pf., 1480 in Stuttgart 3 M., 1519 gar 5,75 M. Im Jahr 1484 gab man für ein Ei eine Maß guten Wein. Ein gutes Pferd dagegen kostete (1450) 170 M., ein geringes 30 M. Ferner kostete 1434 die Elle Barchent 74 Pf.; in Ulm wurden jährlich 2,400,000 Ellen Barchent gewoben und nach allen Gegenden versendet. — Sehr niedrig standen die Holzpreise. Um 1300 konnte ein Reutlinger Bürger im Schönbuch für 10 Schilling so viel Zimmerholz nehmen, als er zu einem ganzen Hause brauchte: für eine Eiche zahlte er 6 Heller, für eine Buche 4. Ein Küfer mußte für jeden Baum, aus dem er Weinfässer machen wollte, 1 Schilling erlegen; wer in den Wald nach Brennholz fuhr, hatte 3 Schilling jährlich zu bezahlen. Übrigens traf Eberhard bereits Verfügungen für den nötig gewordenen Forstschutz.

IX. Die Herzoge von Wirtemberg.

1. Eberhard II. 1496—1498.

Als Eberhard im Bart starb, war sein Vetter, Eberhard d. j., wie gewöhnlich auf einer Lustfahrt im Auslande; da nun kraft der Verträge die Regierung auf ihn übergehen sollte, wurde er herbeigerufen. Am 11. März 1496 hielt er seinen feierlichen Einzug in Stuttgart, und versprach alles Gute. Aber der Regimentsrat (S. 112), den ihm die weise Vorsicht des verewigten Herzogs an die Seite gestellt hatte, war gar nicht nach seinem Sinn; seine treffliche Gemahlin entfernte er und machte Genossen seiner Lüste, wie den entlaufenen Mönch Dr. Holzinger, den Reuchlin schon hatte gefangen setzen müssen, Johann von Stetten 2c. zu seinen Vertrauten. Diese Günstlinge erlaubten sich alle Leichtfertigkeit und Gewaltthätigkeit und verfolgten die Rechtschaffenen; Männer wie Reuchlin verließen das Land. Die steigenden Beschwerden nötigten endlich den Herzog, einen Landtag zu berufen. Am 27. März 1498 trat derselbe in Stuttgart zusammen, während der Herzog in Kirchheim weilte, verhaftete den Holzinger, Johann von Stetten u. a. ihres Gelichters und

forderte den Herzog auf zu erscheinen. Als Eberhard sah, daß die Stände auf ihrem Vorsatz, den Eßlinger Vertrag durch Aufrichten einer Regimentsordnung zu vollziehen, fest beharrten, verlor er den Mut und floh nach Ulm. Darauf erließ der Landhofmeister, Graf Wolfgang von Fürstenberg, nebst dem Regimentsrat und den Ständen eine Erklärung, 10. April, worin sie dem Herzog Dienst, Amt- und Lehenspflicht aufkündigten, „weil er bisher, wie das landeskundig und offenbar sei, ein wurmmäßig (wurmstichig), unwesentlich und untauglich Regiment geführt, die alten, von ihm selbst beschworenen Verträge gebrochen und nur nach seinem Gefallen Herr im Lande habe sein wollen." — König Max billigte das Benehmen der Landstände, und nachdem er selbst in Urach und Rentlingen die Sache untersucht, übertrug er die Regierung dem elfjährigen Prinzen Ulrich, nicht ohne eigennütziges Absehen auf österreichische Interessen. Nun brach Eberhards Trotz; er ließ sich vom König in Horb bereden (10. Juni 1498), trat das Land an Ulrich ab und versprach sich für immer daraus zu entfernen, wogegen ihm ein Jahrgeld von 6000 Gulden zugesichert wurde.

Als Grund gab er in seinem Verzichtbrief „Alter und Leibesblödigkeit" an, und entließ die Unterthanen ihrer Eide und Pflichten gegen ihn. Einige Tage darauf bereute er zwar, daß er nicht günstigere Bedingungen gestellt hatte; aber der Kaiser achtete nicht darauf. Der Vetter Pfalzgraf, zu dem er seine Zuflucht nahm, behielt ihn in seiner Nähe bis zu seinem Tod (17. Febr. 1504). Er war ein Mann schweren Leibes, aber leichten Geistes und Sinnes, und an die Ordnung konnte er sich so wenig gewöhnen, daß er nicht einmal speiste wie andere ehrliche Leute. Er setzte sich nämlich nie an den Tisch, sondern aß stehend, und wenn er sich eine Weile niedersetzte, so aß er dann nicht, sondern trank bloß; so machte ers selbst an der kaiserlichen Tafel. Er hat es schwer büßen müssen, daß ihm in seiner Jugend der Wille nicht gebrochen wurde; und wie viel Not hätte seinem Nachfolger erspart werden können, wenns nicht auch bei ihm hierin verfehlt worden wäre!

2. Ulrichs Anfänge. 1498—1515.

Von dem geistlichen Grafen Heinrich, Ulrichs des Vielgeliebten Sohn und Ulrichs des Vielgeübten Vater,

haben wir (S. 105) gehört, daß ihn die grausame Behandlung des burgundischen Herzogs beinahe um den Verstand brachte. Er ging in ein Kloster in Straßburg; aber schon nach zwei Monaten entschloß er sich, zu heiraten; ein Glück für Wirtemberg, denn sonst wäre der Fürstenstamm ausgestorben und das Land unter eine fremde Regierung gekommen. Er fand 1485 eine treffliche Gemahlin in der Gräfin von Bitsch, die den widerwärtigen Mann gut zu behandeln wußte, und nachdem sie im ersten Wochenbett gestorben, 1488, eine zweite ebenso passende in Eva von Salm. Als er eine Thorheit um die andere beging, „denn er war mit dem Haupt nit wohl verwahret, und führt ein unordentlich wütend Wesen," ließ ihn Eberhard d. ä. gefangen nehmen (1490) und nach Hohenurach führen, wo er so armselig ankam, daß der Vogt ein zweites Hemd für ihn bettelte. Seine Gemahlin folgte ihm aber in die Haft, wo er 29 Jahre verharren mußte, und pflegte sein. Das Kind erster Ehe war Ulrich, geb. 8. Febr. 1487; das Kind zweiter Ehe Georg, der Stammhalter des wirtembergischen Hauses, geb. 4. Febr. 1498.

Ulrich (so benannt bei seiner Firmung 1493, früher Eitel Heinrich) wurde auf dem Schloß Reichenweiher geboren, wo Heinrich damals seinen Sitz hatte. Da Eberhard das mutterlose Kind, den einzigen männlichen Sprößling des Hauses, nicht in Heinrichs Händen lassen konnte, wollte er es holen lassen und schickte einige tüchtige Männer, die den Grafen zur Einwilligung brachten. Weil ein feindlicher Edelmann das Kind unterwegs auffangen wollte, legte man es in einen Korb; so kam es auf dem Rücken eines treuen Dieners nach Straßburg und von da zu den neuen Pflegeltern. Eberhard nahm den Knaben an Sohnes Statt an und war bedacht, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben; aber er starb und sein Nachfolger versäumte alles; erst der Regimentsrat sorgte wieder für bessere Hofmeister. Vier Stunden des Tags mußte der junge Prinz lernen, in der übrigen Zeit ziemliche und unschädliche Kurzweil treiben. Er wurde dabei mit Hilfe einer starken Eßlust so dick, daß ihn seine Altersgenossen verspotteten. Das gefiel ihm denn auch nicht und so nahm er sich vor, durch häufiges Reiten, ritterliche Übungen und Jagdstrapazen des lästigen Übergewichts los zu werden, was ihm auch gelang. Schon 13jährig fing er ein wildes Schwein, und als 20jähriger Jüngling erlegte er ein Riesenschwein von 7′ Länge und 5′ Höhe, das noch im

Rittersaal zu Urach abgebildet zu sehen ist. Überhaupt wurde er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und einen seiner Lieblingshunde führte er beständig mit sich. Ebenso liebte er auch Gesang und Musik, was wohl sein rauhes Wesen etwas milderte, aber auch Anlaß zu Verschwendung gab. Die Heerpauke war sein besonderes Instrument.

Nach dem Grundgesetz des Herzogtums, das der weise Eberhard entworfen, die Stände beschworen, Kaiser und Reich bestätigt hatten, sollte vor Ablauf des 20. Lebensjahres kein württembergischer Fürst regierungsfähig sein. Um so auffallender ist's, daß ein immerhin kluger Herr, wie König Max, diese Verordnung unbeachtet ließ und seinen munteren Jagdgenossen, den 16jährigen Prinzen, für volljährig erklärte, wozu dann auch die Stände endlich Ja sagten (1503). Ulrich war allerdings körperlich und geistig frühreif; nur mangelte ihm alle Übung im Gehorsam und in der Selbstverleugnung. Reden hatte er gelernt, aber nicht schweigen; handeln, aber nicht dulden; sein Recht wußte er zu fordern, aber nicht die Rechte anderer zu achten.

Die Wirtemberger hatten im letzten Schweizerkrieg 1499, der die Eidgenossen vollends vom schwäbischen Kreis lostrennte, so wenig Ehre eingelegt als die Deutschen überhaupt; sie schlossen ihn mit einem Freundschaftsbunde Mai 1500, den Ulrich mit Übersendung eines selbstgefangenen Ebers nach Zürich bekräftigte. Gegen Frankreich und den Türken zu ziehen, wie Max 1502 in Ulm forderte, hatte niemand rechte Lust. Einen glänzenden Erfolg aber hatte der Zug, welchen der junge Herzog im bayrischen Erbfolgekrieg gegen den Pfalzgrafen Ruprecht (Mai 1504) unternahm, obgleich die Gunst der Umstände mehr dazu beitrug als Tapferkeit und Kriegskunst. Die einträgliche Schirmvogtei über das Kloster Maulbronn und sein großes Gebiet, der Besitz der Grafschaft Löwenstein, Stadt und Herrschaft Weinsberg, Besigheim, Neuenstadt, Möckmühl, Gochsheim, Heidenheim, alles das war die Frucht eines Feldzugs von wenigen Monaten. Sie machte um so mehr Freude, weil diese größte aller wirtembergischen Eroberungen die alte Scharte von a. 1462 auswetzte.

Nun aber vergnügte sich der Herzog an Banketten und Turnieren, Fastnachtspielen und Mummenschanzen, Bärenjagden und Lustbarkeiten aller Art. Jäger und Falkner, Sänger und Pfeifer, Pferde und Hunde, fürstliche Besuche und Reichstage wie der von Konstanz 1507 kosteten ein ungeheures Geld; sein Hof war einer der prächtigsten und nicht der sittlichste. Mußten doch die Stände auf dem Tübinger Landtag den Herzog bitten, zuvörderst an seinem Hofe abzuthun: „Zutrinken, Gotteslästerung, Ehebrecherei und andere, die öffentlich zu den Unehren sitzen, das dann groß Ärgernis gebe frommen Personen, denn sie solches ohne Furcht, Scham und Straf thon wollen und bisher gethan haben," Vorwürfe, welche der Herzog nicht in Abrede stellen konnte.

Ulrichs Hochzeit am 2. März 1511 machte durch übertriebene Pracht um so größeres Aufsehen, da sie in eine teure Zeit fiel, wo der Scheffel Dinkel von 63 Pf. auf 3,43 gestiegen war. Als Jüngling hatte er eine lebhafte Neigung zu der schönen Elisabeth von Brandenburg gefaßt, der er zuweilen in Nürtingen ein Ständchen brachte, indem er ihr durch einen geschickten Zinkenbläser ein Lied, das er selbst gemacht haben soll: „Ich schell mein Horn in Jammerston 2c." vorblasen ließ. Aber die kaiserliche Politik hatte längst eine andere Verbindung ausgesonnen, und so wurde er schon 1498 mit Sabina von Bayern, der Schwestertochter des Kaisers verlobt, für die er keine Liebe fühlte. Zur Hochzeit kamen Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Edelleute weit her zusammen, die Zahl ihrer Pferde wurde auf 6000 geschätzt.

An die herzogliche Küche wurden geliefert: 136 Ochsen, 1800 Kälber, 130 Schweine, 570 Kapaunen, 5200 Hühner, 2759 Kramtsvögel, außer den Pfauen, Gänsen, Enten, Feldhühnern, Auerhahnen und Tauben; ferner 500 Stück rotes und schwarzes Wildbret, 450 Hasen, 11 Tonnen Lachse, 5 Tonnen Rheinfische, 150 Zentner Hechte, 650 Zentner Karpfen, 90 Tonnen Heringe, dann noch Forellen, Aale, Grundeln, Krebse 2c. Beim Eingang ins Schloß stand ein schöner Brunnen mit acht Röhren, aus dem roter und weißer Wein lief; davon durfte trinken wer wollte. Trommelschläger, Pfeifer und Sänger standen dabei, die den sogenannten „Schweizerstreich" spielten, der unter Anderem also lautet:

Kommet alle mit Eim Schalle, Knaben, Reuter und Bernheuter,
Scherenschleifer und ihr Pfeifer, Zu dem Bronnen bei der Sonnen:
Dann der Wirte Zalt die Irrte (Zeche).

Dann man soll jetzt nit lang feiren, Sondern trinken gute Leyren,
Und sich fleißen auf den Weißen, Auf den Roten in den Roten,
Käs und Broten gut zusammen: Trinket All' in Gottes Namen ꝛc.

Der Hochzeitstrauß, der dem Herzog von Seiten der Prälaten, Stifte, Kapitel, Frauenklöster, Städte und Ämter überreicht wurde, bestand in 16 silbernen Flaschen und 12 Kannen ꝛc. im Wert von 14154 M. Ritterspiele, Tänze und andere Lustbarkeiten folgten, wobei sich Ulrich durch seine Gewandtheit auszeichnete; „der überaus köstliche Geschmuck beim Tanz, Rennen und Stechen, das übermessig Silbergeschirr, die mehr dann stattliche Traktation, auch in allen Häusern der Stadt, ist männiglich eine Verwunderung gewesen, indem auch mehr überblieben, denn etwa anderer Orten, da Banketten gehalten, gebraucht worden; also daß Viele dafür gehalten, daß man mit diesen unmenschlichen Kosten ein ganzes Land sollte verthan haben, wie auch er, Herzog Ulrich, dadurch in desto viel höhere Schuldenlast kommen."

Hätte man nur nachmals gespart! aber die Hochzeit hatte nur den hohen Ton angegeben, der von nun an fortwährend am Hof gespielt ward und die Schulden „ins Überschwängliche" steigerte. Schon riet der Abt von Zwiefalten, Ulrich solle seinen Aufwand mäßigen, und wollte nicht mehr Steuer zahlen; der fuhr aber über ihn 1512, griff und hielt ihn fest und nötigte den Bischof, ihn dafür zu absolvieren. Das Kammergut, das die gewöhnlichen Bedürfnisse bestreiten konnte, reichte jetzt nicht mehr zu, die angetretene Schuld von 300000 Gulden samt der hinzugekommenen von 600000 Gulden zu verzinsen. Dem Land eine weise Steuer aufzulegen, wäre thunlich gewesen, denn „Sein Volk er allzeit gehorsam fandt, Im nit allein groß Steuer zu geben, Sonder auch ihr Leib und Leben Für ihn zu setzen allezeit In Theurung, Unfried oder Streit." Dagegen wurde beschlossen, drei Jahre lang ein „Ungeld" auf Fleisch, Wein und Mehl zu legen; und das geschah so, daß Fleischer, Müller, Bäcker, Schenken das Gewicht ringern, das Maß kleinern und doch zu gleichem Preis verkaufen mußten. Die Abgeordneten, welche sich darüber beschwerten, wurden von dem Marschall Konrad Thumb und Kanzler Lamparter zornig angefahren und bedroht, bis sie einwilligten; das machte unter dem Volk bös Blut.

Selbst Pfarrer predigten, es sei nicht geistlich noch weltlich recht, solche Schatzung auf die gemeinen Leute zu legen. Nachdem die Schweizerbauern ihre Freiheit erkämpft hatten, war das Landvolk schwieriger geworden. Im Elsaß hatten sich viele Unzufriedene zusammengethan und ein Verbündnis errichtet, das den Namen Bundschuh führte, weil ein solcher auf seinem Panier stand. Bei Bruchsal und im Breisgau bildeten sich ähnliche Zusammenrottungen gegen die Leibeigenschaft, gegen Zinse, Zölle, Zehnten und Schatzungen; und der Geist der Unzufriedenheit steckte auch die Wirtemberger an, bis er im Aufruhr des armen Konrad sich Luft machte.

Im starkbevölkerten Remsthal hatten einige Weinfehljahre die Umstände sehr drückend gemacht. Viele sahen sich genötigt, auszuwandern oder in fremde Kriegsdienste zu treten. Dieser Aufenthalt in der Fremde diente eben nicht dazu, die Umstände in der Heimat zu verbessern; im Ausland hatte man auch das Räsonnieren gelernt. Zu Beutelsbach legte sich ein Verein lustiger Gesellen den Namen „der arme Kunz" (Konrad = kein Rat statt kühnen Rats) bei; und am 15. April 1514 nahm der Schalk „Gaispeter" aus der Metzig die herzoglichen Gewichtsteine weg, zog mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und warf sie in einen Gumpen. Er beschwor den Stein: „Haben die Bauern Recht, so fall zu Boden; hat aber unser Herr Recht, so schwimm oben!" Sobald die Heppacher von diesem neuen Gottesurteil hörten, zogen sie unter Anführung des Schlechtlin Klaus auch an die Rems und thaten dasselbe. Bald stand ein Haufe von 2000 Aufrührern unter den Waffen, die allenthalben die Gleichgesinnten zum Anschluß aufforderten. Der Herzog ritt selbst ins Remsthal hinauf, besprach sich mit den Unzufriedenen, die ohne Waffen vor ihm erschienen, und beschwichtigte sie. Aber unterdessen brachen die Unruhen in anderen Gegenden aus; denn der Druck wurde allenthalben gefühlt, und schon regten sich Plane, „alle Ding gemein zu machen." Zwar die von Tuttlingen, Blaubeuren, Balingen und Sulz verwahrten sich gegen alle Teilnahme am Aufruhr; in Stuttgart aber herrschte eine bedenkliche Stimmung; die Amtstädte Backnang, Calw und Dornhan

wurden von den Bauern besetzt, und das Feuer brannte da und dort lichterloh. In Güglingen tobten die Aufrührer: „Hier steht der arme Konrad mit Grund und Boden und ist sonst kein Herr auf Erdenreich!“ In Brackenheim wurde die Sturmglocke geläutet und die Bürgerschaft zum armen Konrad auf den Markt zusammenberufen: „Es sei kein besser Sach nie erdacht worden als diese, daß die Herren nicht mehr also Meister seien, sondern die Gesellen auch einmal Meister werden.“ Einige schrieen: „die Reichen müssen mit uns teilen!“ Ruhiger waren die Schritte, welche die Abgeordneten von 14 Städten in Marbach thaten. Sie verfaßten 41 Artikel, die sie dem Herzog zur Annahme vorlegen wollten.

Die Bauern forderten Aufhebung des Drucks der Abgaben und Fronen, Freiheit der Jagd, Fischerei und Holzung, ja sie sollten auch mit landtagen; die Bürger waren eifersüchtig auf die „Ehrbarkeit“, die vornehmen Geschlechter, in deren Händen die Regierung sich fast allein befand, während doch sie selbst die betriebsamste Klasse bildeten. Es handelte sich also um einen Kampf der Dörfer gegen die Städte, der Armen gegen die Reichen, der Gedrückten gegen die Drückenden und aller gegen die Regierung, denn mit dieser war Niemand zufrieden. Doch waren die Städter und die Wohlhabenden geneigt, zu vermitteln, solang trotz arger Reden doch nirgends Blut vergossen wurde (außer von überflüssigem Wild und einigen Wilderern). Unruhiger wurde der arme Konrad erst, als sich das Gerücht verbreitete, es werden fremde Völker ins Land gezogen werden.

Am 26. Juni 1514 wurde der Landtag nicht zu Stuttgart, sondern im ruhigeren Tübingen eröffnet. Es erschienen bei demselben außer den 15 Prälaten und je zwei Abgeordneten von 52 Städten auch kaiserliche u. a. Gesandte, Bischöfe und Herren, um zwischen den Parteien zu vermitteln. Die Ritterschaft aber entzog sich, um keine Steuern übernehmen zu müssen. Die Beschwerden der Landschaft betrafen die eingerissenen Mißbräuche, namentlich bei Hof, Rat und Kanzlei, in der Rechtspflege, dem Staatshaushalt, bei den Amtern auf dem Lande und im Forstwesen; und indem sie sich erbot, dem Herzog alles, was recht und billig zu leisten, sprach sie dagegen auch die

Hoffnung auf Abstellung dieser Mißbräuche aus, „damit Sein Fürstlich Gnad bei Land und Leuten, und hinwiederum dieselbigen bei Seiner Gnad in einem ehrlichen, löblichen, friedsamen und glückseligen Stand unverderblich und unzerrüttet bleiben und bestehen mögen.“ Nachdem von beiden Seiten freimütig, aber würdig gesprochen worden war, erbot sich die Landschaft, die Schuldenlast des Herzogtums abzutragen mit jährlichen 24 000 fl. Der Landschaft wurde dagegen die Abschaffung des „Landschadens,“ ein Schutzgesetz wegen der Kriegslasten, die Freizügigkeit (ohne Vermögensabzug und Nachsteuer) und Sicherheit vor weiterer Schuldenübernahme verwilligt. Ohne Rat und Willen der Stände durfte hinfort kein Krieg angefangen, keine Steuer ausgeschrieben, ohne Urteil und Recht niemand gestraft werden. Dieser Tübinger Vertrag (8. Juli) war fortan der Grundpfeiler aller württembergischen Freiheiten. Auf ihn hin sollte nun dem Herzog im ganzen Land aufs neue gehuldigt werden. In manchen Ämtern fand dies Schwierigkeit, weil man die Abgeordneten der Dörfer, die in Stuttgart versammelt waren, nicht vernommen hatte. Am leichtesten fügte sich der Schwarzwald. Anderswo rückten Pfälzer, Badener, Würzburger, Konstanzer ein, dem Herzog zu helfen. Im Remsthal aber war die Stimmung so bedenklich, daß der Herzog glaubte durch sein persönliches Erscheinen die Huldigung bewerkstelligen zu müssen. Das mißriet.

Mit 80 Reitern ritt Ulrich nach Schorndorf und bestellte Stadt und Amt auf den Wasen vor der Stadt. Es versammelten sich gegen 7000 Personen, die meisten bewaffnet. Nach heftigen Reden kam man überein, viertägige Bedenkzeit zu gestatten. Sie verstrich fruchtlos. Aus dem Haufen ließen sich laute Klagen hören über die schlechte Haushaltung bei Hof, über die Sänger, Musikanten und andere Mißbräuche. Diese mißtönige Musik gefiel dem Herzog nicht; er gab seinem Pferde die Sporen, um sich aus dem Kreise zurückzuziehen, was die Aufrührer noch dreister machte. Einer griff sogar nach dem Zaum seines Pferdes; ein anderer stach nach ihm mit dem Spieß; andere riefen, man solle auf ihn schießen. Der Herzog ritt auf die Stadt zu, da sie aber geschlossen war, eilte er nach Stuttgart zurück.

Die Remsthäler hatten sich Schorndorfs bemächtigt, Gericht und Rat abgeschafft und zogen dann bewaffnet auf den Kappelberg, entschlossen, den Vertrag nicht zu beschwören. Als aber unter ihnen selbst immer mehr Uneinigkeit entstand und die Nachricht kam, daß der Herzog in Waiblingen Truppen sammle, auch von Eßlingen Geschütz erhalte, liefen sie auseinander, ergaben sich der Gnade der Landschaft, erhielten die Zusicherung freien Geleits und wandten sich zur Heimat. Der Herzog zog 1. Aug. mit 1800 Reitern nebst den Abgeordneten der Landschaft in Schorndorf ein. Leider sah er nicht genug darauf, das in seinem Namen versprochene freie Geleit unverletzt zu erhalten; die Wohnungen der Rädelsführer wurden geplündert und verwüstet, und das Haus Bregenzers, die Kanzlei des armen Konrad, dem Boden gleich gemacht, noch ehe eine Untersuchung vorgenommen war. Viele der Beklagten hielten es daher für sicherer, ihr Heil in der Flucht zu suchen. 500 Remsthäler wanderten nach Ungarn aus. Von den 3400 Remsthälern, die auf dem Wasen versammelt wurden, um das Erkenntnis der Landschaft anzuhören, wurden über 1600 in Haft gebracht, bis alle Gefängnisse vollgepfropft waren. Beim Verhör wurden die Angeklagten durch Folter zum Geständnis gebracht, 18 hingerichtet, andere mit Ruten gestrichen oder gebrandmarkt, gar viele um Geld gestraft.

Die Regierung hat leider in der öffentlichen Verteidigung ihres Verfahrens mit Verletzung der Wahrheit ihre eigenen Unterthanen vor ganz Deutschland an den Pranger gestellt. Ein Volk, das Herzog Eberhard noch kurz vorher so hoch gerühmt hatte, mußte doch schwer gereizt worden sein, wenn sich ein Teil desselben zur Empörung hinreißen ließ. Die Landstände aber und Räte verlangten umsonst von dem Herzog Selbstüberwindung; einstweilen arbeitete man eine neue Landesordnung aus, welche die guten Früchte des Tübinger Vertrags reifen sollte.

3. Ulrichs Irr- und Trübsale. 1515—1534.

Kaum war der verführte Karren wieder ein wenig im Geleise, so warf sich der Herzog durch seinen Jähzorn

neue Steine des Anstoßes in den Weg. Seine Gemahlin Sabina war ein Mannweib, stolz und eigensinnig, daher es unangenehme Auftritte, ja Faustschläge gab. Besser gefiel Ulrich die Tochter seines Erbmarschalls Thumb, auch nachdem sie 1514 Gattin seines trauten Stallmeisters Hans von Hutten geworden war; letzteren soll er kniefällig gebeten haben, doch dieser Neigung nicht im Wege zu stehen. Hutten war so unklug, dies auszuplaudern, was dem Herzog viel Spott eintrug und ihn natürlich aufs höchste erbitterte. Umsonst bat der Stallmeister um Urlaub. Am 7. Mai 1515 ritten die beiden Herren in den Schönbuch. Unterwegs schickte Ulrich seine Begleiter voraus, fiel dann gepanzert, wie er war, über den fast wehrlosen Hutten her, tötete ihn mit sieben Wunden nnd schlang dem Leichnam seinen Gürtel um den Hals, den er an einem in die Erde gestoßenen Schwert aufhängte, als habe er einen Vehmspruch vollstreckt. Huttens Familie, in Franken zahlreich und mächtig, fühlte sich aufs tiefste beleidigt und mit ihr der ganze Adel; der Kaiser, der gern vermitteln wollte, fand wenig Gehör und schon sammelten sich schwarze Wetterwolken. Der Landtag hielt dem Herzog seine Schulden aufs stärkste vor. Herzogin Sabina, die zu Urach wohnte, floh (24. Nov.) mit dem wilden Obervogt Dietrich Spät (den Ulrich einst zum Propst in Stuttgart gemacht hatte) bei Nacht und Nebel nach München, indem sie ihre beiden Kinder zurückließ, auf Nimmerwiedersehen. Für den Herzog war das eine große Beschimpfung, daher er das Anerbieten des Kaisers, ihres Oheims, eine Aussöhnung zu vermitteln, mit der Erklärung ablehnte: es würde ihm eine ewige Schmach sein, wo er eine solche große Sach ungerochen so liederlich fallen ließe.

Gerade so dachte aber auch die Huttensche Familie, namentlich der Vater des Ermordeten und sein berühmter Vetter Ulrich von Hutten, der durch leidenschaftliche Briefe und Strafreden alle Franken zur Rache aufforderte. Die bayrischen Herzoge schlossen sich ihnen an. Nach vergeblichen Versuchen, die Sache auszugleichen, wurde die

Klagschrift gegen Ulrich ins Reich ausgeschickt. Die wirtembergische Landschaft wird darin aufgefordert, ihrem Herzog den Gehorsam aufzukünden, und im Weigerungsfall mit Strafe bedroht. Ulrich antwortete mit einer Gegenschrift, die eine noch stärkere Erwiderung Huttens hervorrief, worin Ulrich nur noch den Titel eines Tyrannen und Mörders bekommt. Inzwischen wurde Ulrich von dem Kaiser aufgefordert, vor dem bestellten Richter zu erscheinen, was ihm aber sein Stolz nicht zuließ. Als von ihm umsonst verlangt wurde, er solle sich auf sechs Jahre von der Regierung zurückziehen und sie einer Regentschaft von zehn Personen übertragen, wurde er vom Kaiser in die Acht erklärt 11. Okt. 1516. Ulrich hatte die ihm vorgelegten Bedingungen an alle Ämter geschickt und Gutachten von seinen Unterthanen verlangt, ob er in diese Forderungen willigen solle, und die Antworten waren größtenteils zu seinen Gunsten ausgefallen. Dies bestärkte ihn in seiner Hartnäckigkeit und gab ihm den Mut, auch der kaiserlichen Acht und Macht zu trotzen. Seine Kinder schickte er auf das Schloß Tübingen und zog mit 3000 Mann nach Göppingen, um das Heer der Huttenschen, das sich im Ries sammelte, zu empfangen. Damals sang man:

Der Hirsch lauft in den Hecken Er brumt vor lauter Zorn,
Sein Zen die thut er blecken, So spitzig seind sein Horn.
Sein Hörner habent Zanken, Sie stechent als ein Brem,
Hüt euch, ihr stolzen Franken, E er euch mache zem.

Indessen brachte es doch Kardinal Lang in Blaubeuren (19. Okt. 1516) zu einem Vertrag, der alle Parteien zufrieden stellte. Es wurde ein Regimentsrat aufgestellt, der in des Herzogs Namen regieren und die Huttenschen mit 27,000 fl. entschädigen sollte. Ulrich durfte die Mitglieder selber ernennen, bei wichtigeren Fällen in ihrem Rate sein, im Lande seinen Sitz behalten und nach 6 Jahren wieder in die Regierung eintreten. Damit wurde er 21. Okt. aus der Acht entbunden.

So schlüpfte der Herzog noch durch, dank der Nachsicht des Kaisers. Als er aber nun wieder das Land

herabzog, fuhr schon wieder ein Funke in das Pulverfaß seines hitzigen Temperaments. In Gosbach wurde 20. Okt. Mittag gemacht. Da fiel vom Schloß der Helfensteiner Grafen, Hiltenburg, ein Schuß, dessen Kugel durch eine mit zechenden Kriegsleuten angefüllte Stube flog. Es wurde zwar niemand beschädigt; aber der Herzog ließ sein Feldgeschütz antworten und 9. Nov. das Schloß niederbrennen. Ferner ließ er trotz dem so eben geschlossenen Vertrag Dietr. Späts Harnisch öffentlich zu Asche brennen und vier Schlösser desselben zerstören. Am meisten aber wütete er gegen diejenigen, welche sich hatten angelegen sein lassen, das Ruder der Regierung in die Hand der Landschaft zu bringen. Sebast. Breuning und Konr. Vaut wurden als Hochverräter hingerichtet, und später auch der treue alte Diener Konr. Breuning, Vogt zu Tübingen, enthauptet, nachdem er zuvor lange grausam gefoltert worden war, 27. Sept. 1517. Dazu trieb der Kanzler Volland, der des flüchtigen Lamparters Stelle eingenommen hatte. Es ist dies der schwärzeste Fleck in Ulrichs Geschichte. Eben jetzt bat er den Papst um die Erlaubnis, einen Beichtvater wählen zu dürfen, der ihn von allen Sünden absolviere!

Dergleichen Gewaltthaten konnte der Kaiser nicht dulden: er klagte ihn des Vertragsbruchs an und suchte den schwäbischen Bund, von welchem der Herzog 1512 ausgetreten war, gegen ihn aufzubringen, erneuerte auch 17. Juli 1518 die Acht auf dem Augsburger Reichstag. Doch war er stets wieder geneigt, mit Ulrich zu unterhandeln, während dieser immer trotziger bald an Frankreich bald an der Schweiz einen Rückhalt suchte. Darüber starb Maximilian am 12. Jan. 1519.

Noch saß Ulrich mit seinen Priestern (19. Jan.) am Mahl der Totenfeier, als die Nachricht kam, der herzogliche Burgvogt von Achalm sei von zwei Reutlingern im Wirtshaus erstochen worden. Augenblicklich ließ der Herzog Sturm schlagen, warf sich mit seinen Reisigen aufs Pferd und zog Reutlingen zu. Die Stadt wurde ohne Absage

beschossen; am 28. zog er als Sieger in dieselbe ein, ließ sich huldigen und erklärte die Reichsstadt zu einer wirtembergischen Landstadt. Zwar nahm der Reichsverweser, Pfalz-

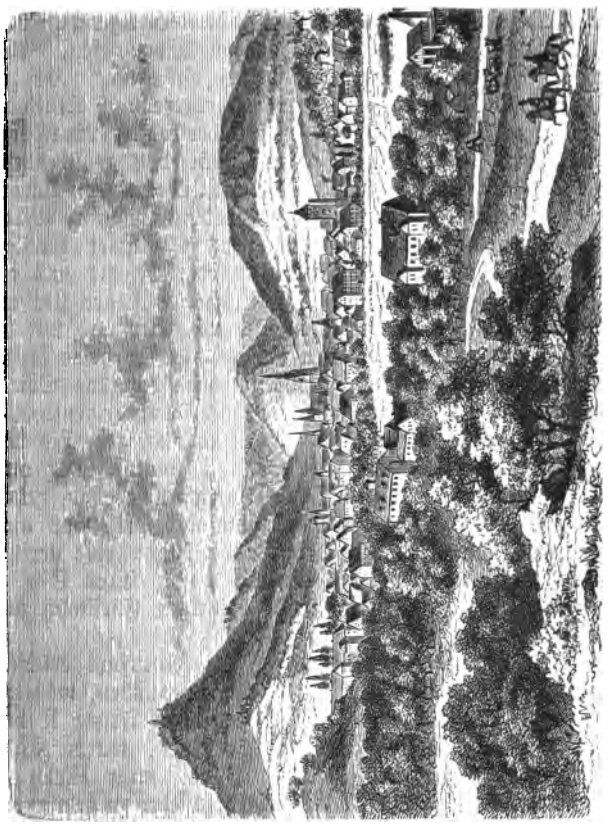


Fig. 30. Reutlingen mit Achalm.

graf Ludwig, sich der Sache nicht an. Aber der schwäbische Bund, dessen Mitglied Reutlingen, dessen Hauptleute Sabinas Brüder waren, sammelte ein Kriegsheer in Ulm,

und Ulrich rüstete gleichfalls. Mit 10,000 Mann zog er nach Blaubeuren, aus der Schweiz erhielt er 12,000 Reisläufer. Allein nachdem er lange auf seine Macht getrotzt, war nun endlich seine Demütigung da. Die Schweizer wurden durch Max von Zevenberghen, den gewandten Agenten Karls von Spanien, vermocht, die Ihrigen heimzurufen. „Do das der Herzog sah, do weint er wie ein Kind." Er zog sich nun mit seinem entmutigten Kriegsheere nach Stuttgart zurück, wo er den Feindesbrief des Bundes erhielt (28. März), weiter nach Tübingen. Indessen war das Bundesheer, 20,000 Mann stark, unter Anführung Wilhelms von Bayern und des berühmten Georg von Frundsberg ohne viel Widerstand nach Türkheim vorgedrungen; Stuttgart huldigte 7. April; Urach und Reutlingen wurden besetzt; und als es sich Tübingen näherte, nahm Ulrich von seinen Kindern Abschied, übergab sie der Treue seiner Ritter und ritt bei Nacht davon zum Pfalzgrafen Reichsverweser. Die Ritter aber überlieferten gegen das Versprechen, daß das Schloß Ulrichs Kindern, Anna und Christoph, erb- und eigentümlich verbleiben solle, Tübingen 25. April dem Herzog Wilhelm. Das Bundesheer besetzte alle Städte, am 25. Mai auch nach fünftägiger Beschießung den Asperg und Neifen, zehrte das Gut des Landes auf und nahm mit fort, was nicht aufgezehrt war, so daß dem Lande „nicht eine geringe Platte geschoren wurde." Sabina nahm ihren Sitz in Urach und bat, daß man ihren 4jährigen Christoph zum Herzog mache.

Als sodann das Bundesheer bei Frankfurt erschien, um auf die Kurstimmen einen Druck auszuüben, während Karl von Spanien und sein Mitbewerber Franz I. von Frankreich sich in Bestechungen überboten, wurde **Karl** 28. Juni zum Kaiser gewählt. Indes sann Ulrich in Germersheim auf Mittel, das Verlorne wieder zu gewinnen; bei Bretten stellte er Werbungen an, welchen entlassene Bundessöldlinge zuliefen, und zog mit 600 Mann über Mönsheim und Leonberg nach Stuttgart, wo er am 15. August vor dem Rotenbildthor eintraf. Angesehene Bürger

gingen zu ihm hinaus und unterhandelten über die Huldigungsbedingungen. Von dem Tübinger Vertrag wollte Ulrich nichts mehr wissen; doch sollte der Landschaden abgethan bleiben. Die Stuttgarter ließen sich alles gefallen; denn die Freude hat keine Überlegung, und daß sich die Stuttgarter freuten, ihren Herrn wieder zu haben, bewiesen viele sogar dadurch, daß sie das Lied „Christ ist erstanden" sangen. Die bündische Besatzung durfte mit Wehr und Harnisch abziehen. Das ganze Land wurde zur Huldigung aufgefordert, und in wenigen Tagen hatten auch sämtliche Städte und Ämter gehuldigt, mit Ausnahme der Festen, die noch durch Abteilungen des Bundesheers besetzt waren: denn der gemeine Mann war auch im Remsthal seinem Herrn zugethan.

Die Versuche des Herzogs, fast ohne Geschütz die Festen wieder einzunehmen, waren unglücklich; Friedensvorschläge des Pfälzers und der Schweizer blieben fruchtlos. Dagegen rüstete sich der schwäbische Bund wieder alles Ernstes, und als sein Heer heranzog, war Ulrich nicht imstande, es würdig zu empfangen. Unnötigerweise hatte er noch Eßlingen zu erstürmen versucht und viel Mannschaft verloren; die übrigen zu bezahlen fehlte das Geld. Am 7. Oktober kam das bündische Heer nach Eßlingen und da ein verzweifelter Angriff auf die hinter Hedelfingen verschanzten Bündischen 14. Oktober zurückgeschlagen wurde, entließ er den Rest und ritt davon. Noch am 15. ergab sich Stuttgart, während der frühere Vogt des Herzogs, Jörg Staufer, das wirtembergische Stammschloß verbrannte und andere schändlich hausten. Viele Wirtemberger flohen aus dem Lande; andere wurden mißhandelt, geplündert, verfolgt und dazu kam noch eine schreckliche Seuche, an welcher allein in Waiblingen gegen 1300 Seelen starben.

Reuchlin, der sich auch aus Stuttgart geflüchtet hatte (nach Ingolstadt, wo er griechisch und hebräisch lehrte), schreibt: „Oft greife ich nach der Zither, wenn ich den Unmut stillen will, den ich seit dem schrecklichen Unglück meines Vaterlandes empfinde." Er kam noch einmal nach Tübingen, starb aber 1522 in Stuttgart.

Wirtemberg wurde von dem schwäbischen Bunde als erobertes Land betrachtet, und von dem Truchseß Wilhelm von Waldburg verwaltet, bis man über die neue Ordnung einig würde. Weil der Bund einen neuen Einfall Ulrichs fürchtete, zog er sich schnell aus der Sache und übergab 6. Februar 1520 das Land gegen Ersatz der Eroberungskosten (220 000 Gulden) an Karl V., ohne dem Grafen Georg und den herzoglichen Kindern ihre Rechte vorzubehalten.

Dieses Zugreifen des Kaisers war doch eine arge Gewaltthat; er hat auch kaum ein Viertel der Kosten bezahlt. Ein Zeitgenosse schrieb: „Zu Boden geworfen ist der von Wirtemberg; was haben aber seine Kinder und Unterthanen verschuldet? Hinausgejagt ist der Großhans; aber wer wird endlich seinen Bändiger bändigen? Ich glaube nicht an die Sterne; doch der wird es thun, welcher Jedem nach seinen Werken lohnet, der Herr unser Aller und unser König, Jesus Christus."

Ulrichs Tochter Anna wurde ihrer Mutter zur Erziehung übergeben, Christoph aber, erst fünf Jahre alt, nach Innsbruck geschickt, um dort unter Fremdlingen aufzuwachsen. Ulrich suchte umsonst die Schweizer zu thätigem Einschreiten für seine Sache zu gewinnen, erschien auch nicht vor dem Kaiser, verhandelte vielmehr mit den Franzosen, daher jener die Reichsacht 1521 über ihn verhängte. Der Kaiser machte sodann seinen Bruder Ferdinand zum Statthalter in den deutschen Landen und übergab ihm Wirtemberg so, wie er selbst es vom schwäbischen Bund erworben habe. Insgeheim verhieß er es ihm samt dem schwäbischen Österreich als festen Besitz. Ferdinand wurde 25. Mai 1522 in Stuttgart feierlich empfangen.

800 Schulkinder standen bekränzt vor den Thoren, ein Knabe mußte den Erzherzog anreden: Leib, Ehr und Gut, und was wir hon, O Herr, das sey dir unterthon, Ich bitt, du wöllst uns nit verlon. Drauf mußten alle ausrufen: Leb, Österreich, leb, hie Österreich Grund und Boden! Es folgten die Brüderschaften mit brennenden Kerzen 2c. Dann kamen 700 Jungfrauen, deren eine ihm zurief: Von Österreich, du edles Blut, Halt Land und Leut in deiner Hut, Recht wie ein treuer Vater thut, Der für sein Kind setzt Leib und Gut. Worauf der Erzherzog erwiderte: „Das helf

mir die Gnad des heiligen Geistes. Amen!“ und ein Tedeum in der Stiftskirche gesungen wurde. Am folgenden Tage huldigte die Landschaft, welcher der Tübinger Vertrag bestätigt wurde. Und seit 1525 nannte sich Ferdinand Herzog von Wirtemberg.

Während die Stuttgarter ihrem neuen Herrn Freudenfeste feierten, wurde die Lage des vertriebenen Fürsten immer schwieriger. Er hatte zwar von den Klingenbergern 1521 Hohentwiel als eine feste Warte erworben. Aber seine Hilfsquellen, die anfangs durch Geschenke von Frankreich und Mömpelgard und durch Anleihen in der Schweiz im Fluß erhalten wurden, begannen nach und nach zu stocken; die Ritter, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, verließen ihn einer um den andern; auch seine Sänger mußte er entlassen. Dagegen wurde er in der Fremde auf eine Sache aufmerksam, die er im Taumel seiner Hofluſtbarkeiten und im Trotz seiner Macht lange verachtet oder gar unterdrückt hätte: nämlich die neue Lehre der Reformatoren. In Basel lernte Ulrich 1523 den Hartmut von Kronberg mit andern Freunden der Reformation kennen und hörte auch den Weinsberger Ökolampad predigen. Dessen Freund Farel wurde von der Gemeinde zu Mömpelgard mit Einwilligung des Herzogs 1524 zum Prediger gewählt, auch wirkte noch der wackere Gayling von Ilsfeld an seinem kleinen Hofe. Ulrich ließ Luther schreiben, wie sehr er ihn als einen wahrhaftigen Lehrer des heiligen Evangeliums schätzte. Zugleich mußte auch der Bayernherzog hören, daß seine Schwester Sabina leider gut evangelisch sei. In diesem Punkte wenigstens stimmten die getrennten Ehegatten zusammen. Und die Hoffnung seiner Rückkehr hat Ulrich nie aufgegeben.

Fig. 31. Goldgulden Karls V. (1520).

Er wandte sich bald an die Eidgenossen, bald an Frankreich, bald an deutsche Fürsten um Hilfe, und er erfuhr auch, wie in

Wirtemberg trotz aller Verfolgung so viele an ihm hingen. Fragte doch ein ehrlicher Schwabe seinen Vogt, ob es auch verboten sei, an Ulrich zu denken oder von ihm zu träumen. Im Winter sah man da und dort Hirschhörner ins Eis eingehauen, und auf der Straße bei Heppach fand man einen Stein, auf dessen einer Seite ein Hirschgeweih stand mit der Aufschrift: „Hie gut Wirtemberg allewege", auf der andern ein Jagdhorn mit den Worten: „Es lebe Herzog Ulrich!" „Ein gutherziger wirtembergischer Diener, Hans Entringer, war viel Jahr Soldat auf Hohentübingen gewesen, aber nachdem Herzog Ulrich seines Landes vertrieben worden, hat man ihme Feierabend geben. Nichts desto weniger hat gemeldter Entringer sein Hofkleid mit Herzog Ulrichs Hoffarb auf den Ärmel gemacht „Mit Freuden hindurch!" geführt und nit herabthan wöllen. Auf eine Zeit hat gemeldter Soldat ein Zech gethan, und als er hat wollen wieder heimgehen, hat er auf dem Markt ein Jauchzer gelassen und geschrieen: Hie gut wirtembergisch Grund und Boden! Solches ist dem Bürgermeister angezeigt worden, der hat gemeldeten Soldaten beschickt, ihn hart angeredt: Mendle, Mendle, was hast du gestern für ein Geschrei auf dem Markt gehabt! Der gut alt Soldat hat sich verantwortet so gut er konnt, er hab einen guten Trunk gehabt und an sein alten Herrn gedacht, der ihm viel Gutes gethan wegen seinem langwierigen Dienst, bittet um Verzeihung mit dem Versprechen, es muß nit mehr geschehen. Der Vogt gab ihm den Bescheid: Mendle, Mendle, magst jetzt wohl heimziehen; wenn ich deines Alters nicht verschonte (denn er zur selbigen Zeit 91 Jahr alt war), müßtest du neben dem Kopf hingehen; wo er aber solche Reden mehr von ihm hörte, wollte er seiner nicht schonen. Aber dieser alte Soldat hat erlebt, daß Herzog Ulrich Tübingen wieder erobert, hat gelebt bis 1546 (als er 103 Jahr alt worden); dem auch der Herzog wegen seiner Redlichkeit ein Leibgeding und alle Jahr ein Hofkleid geben mit der Hoffarb „Mit Freuden hindurch!" welches er bis in sein Ende getragen."

Ulrich sah, wie der Österreicher eben seine besten Truppen gegen die Franzosen in die Lombardei geschickt hatte, er sah, wie beides, das Evangelium und Freiheitsträume, unter den Bauern rumorte, er nahm Schweizer in Dienst und beschloß, mit gewaffneter Hand den Eingang in sein altes Haus zu erzwingen. Vom Hohentwiel brach er samt 6000 Kriegsleuten am 24. Februar 1525 auf, zog nach Spaichingen, eroberte Balingen und forderte den Schwarzwald zur Übergabe auf. Nachdem 4000 seiner Söldner, weil er nicht zahlen konnte, abtrünnig geworden,

wandte er sich nach Herrenberg, wo es ein Scharmützel mit den Bündischen unter Jörg Truchseß gab, und dann nach Sindelfingen, wo Halt gemacht wurde. Am 10. März wurde Stuttgart belagert und beschossen. Aber eben, als er Hoffnung hatte, mit Hilfe der ihm zuströmenden Landleute einzudringen, wurden die schweizerischen Hilfstruppen zurückgerufen, er mußte die Belagerung aufheben und sich eilends nach Hohentwiel zurückziehen. War doch sein Verbündeter König Franz am 24. Februar in Pavia völlig unterlegen und die Schweizer gelüstete fast, ihn selbst an die Bündischen auszuliefern.

Unterdessen war bereits der schwäbische Bauernkrieg ausgebrochen. Das drückende Joch der Leibeigenschaft lastete schwer auf den Landleuten; nicht nur wurden sie vom Gutsherrn mißhandelt, vom zahllosen Wild beeinträchtigt, durch Fronen, Zehnten und andere Steuern ausgesogen; auch die Geistlichkeit nahm vollends weg, was noch überblieb, ohne etwas dafür zu geben. Dazu kamen die neuen Lehren der Reformation, welche Freiheit von der alten Knechtschaft predigten; und wie konnte das unwissende Volk, das diese Lehren größtenteils nur durch Hörensagen und entstellt vernahm, den Unterschied zwischen der geistlichen und leiblichen Freiheit machen? Da es gerade die Regenten waren, welche die neue Lehre verfolgten, so wuchs der Widerwille gegen sie nur um so mehr, denn es sah aus, als ob man dem Volke gar keine Freiheit, nicht einmal die des Gewissens gönnen wolle. Die Reformatoren, Luther, Brenz u. a., erklärten sich zwar aufs stärkste gegen allen Aufruhr; aber ihre Stimmen kamen teils zu spät, teils fanden sie ihren Weg nicht genug unter die Masse, die schon auch von Münzer und ähnlichen Geistern bearbeitet wurde.

In der Kirche zu Engen sieht man noch das steinerne Bild des Grafen von Lupfen, der durch seine Härte 1524 die erste Veranlassung zum Ausbruch der Empörung gab. Mußten doch die Bauern in der Ernte Schneckenhäuser für die Gräfin sammeln, Garn darauf zu winden,

und das an der Grenze der freien Schweiz. „Wer meret Schwytz? Der Herren Gytz.“ Rasch verbreitete sich der Aufstand im Hegäu, auf der Baar, dem Heuberg und in Oberschwaben. Die Bauern verlangten Jagd- und Fischfreiheit und Verhütung des Wildschadens, rechtliche Entscheidung über den Besitz der Wälder und Gemeindegüter, Befreiung von Steuer, Schatzung und Umgeld; andere nannten sich auch eine christliche Verbrüderung zur Aufrichtung und Öffnung des göttlichen Worts. „Ein Mensch solle nicht über dem andern sein“, war ein weit verbreiteter Ruf, den man mit dem Evangelium beschönigte. Hinneigung zur Schweiz verriet bei manchen Haufen das weiße Kreuz im roten Feld.

Die Empörer am Oberrhein begütigte der bündische Feldherr, Georg Truchseß von Waldburg, durch einen Vergleich mit den Hegauern 25. Febr. 1525, um Ulrich folgen zu können. Nun hatten sich aber auch die Allgäuer, Baltringer (bei Biberach) und Leipheimer erhoben. Über ihre „zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben“ schrieb ihnen Luther anerkennend, aber warnend. Er riet zu einem Schiedsgericht. Darauf gingen die Haufen ein und verhandelten (7. März) mit dem zu Ulm tagenden, schwäbischen Bund. Da die Städte vielfach zu ihren Gunsten sprachen, hielt der bayrische Kanzler Leonhard Eck sie arglistig hin. Zuletzt aber 25. März setzte er den Beschluß durch, sie zu bekriegen, hauptsächlich aus Haß gegen die neue Lehre, welche die Prediger von Ulm, Memmingen und Biberach vertraten. Man bewog die Haufen, 8 Tage stille zu stehen, worauf der Truchseß sie bei Leipheim 4. April und Wurzach 14. April überfiel, niedermetzelte und die gefangenen Prediger henken oder köpfen ließ. Weil aber doch die Städte schwierig wurden, ließ er sich die Vermittlung Ravensburgs gefallen, welche den Bauern ein Austrägegericht zusicherte, und schloß darnach 22. April in Weingarten einen Vertrag mit den übrigen, worauf sich dieser Haufe auflöste.

Unterdessen hatte sich in Franken ein Aufstand er-

hoben, indem die Bauern der Taubergegend unter der Führung des Ritters Florian Geier als schwarze Schar gegen Klöster und Burgen mit Raub und Brand wüteten. In Weinsberg lag Graf Ludwig von Helfenstein mit 16 Edelleuten und 60 Knechten; den Bürgern war nur bald zu trauen. Die Stadt wurde am Ostertag 16. April von den Bauern erobert und die Gefangenen unter Pfeifenklang durch die Spieße getrieben und niedergestochen. Der Jäcklein Rorbach von Böckingen bestand darauf, was Stiefel und Sporen trage, müsse sterben; vergebens bot man Lösegeld, vergebens fiel die Gräfin, eines Kaisers Tochter, mit ihrem Kinde vor Jäcklein auf die Kniee. Man suchte nun Rache, während man anfangs nur Gerechtigkeit suchen wollte. In Heilbronn, wo mitverschworene Bürger die Bauern einließen, konnte der lutherische Prediger Lachmann das ärgste verhüten. Maulbronn sollte nach argem Prassen im Kloster verbrannt werden, was jedoch Jäcklein verhinderte.

Eine Schar milderer Art durchzog das Zabergäu. Sie nannte sich den hellen christlichen Haufen, und forderte die benachbarten Städte und Ämter auf, sich an sie anzuschließen. Ihr Anführer war Matern Feuerbacher, Wirt in Botwar, der darauf hinarbeitete, den Anschluß an die wilden Weinsberger zu verhindern, übrigens als Katholik lebte und starb.

Mit ihm vereinigte sich der Bildhauer [illegible] von Pfaffenhofen. Der helle Haufe [illegible] und Gerechtigkeit gehandhabt und [illegible] lich verkündigt und demselben [illegible] mehr der Dimperlin Damperlin, [illegible] Kanzel vom Weißen, der Andere [illegible] vom Blauen sage." Sie wollten [illegible] Fremdherrschaft schützen und [illegible] Männer in die Ämter einsetzen [illegible] der Regierung einen Landtag [illegible] kein Landtag hat, wenn wir [illegible] nintz, denn daß man [illegible] auf 8000 Mann ab und zu [illegible] sich unter ihren Schutz [illegible]

halten. Oft freilich mißlang das, da überall kleinere Scharen selbständig auftraten.

Sie zoge nüber Vaihingen nach Stuttgart (25. April), das sich bereit erklärte, die Reformation einzuführen, und der Bauereinigung beitrat, „ohne sich damit seiner gnädigsten Herrschaft entziehen zu wollen." Wegen zweideutiger Haltung zogen dann die von den Bauern gelassenen „Strafmeister" von allen Geistlichen Hilfsgelder ein. Eßlingen ließ sie nicht ein. Kirchheim und Nürtingen nahmen sie ohne Schwertstreich, verbrannten Teck und lagerten sich vor Urach. Ein Bote wurde in die Stadt geschickt, sie zur Übergabe aufzufordern; er wurde aber genötigt, seinen Brief samt Siegel zu fressen, und der Haufe zog weiter.

Hallische Bauern erhoben sich beim Wein in Braunsbach, zwangen erst den Pfarrer Herolt zu Reinsberg, ihnen „das Evangelium aufrichten" zu helfen, raubten ihn dann aus und schleppten ihn mit, bis sie ihn endlich wegen seines steten Vorhalts, sie widerstreben Gottes Ordnung, laufen ließen. 500 Haller Bürger aber, von Brenz zu kräftigem Widerstand angefeuert, trieben die Tausende von Empörern auseinander (4. April).

Andere Bauern von Limpurg und Gmünd her nahmen Murrhard ein, verbrannten die Klöster in Lorch und Adelberg, auch die Kaiserburg auf Hohenstaufen; während die Schwarzwälder wenigstens Keller und Speicher in Hirsau, Bebenhausen 2c. plünderten und die Städte zur Unterwerfung zwangen. Überall, im Hohenlohischen, bei Mergentheim, um Durlach 2c. war die Empörung allgemein und siegreich, so daß auch die Grafen von Hohenlohe den Bauern Ergebenheit geloben und Bauerntracht anlegen mußten und Männer wie der Kanzler Hipler und Ritter Götz von Berlichingen sich in „die Vereinigung und christliche Brüderschaft" 24. April aufnehmen ließen.

Während nun viel beraten und verhandelt wurde, nahte der Truchseß und bezog 3. Mai ein Lager bei Wurmlingen. Er konnte aber mit seinem schwierigen Heere erst am 12. Mai die vereinigten Unterländer und Schwarzwälder bei Sindelfingen fassen. Durch sein Geschütz erzwang er die Öffnung des Böblinger Schlosses und beschoß von da die Bauern mit großem Erfolg. Die Rei-

terei vollendete den Sieg, daß in 4 Stunden 2500 Bauern am Boden lagen. Der Jäcklein und der Pfeifer von Weinsberg wurden mit einer Kette an einen Baum gefesselt und durch ringsum aufgehäuftes Feuer langsam gebraten. Darnach zerstreute das Heer, nachdem es Weinsberg verbrannt und zum Dorf herabgesetzt, die Neckarthäler und Odenwälder bei Königshofen an der Tauber „wie in einer Schweinehatz" 2. Juni. Mindestens 10000 Bauern waren gefallen, weitere Tausende wurden hingerichtet. Im Juli beendigte der Truchseß den Krieg im Allgäu, durch Abbrennen der Dörfer, worauf die Bauern ihre Rädelsführer auslieferten. Den Herzog Ulrich hatte es nichts genützt, daß er sich „Uotz Bur" genannt und 21. April in die Genossenschaft der Bauern hatte aufnehmen lassen. Der Held Truchseß wurde nun Ferdinands Statthalter im Herzogtum († 1531).

Burgen und Klöster, Städte und Dörfer lagen in Asche, die Felder waren verwüstet, viele Einwohner entflohen. Im Zustand des Volks selbst war nichts gebessert worden, als daß man die Zügel jetzt strenger anzog. Manche wurden des Landes verwiesen, andere mußten sich schriftlich verpflichten, lebenslänglich den halben Bart wachsen, die andere Hälfte nur alle 14 Tage scheren zu lassen; Vorstehern wurden zwei Finger der rechten Hand abgehauen, vielen schwere Geldstrafen auferlegt. Jedes aufständige Dorf mußte für jeglich Haus 6 fl. Brandschatzung zahlen. Die Reformation aber wurde durch solchen Rumor nur gehindert; obwohl gerade Alber und Brenz ihre Städte Reutlingen und Hall vom Aufruhr abgehalten hatten, mußte doch das Luthertum an allem schuld sein.

4. Anfänge der Reformation.

Eben an jenem 31. Oktober 1517, da Luther seine 95 Sätze wider den Ablaß ausgehen ließ, hat der schlichte Hugo, Bischof von Konstanz, die Geistlichkeit seines Sprengels feierlich gewarnt: für den großen Haß der Laien gegen die Kleriker, der jetzt „durch unsere Schuld" viel größer ist denn je, könne er kein besseres Mittel finden als ein sittliches Leben; wenn sie fortfahren zu huren, lästern, raufen, sich täglich berauschen, lerne das Volk Geistlichkeit und Gottesdienst zugleich verachten.

Schon a. 1497 hatte er die Klosterleute wie die Weltpriester der gröbsten Laster, des Ehebruchs, der Sodomiterei, Notzucht, Gotteslästerung, des Raubs und Mords beschuldigt; aber gegen eine an den Bischof bezahlte Buße wurden auch die schlimmsten Priester absolviert. Ablaßkrämer kamen auch nach Schwaben und nahmen reiche Schätze fort, man weiß nicht wohin. Die Landschaft selbst verlangte 1520 strenge Maßregeln gegen die beim Klerus überhandnehmenden Laster.

Dagegen wuchs jetzt ein neues Geschlecht heran. Philipp Melanchthon, geb. in Bretten 1497, hatte erst in Heidelberg, seit 1512 in Tübingen Theologie studiert und hielt dort seit 1514 Vorlesungen über Philosophie und Klassiker, bis die Empfehlung seines Großonkels Reuchlin ihn 1518 nach Wittenberg versetzte. Joh. v. Staupitz war Augustinerprior in Tübingen, ehe er nach Sachsen ging, und hat dann allerlei Tübinger Gelehrte auf die neue Universität Wittenberg und in Luthers Freundeskreis gezogen. Darunter war der Augustiner Joh. Mantel, der seit 1511 in Stuttgart das Wort Gottes verkündigte, nachdem er 11. November die Leonhardskirche durch die erste Predigt eingeweiht hatte. Ihm folgte auf dieser Kanzel Dr. Gandelfinger, gleichfalls Augustiner. In Heidelberg knüpfte Luther 1518 mit strebsamen Schwaben eine persönliche Bekanntschaft an, die höchst fruchtbar werden sollte. Dort traf er den Joh. Brenz aus Weil, den Erhard Schnepf aus Heilbronn, Mart. Frecht aus Ulm, Joh. Isenmann aus Halle u. a. Jünglinge, welche seine zündenden Worte immer weiter tragen sollten. Der Weinsberger Ökolampad (Heußgen, geb. 1482) fand das erste Licht in Tübingen bei Melanchthon; Ambr. Blarer

Sig. 32. Philipp Melanchthon.

von Konstanz (geb. 1492) zunächst ebendaselbst, dann als Mönch zu Alpirsbach in Luthers Schriften, die ihm sein Bruder aus Wittenberg zusandte; ähnlich ging es manchem Augustiner in seiner Zelle, bis es ihn trieb, hinauszufliehen und frei das Evangelium zu verkündigen.

Wir können das nicht im einzelnen verfolgen. Das neue Wort fand beim wirtembergischen Volke solchen Anklang, daß schon a. 1524 der Kardinal Campeggi das Land luteranissimo (höchst lutherisch) nannte; aber die österreichische Regierung trat aller Neuerung aufs schärfste entgegen. Wohl predigten das Evangelium in Ilsfeld Joh. Gayling, in Brackenheim Konr. Sam, dem Luther schon 1520 brieflich glückwünschte, in Weinsberg Erhard Schnepf, aber bälder oder später wurden sie alle vertrieben, um anderwärts weiter zu dienen. Luthers Schriften wurden 1522 streng verboten; wer sie doch kaufte und verkaufte, verlor sein ganzes Vermögen, die eine Hälfte an den Angeber, die andere an die Türkenkriegskasse. Mantel predigte so stark gegen den Heiligenglauben und die Werkgerechtigkeit, daß er 1522 gefangen gesetzt wurde; umsonst baten die Eßlinger und Züricher für ihn; erst Feuerbachers Zug gegen Stuttgart (S. 156) befreite ihn aus dem Kerker. Er predigte dann in Baden, zuletzt im Züricher Biet.

Ein Glück war es, daß Wirtemberg noch nicht Eine Regierung hatte, sondern viele und gar verschiedene. Wie frei konnte doch manche Reichsstadt vorangehen, wenn sie einmal entschlossen war, um der Wahrheit willen was zu wagen! Allen schritt voran Reutlingen, das seit 1520 einen Freund Melanchthons, den Matth. Alber (geb. 1495) als Prediger angestellt hatte. Der heiratete schon 1524, und die Warnungen des schwäbischen Bundes wurden von der Stadt nicht beachtet. Wegen 68 Sätzen, die ketzerisch klangen, wurde er vor das Reichskammergericht in Eßlingen geladen; er erschien, von 50 anhänglichen Bürgern begleitet und wurde drei Tage lang verhört. Als man seine Hinrichtung erwartete, wurde er noch gefragt: ist ein Unterschied zwischen Christi und des Papstes Ablaß? Er

antwortete trocken: dieser erleichtert den Beutel und jener das böse Gewissen. Da fielen ihm die Herzen zu, so daß er freigesprochen wurde. Er führte 1526 eine einfache Presbyterialverfassung ein mit freier Predigerwahl und Kirchenzucht. Nur die Rotgerber hielten zuletzt am alten Glauben fest. — In Ulm predigte Konrad Kraft schon 1518 gegen den Ablaß; die Franziskaner Joh. Eberlin und Heinrich von Kettenbach eiferten in Stadt und Land gegen die Messe, bis sie vor den Feinden jählings fliehen mußten 1521. Der Kaplan Idelhauser wurde zum Widerruf gezwungen. Noch aber predigte Jost Höflich das ganze Evangelium, bis man ihn an Pfingsten 1524 auf einen Karren schmiedete und nach Konstanz abschickte. Dafür trat Sam im Münster auf und bewirkte 1526, daß der Rat wenigstens den Geistlichen das Heiraten gestattete. — In Eßlingen predigte Mich. Styfel, ein Augustiner, streng lutherisch, bis er 1522 vor dem Erzherzog fliehen mußte, wie 1524 der Kaplan Fuchs. Erst 1531 schaffte Eßlingen die Messe ab und betete um Ulrichs Wiedereinsetzung. — In Weil hatte Theob. Gerlacher 1522 sogar den Beifall des Augustinerpriors Rapp; aber die österreichische Regierung bewirkte bald seine Entlassung. — Dagegen schaffte Hall schon 1523 nach einjähriger Predigt des Joh. Brenz die Messe ab. Vom vierfachen Geist des Elisa, meinte Luther, habe er selbst den Wind, Erdbeben und Feuer, Brenz dagegen das sanfte Säuseln. Hatte er erst die christliche Freiheit betont, so predigte er nach dem Bauernaufruhr, den er so glücklich bekämpfen half (S. 156), auch den evangelischen Gehorsam nachdrücklich, begründete durch seine Kirchenordnung 1526 die Volksschule und schrieb noch vor Luther 1527 seinen Katechismus. — In Heilbronn führte H. Lachmann (S. 155) die Reformation ein, seit 1525 mit Erlaubnis des Rats; ebenso P. Fagius in Isny und der Zwinglianer Hummelberg in Ravensburg. In Crailsheim, das ansbachisch war, predigte der gelehrte Adam Weiß seit 1521 unangefochten den neuen Glauben, wie M. Chyträus im hohenlohischen Ingelfingen.

In Bopfingen und Gmünd gährte es gewaltig, ja selbst in Ellwangen haben G. Mumbach und J. Kreß von der Kanzel herab den Papst Antichrist genannt, worauf freilich rasch gegen alle Neuerungen vorgegangen wurde. Wenn aber ein Prediger

Fig. 33. Johannes Brenz. Nach einem alten Kupferstiche.

wie Blarer aus Alpirsbach 1522 vertrieben ward, so fand er anderwärts um so mehr Eingang. Selbst im österreichischen Rottenburg erscholl 1523 (durch Schedlin und Eycher, dann A. Keller) das Evangelium von zwei Kanzeln. Ja Edelleute, wie die Gemmingen, Rechberg, Spät, Thum hegten lutherische Pfarrer bei sich.

Mit dem Bauernkriege wurde die Verfolgung blutiger, in Leipheim wurde der evangelische Prediger Wehe enthauptet, und der Profoß des Truchseß, Aichele, henkte allein 40 Geistliche an Bäumen auf, so den edlen Waibel von Kempten im Wald von Leutkirch; ein Tübinger Kaplan, der ein Kind deutsch getauft hatte, starb am Galgen 1525. Als man aber die Städte mahnte, die kaiserlichen Edikte streng durchzuführen, erklärten sie schon im März 1525, ohne großen Auflauf, Sterben und Verderben gehe das nicht mehr an. Dagegen wurden bei Cannstatt zwei lutherische Pfarrer an Bäume gehenkt und etlichen Weibern, die sich zu predigen unterstanden, die Zunge ausgeschnitten.

32 Lutheraner in Ellwangen ließ der Propst mit einem langen Seil zusammenbinden und auf dem Markt zur Hinrichtung aufstellen; nachdem drei geköpft waren, baten Bürger, Weiber und Domherrn die übrigen los. Als auch Rottweil vom Lehrstreit beunruhigt wurde, drohte Ferdinand der Stadt mit Entziehung des Hofgerichts; da wurden 1529 auf einen Tag 399 Evangelische mit dem Pfarrer Stücklin aus den Mauern verjagt, und der Kaiser verbot bei schwerer Strafe, sie irgendwo zu hausen oder zu hofen.

Geschadet hat der Reformation weniger die Verfolgung, als die Uneinigkeit ihrer Bekenner. Als nämlich über dem Abendmahlsstreit Zwingli und Ökolampad sich mit Luther entzweiten, hing bald Ulm, bald Eßlingen mehr an der Schweizer Lehre, und manche wurden irre an der Hitze des Streites. Andererseits regten sich gewaltig die Wiedertäufer, denen Luther wie Zwingli nicht biblisch genug schienen. Es waren edle Seelen darunter, wie der andachtsglühende Exmönch Mich. Sattler, der 20. Mai 1527 mit mehr als 20 Freunden in Rotenburg den Feuertod starb, nachdem man sie mit glühenden Zangen zerfleischt hatte; seine Frau wurde einfach ertränkt. Mehr als 20 wurden in Horb ertränkt, geköpft oder verbrannt. In Gmünd rückte österreichische Mannschaft ein, um einem Aufstand der Lutherischen vorzubeugen, worauf sieben Wiedertäufer geköpft wurden. Zwinglianer und Wiedertäufer ließ der schwäbische Bund 1528 durch ein Treibjagen von 400 Reitern allerwärts einfangen und ohne

Urteil und Recht töten. Da wurde viel unschuldig Blut vergossen, wie denn der Aichele den Martelhof mit 20 Personen und deren Dienern verbrannte. Psalmen singend ging in Eßlingen der schöne Jüngling Joach. Fleiner auf den Richtplatz, getrost ließen sich auch Jungfrauen in Tübingen, Böblingen, Nürtingen und Kirchheim verbrennen. Nachdem man in Eßlingen noch mehrere Wiedertäufer geköpft hatte, fing man doch an, sie auf den Rat von Brenz milder zu behandeln und öffentliche Besprechungen mit ihnen zu halten.

Gefährliche Schwärmer waren freilich darunter, wie der Zuberhans, der alle Obrigkeit abthun wollte, und der Aug. Bader, der schon einen vergoldeten Szepter und Krone für seinen Sohn, den künftigen Messias hatte anfertigen lassen, aber in Stuttgart 1530 samt seinen Jüngern grausam hingerichtet wurde. Aber auch die mäßigenden Geister und wohlmeinende Lenker wurden getötet, bis der „verzuckte Geist" aus Schwaben verschwand, um in Niederdeutschland sein Werk gräßlich abzuschließen. Immerhin wurde noch 1540 ein Melch. Hoffmann, der in Stuttgart ein Asyl für Kranke errichtet hatte, als Wiedertäufer auf dem Marktplatz enthauptet.

5. Ulrichs glücklichere Zeit. 1534—1550.

Nun wollen wir uns wieder nach dem vertriebenen Herzog umsehen. Wir finden ihn seit 1526 bei dem weitläufigverwandten Landgrafen von Hessen, dem thatkräftigen Philipp, der es am treuesten mit ihm meinte. Hier lernte er auch Luther kennen, als dieser zum Marburger Gespräch 1529 mit Zwingli und Ökolampad zusammentraf. Philipp führte verschiedene Unterhandlungen mit Ferdinand, und auch auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 wurde Ulrichs Sache von den Kurfürsten gegen den Kaiser verteidigt; aber dieser war so wenig geneigt, Wirtemberg wieder herauszugeben, daß er es vielmehr 5. September in die Reihe der österreichischen Erblande stellte und seinen Bruder Ferdinand feierlich damit belehnte.

Die schwäbische Kirche wurde auf diesem Reichstage, wo die evangelischen Reichsstände ihr Glaubensbekenntnis überreichten, nur durch die Reichsstadt Reutlingen vertreten, die nebst Nürnberg die augsburgische Konfession unterzeichnete. Ulm und Hall verweigerten

wenigstens den Beitritt zum Reichstagsabschied, den auch Biberach, Isny und Giengen nicht unterschrieben.

Die Fürsten, katholische wie protestantische, waren mit diesem Gewaltschritt des Kaisers sehr unzufrieden, soll er doch geäußert haben, wenn Ulrich sein Land verloren habe, möge ers mit dem Schwert gewinnen! Die Unterhandlungen wurden vom Landgrafen eifrig fortgesetzt, aber ohne zu einem Ziel zu gelangen, weil Bayern nur für Christoph etwas wagen wollte. Endlich, nachdem der schwäbische Bund sich aufgelöst, weil die Protestanten und die Bayern sich ihm entzogen Febr. 1534, kamen Philipp und Ulrich zu dem Entschluß, das Waffenglück zu versuchen. Durch Scheinverkauf von Mömpelgard bekamen sie französische Hilfsgelder, auch Basel, Ulm, Straßburg 2c. gaben Beiträge. Während der Kaiser in Spanien, sein Bruder in Böhmen beschäftigt waren, sammelte Philipp ein Heer von 20000 Fußgängern und 4000 Reitern und führte sie durch den Odenwald nach Heilbronn. Bei Lauffen hatte sich der Statthalter des Herzogtums, Pfalzgraf Philipp, mit 9000 Fußgängern und 400 Reitern gelagert. Die Landeskinder aber flohen lieber, als daß sie gegen den alten Herrn die Waffen ergriffen hätten. Schon im ersten Zusammenstoß bei Nordheim wurde der Pfalzgraf verwundet. Tags darauf, 13. Mai 1534, entspann sich ein Gefecht, aus dem die Österreicher bald zurückwichen, um nicht umzingelt zu werden. Gott hat sie geschlagen, sagte der Landgraf und schon zwei Tage nach der Schlacht kam Ulrich vor Stuttgart an. Er versprach die Bestätigung des Tübinger Vertrags und Vergessenheit des Vergangenen, und die Bürger huldigten ihm ohne Widerrede, ebenso das ganze Land. Als letzte Feste ergab sich Neifen 4. Juni. Allenthalben erschollen Siegeslieder, selbst die Kinder sangen: „Bidi bidi bomp! Der Herzog Ulrich kommt! Er liegt nicht weit im Feld; Er bringt einen Seckel mit Geld."

Soweit waren auch die Kurfürsten mit dem Kriegszug zufrieden, weil er gegen eine Verletzung des Reichsrechtes ging. Der sächsische übernahm die Vermittlung

mit Ferdinand, der sich nachgiebig zeigte; und am 29. Juni 1534 kam der Kadaner Vertrag zustande, worin derselbe das Herzogtum an Ulrich abtrat, dafür aber Anerkennung seiner römischen Königswürde, Hilfe gegen die Türken, Ersatz der Ankaufskosten und einiges andere verlangte. Die drückendste Bedingung war, daß Ulrich das Herzogtum als österreichisches Afterlehen empfangen sollte, und nur bittere Notwendigkeit konnte ihn zur Annahme desselben bewegen, nachdem er auch mit dem Landgrafen sich fast verfeindet hatte. Am 6. August 1535 schwor er in Wien dem Könige.

Mit jenem Seckel hatte es seine Richtigkeit, aber mit dem Geld nicht. Das sollte erst hinein kommen. Der Kriegszug hatte 434450 Gulden gekostet, und daran war noch viel zu bezahlen. Da mußten natürlich die Stände herhalten; Mömpelgard, Heidenheim und Möckmühl waren verpfändet, und sollten nun wieder eingelöst werden: so mußten natürlich die Stände herhalten. Die Festungen sollten wiederhergestellt und erweitert werden; natürlich wurden die Stände in Anspruch genommen. Noch dazu war teure Zeit. Und doch brachte Ulrich alle diese Summen und manche weitere zusammen: denn das Land war froh, seinen rechtmäßigen Herrn wieder zu haben und ungehindert das Wort Gottes hören zu dürfen.

Brenz konnte 1529 von zwei Todsünden in Wirtemberg schreiben: vom Herzog reden, und das Evangelium lieben. Wie verändert war doch die Sachlage geworden! Selbst Luther, der vor dem Betreten des Wegs der Gewalt heftig gewarnt hatte, rief jetzt aus: in dieser Sache ist Gott! Bereits war mittlerweile das Evangelium durchgedrungen im ansbachischen Crailsheim 1528. Diesem folgten nach Reutlingens und Halls Vorgang zuerst Giengen 1528, Ulm, Eßlingen und Heilbronn 1531, Isny 1532, Bopfingen 1546. Biberach, Ravensburg und Leutkirch wurden wenigstens paritätisch. Für Ulm und Eßlingen that das meiste Blarer, der noch in schweizerischem Sinne wirkte, doch so, daß der allmähliche Übergang zu einem gemäßigten Luthertum leicht bewerkstelligt werden konnte.

War nun auch Ulrich für seine Person mehr der zwinglischen als der lutherischen Ansicht zugeneigt, so blieb

doch die zwinglische Lehre durch Reichstagsbeschluß im ganzen Reiche verboten und durch den Kadaner Vertrag noch besonders. Als daher Blarer und Schnepf (gebürtig aus Heilbronn) zur Reformation des Landes aus Konstanz und Marburg berufen wurden, mußten diese beiden sich zuerst über die streitige Abendmahlsfeier vereinigen, denn Blarer galt als Zwinglianer. Er erklärte jedoch in Gegenwart des Herzogs 2. Aug. 1534, „daß Leib und Blut Christi im Nachtmahl wahrhaftig zugegen seien und gereicht werden;" und nun fing er seine Arbeit im Land ob der Steig an, wie Schnepf im Unterland.

Es wurden die Geistlichen jedes Bezirks in die Amtsstadt berufen, wo man ihnen die Hauptartikel der evangelischen Lehre vorlas und fragte, ob sie künftig darnach lehren wollten. Wer dies zusagte, durfte in seinem Amte bleiben, wer sich weigerte, erhielt Bedenkzeit und nach Verfluß derselben wurde er abgesetzt. Aber woher nun gleich andere Pfarrer nehmen? Leute kamen zwar genug, aber sie waren nicht alle zu brauchen; namentlich konnte man die zahlreichen Schweizer nicht anstellen oder doch nicht lange behalten, weil der Herzog Gleichförmigkeit im Lande haben wollte. Solche war nicht im Nu zu erzielen: einige Pfarrer sangen deutsch, andere lateinisch; dieser ließ jeden zum Abendmahl zu, der kam, jener prüfte zuvor seine Leute. Zudem waren die Besoldungen noch sehr gering; für 500 Pfarrer hatte man nur 24,000 Gulden.

Am 2. Februar 1535 wurde in der Stiftskirche zu Stuttgart die Messe abgeschafft und 14. Februar zum erstenmal das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise ausgeteilt; um die gleiche Zeit auch in Cannstatt, Herrenberg 2c., am spätesten in Tübingen. Kirchenzierate und Bilder wurden abgethan (besonders durch Blarers Einfluß), Klöster und andere geistliche Stiftungen aufgehoben. Das kostete freilich viel Mühe, denn die Prälaten wehrten sich hartnäckig; aber Ulrich setzte seinen Plan mit eiserner Festigkeit durch gemäß seiner Pflicht, „unrechten Gottesdienst abzuthun." Wollte ein Mönch die neue Lehre annehmen, den machte man zum Pfarrer; wollte einer durchaus Mönch bleiben, so schickte man ihn nach Maulbronn, wo alle Mönche künftig wohnen sollten, aber zugleich in

der evangelischen Lehre unterrichtet wurden. Die Prälaten konnten in ihren Klöstern bleiben oder fortgehen, mit einem Leibgedinge von 4—500 Gulden, nur zwei traten zum evangelischen Glauben über. Ebenso verfuhr man mit den Nonnenklöstern und Stiftern. Daß der Herzog von den Einkünften der Klöster jährlich gegen 100 000 Gulden auch zu unkirchlichen Ausgaben verwendete, war nicht ganz in der Ordnung, die große Geldnot brachte ihn dazu; es wurde ihm aber Einhalt gethan und die Güter der Kirche als „Kirchenkasten" besonders verwaltet.

Zur Reformation der Universität wurde außer Blarer auch Simon Grynäus von Basel berufen. Die theologischen Professoren verstanden in der Regel nichts vom hebräischen und griechischen, jetzt aber legte man ihnen auf, die Bibel aus den Grundsprachen zu erklären. Manche, die sich in die neue Ordnung nicht schicken wollten, wie der Kanzler Dr. Widmann, wurden entlassen und andere wackere Männer an ihre Stelle gesetzt.

Nicht bloß die religiöse Neuerung konnte die Professoren bedenklich machen, sondern auch die veränderte Stellung der Universität, welcher Ulrich die Rechte der freien Körperschaft nahm. Statt 4 theologischer Lehrer sollten hinfort nur 2 sein, einer fürs A. T. und einer fürs N. T. Brenz, den Melanchthon dem Herzog empfohlen hatte, blieb nur ein Jahr (1537—38) in Tübingen, weil ihn die Haller nicht länger entbehren wollten; er trug aber viel bei zur Einführung sorgfältiger Aufsicht über Lehre und Berufstreue der Geistlichen. Ein theologisches Stift sollte fortan frommer Leute Söhne, die von christlichem, gottesfürchtigem Wesen und zum Studieren geschickt seien, aufnehmen und mit Kost, Kleidern, Büchern und Papier versehen. Mit 14 Stipendiaten fing man 1537 in der „Burse" an, darunter 12jährige Knaben, die noch mit der Rute gezüchtigt werden durften, neben verheirateten Männern; 1548 wurde ihnen das Augustinerkloster eingeräumt, kurz ehe das Interim den Fortbestand des neuen Kirchenwesens in Frage stellte.

Blarer konnte sich übrigens mit dem strenger lutherischen Schnepf nicht lange vertragen, da er entschieden lehrte, daß die Gottlosen im Abendmahl Leib und Blut des Herrn nicht empfangen; er kehrte 1538 in die Schweiz zurück. Doch blieb die einfache „Reutlinger Weise" des Gottesdienstes, wie er sie nach Albers Vorgang in den

Kirchen eingeführt hatte; alles Singen am Altar, alles Meßgewand wurde abgethan. Jeder Pfarrer mußte 1540 eine deutsche Bibel aus dem Armenkasten erhalten. Mit Sekten hatte man noch viel zu kämpfen; Ulrich ließ den frommen Mystiker Schwenkfeld, der bei den Thumbs Aufnahme gefunden hatte, 1538 verbannen. Der Predigtbesuch wurde dermaßen befohlen, daß wer am Sonn- oder Feiertag ausblieb, um 10 Schilling, das zweitemal um 1 fl. gestraft, oder für jeden Gulden 4 Tage bei Wasser und Brot eingetürmt wurde. Die Kirchenordnung (1536) und eine Visitations- und Synodalordnung (1547), welche 23 Dekane festsetzte, führten die neue Weise im einzelnen durch. — Im Mömpelgardschen nahm Graf Georg durch Peter Toussaint 1535—39 eine vorherrschend schweizerische Reformation vor. Der Graf war ein frommer Herr, oft etwas trübsinnig, daher der Musik zugethan; hatte er sich einst mit Alchymie und Astrologie beschäftigt, so zerriß er jetzt alle solche Papiere, nachdem er aus dem Evangelium gelernt, Gott allein zu vertrauen. — Lutherischer als in Wirtemberg war die Form des Gottesdienstes, welche die Grafen von Öttingen 1539 und Hohenlohe 1541 in ihren Landen einführten.

Ulrich war freilich weiser und milder geworden; aber seine Lieblingsneigung, nach Willkür zu handeln, hatte er noch nicht ganz überwunden; auch das Reformationswerk führte er fast ganz ohne Mitwirkung der Landstände aus. Ebenso fehlte es nicht an Streitigkeiten mit einzelnen Herren und Städten (besonders Eßlingen), in denen sein alter Eigensinn wieder hervorbrach; und mit seiner Gemahlin Sabina hat er sich nie ausgesöhnt. Als im Vertrag zu Lauingen 1541 die langjährige Feindschaft mit Baiern beigelegt wurde, blieb sie darin unerwähnt. Erst nach seinem Tode kam sie ins Land zurück, um ihre letzten Jahre in Nürtingen unter Werken der Wohlthätigkeit zu verleben. Noch ungerechter bewies sich Ulrich gegen seinen Sohn Christoph. (S. 174); es warteten auch noch mehr Demütigungen auf ihn.

Ulrich hatte sich 1536 dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen, der die Fürsten verpflichtete, bei einem Angriff wegen der evangelischen Lehre einander beizuspringen; damit war es ihm ein solcher Ernst, daß er auf

Fig. 34. Herzog Ulrich.

einem Bundestag 1537 bei Gelegenheit eines Rangstreits gelassen sagte: ihr könnt mich hinter den Ofen setzen, wenn nur Gottes Wort den Sieg erhält. Übrigens benahm er sich gefügig gegen den Kaiser, der ihn 1543 einmal in Stuttgart besuchte. Als dieser aber mit Frankreich Frieden schloß, entstand der Entschluß, im Verein mit dem Papst die Protestanten zu bekriegen. Im Juni 1546 wurde der Krieg erklärt, wie der Kaiser heuchelte, nicht um der Religion willen, sondern um die Friedensstörer, Sachsen und Hessen, zum Gehorsam zurückzuführen. Doch ließen sich die wenigsten Bundesglieder dadurch trennen; Ulrich sandte seine 12000 Mann nach Ulm, wo sie mit den Reichsstädten sich unter den wackern Seb. Schertlin von Burtenbach stellten. Donauwörth wurde besetzt, und 4. August stießen der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen mit ihren Truppen zu dem schwäbischen Heer. Nun belief sich die Kriegsmacht der Protestanten auf 50000 Mann, während der Kaiser mit 9000 zu Regensburg stand. Ein einziger Schlag hätte den Kampf entschieden. Schertlin riet aufs dringendste zum Angriff; aber die Unentschlossenheit des Kurfürsten ließ die schöne Gelegenheit hinaus, bis der Kaiser so viele Verstärkung an sich gezogen hatte, daß er die Oberhand bekam, worauf des Kurfürsten Vetter Moritz die Maske fallen ließ und Sachsen bedrängte. Nun dachte jedes nur an sich selbst; in Oberdeutschland ergab sich eine Stadt um die andere, die Reichsstädte kauften sich mit Geldopfern los, durch die vordem der Sieg hätte errungen werden können. Im Dezbr. lagen der Pfälzer Kurfürst und die Ulmer in Hall eine Viertelstunde vor dem Kaiser auf den Knieen, ehe er ihnen Gnade zunickte. Stuttgart wurde 31. Dezbr. besetzt und das Schloß ausgeplündert. Von Hohentwiel aus mußte der flüchtige Herzog versprechen, dem schmalkaldischen Bunde zu entsagen, 300000 fl. zu zahlen und erst noch dem König Ferdinand Rede zu stehen. Diesen Vertrag unterschrieb der Kaiser in Heilbronn am 8. Jan. 1547.

Am 4. März, als der Kaiser, weil gichtkrank, in einer un-

garischen Kutsche von Ulm abfahren wollte, Sachsen zu, erschien Ulrich, in einem Stuhl von vier Männern getragen, mußte eine Stunde unter spöttischen Spaniern im Vorgemach warten und ließ sich dann vor den Kaiserthron tragen. Karl erließ dem Leidensbruder den Fußfall, bot ihm aber die Hand nur über die Achsel; für den Herzog sanken Kanzler und Rat auf die Kniee nieder. Aber lange noch wurde das Land von Herzogs Alba zügellosen Scharen, die Asberg, Schorndorf und Kirchheim besetzt hielten, verwüstet, gedrückt und ausgesogen.

Bis die Kirchensachen durch eine allgemeine Kirchenversammlung ins Reine gebracht wären, wurde vom siegreichen Kaiser auf dem Reichstag in Augsburg 1548 eine Anordnung eingeführt, welche das Interim (Inzwischen) hieß und die Vereinigung beider Kirchenparteien anbahnen sollte. Die Klöster mußten hergestellt, die Messe wieder gelesen werden; daneben galt die Priesterehe, man durfte das Evangelium predigen und im Abendmahl den Kelch reichen. So sehr sich auch Ulrich dagegen wehrte, so mußte er am Ende doch, wie er sagte, „dem Teufel den Willen lassen", d. h. den drängenden Bischöfen nachgeben und die Einführung des Interims gestatten. Auch die Reichsstädte waren dazu genötigt und mußten seufzend ihre evangelischen Prediger entlassen.

Als in Reutlingen 25. Sept. der reichliche Weinsegen erfror, klagte alles: das haben wir mit Aufnahm der Meß verschuldet. Alber und Isenmann fanden beim Herzog Schutz. Über Hall war der Kaiser besonders erzürnt, weil dessen Gesandte ein Bedenken von Brenz gegen das Interim mit nach Augsburg gebracht und zirkuliert hatten. 1200 Spanier aus Heilbronn wurden nach Hall geschickt, die sogleich die Messe einführten. Der gewarnte Brenz entrann noch bei Zeiten; die frommen Pfarrer traten ab, charakterlose Wirtshausbesucher nahmen ihre Stellen ein. Brenz wurde in Hohenwittlingen verborgen, floh dann nach Basel und fand endlich als Vogt „Engster" auf Hornberg eine Zuflucht. — Viele andere wanderten aus, so Schnepf, der 11. Nov., da in Tübingen die erste Messe gelesen wurde, unter allgemeinem Weinen seine Abschiedspredigt hielt. Die Messe blieb jedoch leer, das Volk zog überall den vertriebenen Geistlichen nach, die nun Katecheten hießen; denn da die nötige Zahl Priester nicht aufzutreiben war, ersetzte sie der Herzog durch „Katecheten", welche das Wort Gottes einfältig predigen, Sterbenden auch das Sakrament reichen, aber die Meßpriester nicht hindern sollten. Auf den Dörfern konnten auch

manche evangelische Prediger unbeschrieen sitzen bleiben. Ein Mönch aber, der in Maulbronn beim Mondschein in der deutschen Bibel las, wurde entfernt. Bei Ulrichs Neigung zu eingreifenden Säkularisationen war das Interim, das ihm Halt gebot, jedenfalls nützlich für die Erhaltung des Kirchenguts.

Da kam auch Ferdinand wieder und erneuerte seine Ansprüche auf das Herzogtum, weil Ulrich durch sein Majestätsverbrechen dasselbe verwirkt habe. Alle Gegenvorstellungen halfen zu nichts, und eben sollte das Urteil gesprochen werden, als Ulrich noch zu rechter Zeit starb. Er fand in Tübingen sein Sterbebett, das ihn endlich 6. Nov. 1550 zur Ruhe bringen sollte. Dem Sohn erlaubte er übrigens nicht, von Calw herzukommen.

„Sehet zu," sprach er zu seinen Dienern, „ich, der ich viel Herzeleid zu meiner Zeit erlitten hab, und durch manchen Unfall und Not gejagt bin worden und wohl geübt in dem Orden derer, so Christo das Kreuz sollen nachtragen, da lieg ich jetzt in Gottes Gewalt und will solcher gestalt das Leben mit dem Tod vertauschen, daß mir Gott dadurch das ewige Leben soll geben und mich durch Christum erhöhen. Denn Christus allein ist mein Hort, mein Schild und meine Hoffnung im Leben wie im Tod; der wird mich aus aller Not erlösen. Denn Gottes Wort wird ewig bestehen; das ist mein Zeichen hie gewesen." — Mit solchen Gesinnungen verschied er nach 52jähriger Regierung, während welcher er wie ein Schifflein auf stürmischem Meer umhergeworfen worden, hauptsächlich weil er keines seiner Segel hatte einziehen wollen. Sein Wahlspruch war Stat animo (Ich habs fest vor), auch: Hindurch mit Freuden! späterhin aber: „das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit." Er las alle Tage im Wort Gottes und hörte täglich eine Frühpredigt; mit großem Opfermut rang er sich durch die letzten schweren Jahre, beliebt beim Volk durch seine Leutseligkeit. Er hat Hohentwiel, Hartenеck u. A. an Wirtemberg gebracht und ruht nach seinem Wunsche mit Herzog Eberhard I. unter einem Stein.

6. Christoph. 1550—1568.

Dieser ausgezeichnete Fürst wurde geboren auf Hohenurach den 12. Mai 1515, vier Tage nach der Ermordung des Hans von Hutten (S. 144). Als er ein halbes Jahr alt war, floh seine Mutter nach Bayern und ließ ihre Kinder bei dem geisteskranken Großvater, dem Grafen Heinrich, dessen silberweißer Bart bis auf den Gürtel hinabreichte. Noch

war er nicht fünf Jahre alt, als sein Vater das Land verlassen mußte und er selbst nach Innsbruck gebracht wurde. Damit begann ein wechselvolles Wanderleben.

Überall unterwegs hatte man Mitleiden mit dem unschuldigen, frommen Herrlein. Beim zweiten Nachtlager zu Weißenhorn ergötzte er sich sehr an einem Lämmlein und hätte es gerne mitgenommen; weil mans ihm aber nicht lassen wollte, bat er den Wirt hoch, dem Lämmlein ja genug zu essen zu geben; wenn er wiederkomme, wolle ers bezahlen. In Innsbruck wurde er von Dr. Wilhelm von Reichenbach samt seinen eigenen Söhnen erzogen und zur Gottesfurcht angeleitet. Alle Evangelien und Episteln des Jahrs mußte er in lateinischer Sprache auswendig lernen. Im 10. Jahre kam er nach Neustadt in Österreich, wo Michael Tifferni (von Tüffer bei Cilly), ein trefflicher Mann, ihn mit den Wissenschaften bekannt, auch mit dem Lateinischen so vertraut machte, daß er ohne Mühe diese Sprache reden konnte. Als Ferdinand 1530 mit Wirtemberg belehnt wurde, mußte Chr. dem Kaiser folgen, und reiste mit ihm (Nov.) durch Wirtemberg, durfte auch seine Mutter in Urach besuchen. „Und da ward im Lande ein solch Gerenn und Zulauf, daß man das Volk mit Schergen davon hat bieten müssen und ihn auch so viel eher hinweggethan.“ Das machte ihn erst auf seine Lage aufmerksam. In Brüssel war er beim Kaiser wohlgelitten, doch hatte man stets ein scharfes Auge auf ihn und hielt ihn mit Geld so knapp, daß er 9370 Gulden Schulden machen mußte. Von Brüssel gings den Rhein herauf, nach Wien und dann nach Italien, von wo der Kaiser nach Spanien reisen und den jungen Prinzen mitnehmen wollte. Vermutlich hätte man ihn dort in ein Kloster gesteckt. Aber noch ehe es über die Grenze ging, ersah sich der Prinz, der mit seinem Oheim von Bayern in heimlicher Verbindung stand, die Gelegenheit, sich loszuwinden, und ritt von der Heerstraße ab den steirischen Alpen zu, Okt. 1532. Sein treuer Lehrer Tiffern soll ihn auf dieser Flucht begleitet, ihm auch statt des hinkenden sein eigen Pferd abgetreten haben. So entkam Christoph glücklich nach Bayern, von wo er (Nov.) die österreichische Regierung und den schwäbischen Bund um die versprochene Einsetzung in die Ämter Tübingen und Neifen anging, 31. Juli 1533 aber das verlorene Land, nicht für sich, sondern für seinen Vater zurückforderte. Auch auf dem Bundestag in Augsburg (Dez. 1533) machte er bescheiden wie entschlossen seine Ansprüche geltend. — Als Ulrich sein Land wieder in Besitz nahm, kam Christoph an des Vaters Hof, wo er den freundlichsten Empfang verdient hätte. Allein Ulrich war so mißtrauisch gegen ihn, als auf Bayern gestützt und noch katholisch, daß er den Prinzen nach Frankreich schickte. Er führte dahin deutsche Söldner 1534—42, focht auch 1537 vor Asti gegen

den Kaiser. Seine Klugheit und Tapferkeit erwarben ihm Achtung, zogen ihm aber auch Neid und Verleumdung zu. Mehrmals geriet er in Todesgefahr. In Italien gab man ihm scheints Gift; als er gefährlich krank lag, wurde er von einem italienischen Oberst überfallen und nur durch Dazwischenkunft eines Dritten gerettet; in Chatellerault wurde er von hundert Meuchelmördern umringt und konnte sich samt seinen zwölf Begleitern nur zu genauer Not durchschlagen. Den Papst sah er 1538 in Nizza, weigerte sich aber, dem König nach dessen Pantoffel zu küssen. Mit Geldmangel hatte er beständig zu kämpfen, denn sein Vater gab ihm nichts und seinen Gehalt bekam er sehr unregelmäßig. Obwohl er seinem Vater auch von Frankreich aus manchen Dienst erwies, obgleich der König von Frankreich und der Landgraf von Hessen sich alle Mühe gaben, den Vater freundlicher zu stimmen, wollte Ulrich doch von seinem Unwillen nicht lassen. Erst 1542 kam eine Aussöhnung zustande, weil Ulrich sich mit seinem Bruder Georg entzweite, dem er die Nachfolge zugedacht hatte. Aber die üble Laune des mürrischen Vaters machte Christoph viel zu schaffen. Jener ermahnte diesen, „sich nach der Decke zu strecken" und als derselbe im Nov. 1543 nach Ansbach reiste, um sich mit der Prinzessin Anna von Brandenburg zu verloben, gab ihm der Vater nicht einmal Winterkleider mit, so daß Christoph unterwegs krank wurde. Still getraut Febr. 1544 kehrte er nach Mömpelgard zurück, auf dessen Einkünfte er angewiesen war, las nun viel in der heiligen Schrift und entschied sich für Luthers Lehre; notgedrungen ließ er dort das Interim wenigstens verkündigen.

Diese Schule der Not von früher Jugend an war recht geeignet, einen tüchtigen Regenten zu bilden. Er hatte das Joch in der Jugend tragen gelernt; und das machte ihn entschlossen und umsichtig, mild und billig. Übrigens stand 1550 alles „übler, denn man je gehört und gedenkt"; die spanischen Besatzungen kosteten unerschwingliche Summen und das Interim drückte aufs Land.

Am Sterbetag seines Vaters war Christoph in Tübingen angekommen; er begrub ihn am 7. Nov., am 8. ließ er sich huldigen und ritt noch nach Stuttgart zur Huldigung. Alles rief mit lauter Stimme: „Hie gut Wirtemberg in Ewigkeit!" Andere Städte machten Schwierigkeiten, die doch rasch beseitigt wurden. Neben dem Lande hatte Christoph von seinem Vater noch den Prozeß mit König Ferdinand geerbt, der von seinen schweren Forderungen nichts nachlassen wollte und schon den ersten Brief

unerbrochen zurücksandte, weil nicht an den „Herzog zu Wirtemberg“ überschrieben. Sogar der zähe Kaiser war noch mehr zur Nachgiebigkeit gestimmt; und hätte sich Christoph nur dazu verstanden, die katholische Religion wieder einzuführen, so würde ihm der Kaiser zu einem günstigen Vergleich geholfen haben. Aber daran war bei einem Mann wie Christoph, der die Wahrheit nicht bloß obenhin kannte, nicht zu denken, wenn ihm auch sogar die Mutter dazu riet. Er ritt selbst nach Augsburg, mit dem Kaiser zu unterhandeln, und erreichte durch eine freilich demütigende Kapitulation die Räumung von Schorndorf und Kirchheim. Nachdem er eingewilligt, das Konzil in Trient zu beschicken, zog er zur Aufsetzung des Glaubensbekenntnisses den bisher geheim gehaltenen Brenz in seine Nähe; den vertriebenen Ulmer Frecht berief er nach Tübingen. Erst was dem Interim ein Ende machte, der klug berechnete kühne Kriegszug des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser, brachte auch die wirtembergische Frage zum Abschluß 1552. Gemäß dem Passauer Vertrag, der die Glaubensfreiheit sicher stellte, empfing Christoph 6. Juni 1553 sein Herzogtum als ein österreichisches Afterlehen und zahlte 250,000 fl. an Ferdinand. Das wurde erreicht, ohne daß Christoph aus seiner Neutralität herausgetreten wäre. Denn während Reutlingen u. a. Städte, einige freilich gezwungen, dem kecken Moritz halfen, bildete der Herzog mit den Kurfürsten der Pfalz, von Mainz und Trier, eine vorsichtig vermittelnde Nebenpartei. Nun erst wurde auch der Asberg von den Kaiserlichen geräumt (Aug. 1553).

Eine weitere Erbschaft war eine Schuldenlast von 1,700,000 fl., wogegen die Hinterlassenschaft Ulrichs nicht viel heißen wollte. Der Herzog bewog am 8. Jan. 1554 die Landschaft, die Hälfte der Schuld zu übernehmen; dazu gaben die Prälaten noch einen Beitrag. Dagegen verlangten dann die Stände fortwährende landschaftliche Ausschüsse oder Kommissionen, um die Schuldenablösung zu überwachen, die Rechnungen zu prüfen, auch sonst mit dem Herzog über gemeine Landschaftsachen zu ratschlagen.

Der kleinere Ausschuß bestand aus zwei Prälaten und sechs Städtedeputierten, der größere aus doppelt so vielen Mitgliedern mit Einschluß derer des kleineren. Hatte Ulrich bis zuletzt sich so wenig um die Stände bekümmert, daß die Verfassung fast vergessen war, so gab ihnen dagegen Christoph ihre ursprünglichen Rechte wieder, namentlich die wichtigsten, Gesetze mit zu beraten und Steuern zu verwilligen. Auch das Landschaftsgebäude wurde 1564 angekauft und eingerichtet. Auf den Landtagen wurden die Prälaten 1565 als der andere Stand zugelassen, nachdem 1559 die Ritterschaft ihr Ziel erreicht hatte, reichsunmittelbar zu sein, daher sie auf keinem fürstlichen Landtag mehr erschien. Der schwäbische und fränkische Adel aber vereinbarte als festgeschlossene Körperschaft 1560 eine Ritterordnung, gegen welche Christoph vergebens protestierte.

Eine große Wohlthat für das Land war das neue, 1554 publizierte und 1567 verbesserte Landrecht, das an die Stelle so vieler einzelnen Rechte, Herkommen und Gewohnheiten treten sollte. Denn da konnte an dem einen Ort zu Recht gelten, was am andern verboten war: wie groß mußte die Verwirrung werden, wenn nicht jedermann alle einzelnen Ortsrechte auswendig lernte! Daran schloß sich die erneuerte und verbesserte Landesordnung an, die Landmeß- und Eichordnung, welche 1557 gleiches Maß und Gewicht einführte, die Umgelds-, Forst-, Bau-, Zoll-, Hofgerichts-, Feuer-, Zehntordnung nebst andern Gesetzen und Verordnungen. Gesetze allein machen freilich ein Volk nicht glücklich; aber Gesetzlosigkeit noch viel weniger. Gesetze sind nicht die Bäume, von denen man Frucht erwarten kann, aber wohl ein Zaun um den Garten. Die folgenden zwei Jahrhunderte haben Christophs Gesetzgebung zwar sehr vermehrt, aber kaum vervollkommt.

Besonders aber lag ihm das Werk der Kirchenverbesserung am Herzen, wofür ein fast ganz neuer Boden gelegt werden mußte; denn das Interim hatte allerhand wüste Gesellen neben die Prediger gesetzt. Mit diesem Geschäft wurde Brenz betraut, seit 1552 Propst der Stifts-

kirche und herzoglicher Rat. Was Schnepf begonnen hatte, setzte Brenz fort; und außer dem Katechismus, der hauptsächlich seinen Namen beim Volk erhalten hat, verdankt ihm die wirtembergische Kirche noch gar viel. Brenz war nach des Kaisers Rechnung einer von den Vieren in Deutschland, welche das Interim nicht angenommen hatten; er war nach Luthers Rechnung der vornehmste Schriftausleger in Deutschland; nach allgemeinem Urteil einer der tüchtigsten Reformatoren, geschmeidiger als Luther, unbeweglicher als Melanchthon.

Sein Werk war das wirtembergische Glaubensbekenntnis, das aus Veranlassung des Tridentiner Konziliums verfaßt wurde. Es war nämlich die lang gewünschte allgemeine Kirchenversammlung zur Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern a. 1545 zustande gekommen und auch von Abgeordneten der Evangelischen wie Brenz (März 1552) besucht worden. Aber die italienischen Prälaten, welche bei weitem die Mehrzahl bildeten, hielten die protestantischen Theologen hin; daher die wirtembergischen Gesandten (April) zurückkehrten. Den meisten Bischöfen kam nie ein anderer Gedanke, als wie man die Protestanten wieder katholisch machen wolle; und da diese sich für die Ehre bedankten, so blieb der römischen Kirche nur übrig, sich in ihrer Art aufs neue zu verrammeln. Doch hat sie nicht verhüten können, daß nicht von dem neuaufgesteckten Licht auch hie und da ein Strahl in ihre Fenster fiel, obgleich sie diese Schuld nie anerkannt hat. — Obiges wirtembergische Glaubensbekenntnis nun, das November 1551 der Kirchenversammlung übergeben worden war, schließt sich ganz an das augsburgische an und ward auch im Herzogtum Preußen als Richtschnur der Lehre angenommen. Gleichwie aber dieses Glaubensbekenntnis gegenüber von der katholischen Kirche die Schriftmäßigkeit der wirtembergischen beweisen sollte, so galt es in dieser letzteren als ein Maßstab der Rechtgläubigkeit. Denn da man doch nicht voraussetzen konnte, daß alle Prediger, namentlich die älteren, recht glaubig seien, so wollte der Herzog wenigstens

so viel erreichen, daß sie alle rechtglaubig sein sollten; und da die Uneinigkeit bis jetzt der gefährlichste Feind der Protestanten gewesen war, so wollte er unserer Kirche den Stempel der Einheit aufdrücken. Jenes Bekenntnis wurde also 30. Juni 1552 allen Beamten zugeschickt und ihnen befohlen, die Messe und alles päpstliche Gaukelwerk abzuschaffen. Bald waren auch die rohen Meßpriester entlassen und evangelische Geistliche an ihre Stelle gesetzt. Die Pfarreien in den Klosterorten wurden gleichfalls neu besetzt und den Prälaten ihr Patronatrecht genommen. Im Jahr 1553 kam eine neue Kirchenordnung und eine Visitationsordnung heraus.

Das Land wurde in vier Generalsuperintendenzen eingeteilt, unter welchen 28 Spezialsuperintendenten standen. Keiner Kirche sollte wider ihren Willen ein Prediger aufgedrungen werden. Sogar die allgemeine Einführung einer ernstlichen Kirchenzucht schlug der Herzog den Protestanten Deutschlands vor und ordnete selbst in Wirtemberg durch die große Kirchenordnung von 1559 eine solche an. Andreä hätte sie lieber den Ortsgemeinen zugewiesen; Brenz aber übergab sie der Oberbehörde, was ihre Wirkung bedeutend schwächte.

Die Reformation der Klöster, welche während des Interims wieder in die alte Verfassung geraten waren, betrieb Christoph sehr vorsichtig und setzte in der Regel erst, wenn die alten Äbte mit Tod abgingen, evangelische Männer an ihre Stelle. Durch den Augsburger Religionsfrieden vom 26. September 1555, den er eigenhändig unterschrieb, gewann er freie Hand und ernannte nach und nach tüchtige Äbte. Schon 8. Jan. 1556 trug er den versammelten Prälaten eine neue Klosterordnung vor, wornach Erziehung von Novizen zum Kirchendienst der Hauptzweck dieser alten Stiftungen werden sollte. So traten nach und nach 12 Klosterschulen ins Leben, da junge Leute von 1—2 Präzeptoren neben dem Abt in der Schrift unterrichtet und drei Jahre lang auf die Universität vorbereitet wurden. Die Nonnen ließ er aussterben. Das theologische Stift in Tübingen bekam 1565 eine erweiterte Einrichtung für 150 Zöglinge.

Die unmittelbare Aufsicht führte ein magister domus (Hausmeister, seit 1752 Ephorus genannt). Besonders gesorgt wurde für die Ausbildung der feinsten Köpfe, um einen Nachwuchs von Professoren zu erhalten. Tifferns Bibliothek und ein Teil seines Nachlasses wurden dem Stift zugewendet; der Graf Georg vermachte ihm 10,000 Gulden, damit auch die Wirtemberger jenseits des Rheins aufgenommen werden könnten. So wurden im Stift und in den Klosterschulen 350 Landeskinder erzogen, welche von Jugend auf Eines Hauses und Einer Kirche Genossen sein sollten; und kaum gibt es eine andere Anstalt in der Welt, aus welcher so viele berühmte Männer, große Gelehrte und Säulen der Kirche hervorgegangen sind. Sie ward die feste Burg des schwäbischen Protestantismus, der wie ein bedrohter Vorposten in den katholischen Süden hineinragte. „Das edelste Kleinod unseres Herzogtums" nannte Eberhard Ludwig dieses stipendium.

Als der erste der deutschen Fürsten erfaßte und bestimmte Christoph auch, was die Volksschule solle. In allen Orten des Landes wurden 1559 solche Schulen angeordnet, auch für die „Döchterlin, damit die Jugend in der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht wohl unterrichtet werde. Die Kinder werden in 3 Häuflein geteilt, in jedem noch sondere Rotten, die so einander am gleichsten sind." Bisher waren die wenigen Schulmeister zugleich Büttel und Schützen ꝛc. gewesen; jetzt durften sie neben ihrem Schulamt nur noch das Meßneramt haben. In 8 Städten erstanden lateinische, in den drei Hauptstädten Stuttgart, Tübingen und Urach auch Rechen- oder Modistenschulen; in Stuttgart sodann ein Pädagogium mit 6 Präzeptoren und einem Rektor. Zwei Pädagogarchen in Stuttgart und Tübingen visitierten regelmäßig.

Sämtliche Güter und Einkünfte der Kirchen, Klöster und Stiftungen wurden nun zu einem Kirchengut vereinigt, das auf ewige Zeiten zum Unterhalt der Kirchen und höheren Schulen, auch der Armen, dienen sollte, und dessen Einrichtung und Verwaltung durch die neue Kastenordnung 1552 bestimmt wurde. Da die Einkünfte desselben etwa ein Drittel der Gesamteinkünfte des Herzogtums ausmachte, hatte es auch ein Drittel der Landessteuer zu übernehmen. Im Mai 1559 folgte dann die große Kirchenordnung, welche dem Kirchenrat (1698 Kon-

fistorium genannt) Regierungsbefugnisse übertrug; zweimal jährlich erweiterte sich derselbe durch Zuziehung der Generalsuperintendenten zum conventus (später synodus). Diesen conventus, dessen Anträge an den Geheimerat gingen, nannte Christoph sein zweites Auge. Die Landstände gewährleisteten die Kirchenreformation; hiemit war die Einheit von Staat und Kirche erreicht.

Auf dem Landtag im Jahr 1565 erklärte der Herzog: „Auf einhellig Bitten und Ansuchen der Landschaft, auch damit er und sie mit ihren Nachkommen in rechter Erkenntnis Jesu Christi und seines alleinseligmachenden Worts, auch in christlichem, gottseligem Regiment, bei gottgefälligem Wesen und Leben bewahrt werden möchten, sollen das augsburgische und wirtembergische Glaubensbekenntnis, samt den darnach erfolgten Verteidigungsschriften und der darauf gegründeten Kirchenordnung, fürder von Fürst und Land, mit Zusetzung ihres äußersten Vermögens, Leibs, Guts und Bluts erhalten und von Beiden beständig dabei beharrt werden." Sollte ihnen je solchem Bekenntnis zuwider etwas aufgedrungen werden, so seien Prälaten und Landschaft nicht schuldig, es anzunehmen; sie dürfen sich widersetzen, „soviel christlichen Unterthanen gegen ihre ordentliche Obrigkeit gebühre." Damit begab sich Christoph des landesherrlichen Reformationsrechts.

Auf demselben Landtag sollten die Stände auch wieder eine beträchtliche Summe Schulden übernehmen. Die zahlreiche Familie des Herzogs, die Ausstattung der Prinzessinnen, Reisen zu den Reichstagen nebst andern ungewöhnlichen Ausgaben hatten viel Geld erfordert, und dazu kamen noch zahlreiche Bauten: Schlösser in Stuttgart, Neuenstadt, Weinsberg, Brackenheim, Neuenbürg, Leonberg, Waldenbuch, Pfullingen, Kirchheim, Göppingen, Schorndorf, Grafeneck, Hohentwiel, welche freilich zum Teil nötig waren, zum Teil auch den Armen in schwerer Teurung Verdienst verschafften.

Die Teurung gab auch Anlaß zur Errichtung der Fruchtkästen in Städten, Klöstern, Spitälern und beim Kirchenkasten, da Christoph „sich als ein rechter Joseph erzeigte." Er selbst schrieb solche Not dem überschwenglichen Fressen, Saufen, Bankettieren und aller Üppigkeit zu, welches leider schon vom Höchsten bis zum Niedersten gehe. Doch konnte er wohl auch eine Mahnung zum Sparen oder zur festen Ordnung des Finanzwesens brauchen. Nach längeren Verhandlungen bewilligten die Landstände die Über-

nahme von 1,200,000 Gulden. (Die jährliche Leistung der Landschaft belief sich auf 50,000, die der Prälaten auf 40,000 fl.)

Die allgemeine Landinspektion, welche Christoph anordnete, und die aus Landhofmeister, Kanzler, Räten und Kirchenräten bestand, hatte den Auftrag, Mängel und Gebrechen, sowie Nachlässigkeiten der Staats-

Fig. 35. Münze Herzog Christophs (1560).

und Kirchendiener an Ort und Stelle zu untersuchen und daher, wo nötig, unversehens an den einzelnen Orten durch „Rüger" Erkundigungen einzuziehen. Damit war freilich des Befehlens zu viel gethan. Aber so, im Geiste seiner Zeit, vollendete er das große Werk, das er sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Ausbau des Staats- und Kirchengebäudes, zu dem Eberhard den Grund gelegt hatte. Seine Vorgänger hatten alle Hände voll zu thun, um für die augenblicklichen Bedürfnisse zu sorgen; Christoph sorgte auch für die Zukunft mit weiser Berechnung.

Die „Rüger" wurden schon auf dem Landtag 1565 abgeschafft. Auch die umständliche „Kirchenzensur" oder Kirchenzucht ließ sich nicht zu regelmäßiger Durchführung bringen. Einigermaßen war damit doch schon die später beliebte Überwachung und Bevormundung der Unterthanen eingeleitet. Im ganzen aber haben Christophs Staats- und Kirchenanstalten ihre Zweckmäßigkeit bis auf den heutigen Tag bewährt.

Auch aufs Ausland erstreckte sich seine eifrige Thätigkeit. An viele Stände, wie Baden, Pfalzneuburg, Öttingen,

Rotenburg a. d. T. sandte er auf Verlangen J. Andreä und andere Kirchenleiter, die Reformation durchzuführen. Bei den Religionsstreitigkeiten führte er mit seinen Gelehrten die erste Stimme, namentlich am Reichstag zu Augsburg, wo 1555 der allgemeine Religionsfriede beschlossen wurde. Er wehrte sich lange gegen den „geistlichen Vorbehalt", nach welchem jeder Abt oder Bischof durch den Übertritt zur evangelischen Kirche der Regierung verlustig werden sollte; aber hierin gaben die Katholiken nicht nach, konntens auch nicht. Er gab sich alle Mühe, sämtliche Protestanten, die seit Luthers Tod sich immer mehr entzweiten, zu einer rechten Einheit zu bringen, und eben damit „Freistellung der Religion" zu erreichen, und wurde darin nie müde. Wohl erkannte er, wie der Zwiespalt der Theologen „das schädlichste Pfaffengebeitze" den Sieg der Reformation hemme, gab aber doch nie die Hoffnung auf, daß die Deutschen noch allen Christenvölkern mit einer einhelligen Reformation vorangehen werden. Dagegen verbitterte sich der Hader der deutschen Evangelischen gerade in dieser Zeit immer mehr zum Frohlocken der päpstlich Gesinnten, und auch Christoph zahlte dieser Strömung seinen Tribut.

Nach vielen Besprechungen der Theologen verschiedener Richtungen kam der milde Brenz auf den Rat hinaus: Luge ein jeglicher Fuchs seines eigenen Balgs! Hab ein jeglicher Fürst auf seine Kirche acht, daß darin friedlich gelehrt werde, erbiete sich gegen die andern seines möglichsten Dienstes und befehle die Sache Gott! Christoph gebot dennoch 25. Juni 1558 seinen Beamten, nicht bloß auf Wiedertäufer und Schwenkfelder (S. 166), sondern auch auf Sakramentierer (Zwinglianer und Calvinisten) zu fahnden und dieselben im Betretungsfalle festzusetzen. Als sodann der Pfälzer Kurfürst 1559 durch den Streit seiner Theologen zum Calvinismus hingetrieben wurde, verschärften sich die Gegensätze. Ein Pfarrer Hagen, der mit der Herzogin-Mutter verkehrte, wurde des Zwinglianismus verdächtig. Daher mußte eine Synode Dez. 1559 den Genuß des Leibes Christi auch durch ungläubige Abendmahlsgäste und die Allenthalbenheit der verherrlichten Menschennatur des Herrn beschließen. Melanchthon lächelte darüber und starb 1560, froh aus diesem sophistischen Jahrhundert erlöst zu werden. Der Stiftsprediger Alber lehnte seine Unterschrift ab „weil er

früher in das Unterschreiben geraten, welches ihn nachher sehr gerauen." Das ließen ihm Brenz und der Herzog passieren, weil der bescheidene Mann kein Gassengeschrei machen werde. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß wie Brenz „die viereckigten" Zwinglianer immer weniger leiden mochte, so auch Christoph geneigter wurde, die Lehrunterschiede lutherischer zuzuspitzen. Seine Mutter Sabina starb 30. Aug. 1564 in einem gewissen Verdacht zwinglischer Denkart. Brenz aber, der doch auf seiner Flucht in Basel freundliche Aufnahme gefunden und mit Calvin herzlich verkehrt hatte, verweigerte 1566 flüchtigen Reformierten den Aufenthalt in Stuttgart.

Als in Frankreich der minderjährige Karl IX. 1559 König wurde und die Hugenotten Ansprüche auf Duldung erhoben, gab Christoph sich unsägliche Mühe, die Königin Mutter sowohl als den König von Navarra und die Guisen auf den richtigen Weg zu leiten. Er schickte ihnen Theologen und wirtembergische Glaubensschriften, traf auch selbst Febr. 1562 mit den Guisen in Zabern zusammen und fand sie äußerst lernbegierig und empfänglich für die augsburgische Konfession. Nur schalten sie auf die bösen Calvinisten, für die der Herzog sich verwendete, wie er überhaupt eifrig darauf drang, von aller Verfolgung abzustehen, damit den beschwerten Gewissen geholfen werde. Den süßen Versprechungen des Kardinals von Lothringen folgte aber schnell die Metzelei von Vassy, worauf Christoph ausrief: Adie France mit all deiner Untreue, Leichtfertigkeit, Üppigkeit und Unglauben!

Aber trotzdem fuhr er fort, mit den Parteien aufs angelegentlichste zu verhandeln und bis an sein Ende den Religionskriegen stete Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit Truppen die Reformierten zu unterstützen, wie der Sohn des Pfälzers that, ging gegen seine Überzeugung. Etwas Geld hat er ihnen, wie später auch den schwerbedrängten Niederländern, in Notzeiten zukommen lassen. — Daß 1563 der Heidelberger Katechismus herauskam, erregte ihn aufs tiefste, da er verführerischen Irrtum und einen aufrührerischen Geist darin fand. Er trat darüber mit dem Kurfürsten Apr. 1564 in Maulbronn in eine eingehende Besprechung. Nachdem die Wirtemberger mit den Pfälzer Theologen fünf Tage lang gestritten, meinte der ehrliche Kurfürst: „wären keine Theologen bei uns gewesen, wir hätten uns über die Hauptartikel gottselig verglichen wie früher." Allein der Zwiespalt vergrößerte sich dergestalt, daß Christoph auf dem Reichstag in Augsburg

1566 fast gar mit dem Kaiser vorgegangen wäre, den Kurfürsten vom Religionsfrieden auszuschließen, weil dieser nur den augsburgischen Konfessionsverwandten gelte. Doch besannen sich die protestantischen Stände noch zur rechten Zeit und hüteten sich, den päpstlichen durch weitere Zerstücklung in die Hände zu arbeiten. Das aber wurde immer klarer, daß diese protestantischen Fürsten den Anforderungen der überaus ernsten Zeit nicht gewachsen waren, daß auch einem Christoph der Entschluß zu kräftigem Handeln im großen mangelte.

Sonst nahm sich Christoph seiner Glaubensgenossen in Polen, Ungarn, Kroatien, Graubünden ꝛc. mit Rat und That an; wobei ihm der scharfsinnige Andreä und der übergetretene Bischof Vergerio als Unterhändler dienten. Unter seinem Schutz kam sogar die erste Bibel- und Missionsgesellschaft zustande.

Als nämlich 1557 der greise Türkenkämpfer und Landeshauptmann von Steiermark, Freiherr Hans von Ungnad, um des Evangeliums willen auswanderte und herzog, wurde unter seiner Leitung eine eigene Druckerei in Urach angelegt, in welcher das neue Testament und evangelische Bücher in windischer, slovenischer und serbischer Sprache bis zu 25,000 Exemplaren des Jahrs gedruckt wurden, die dann in Steiermark, Krain und anderwärts durch den Reformator der Südslaven, den treuen Truber, verbreitet wurden. Der hoffte damit nicht bloß den windischen und chrobatischen Christen zu dienen, sondern auch „die Turkhen zur Erkenntnis ihrer Sünden zu bringen.“ Der alte Freiherr hat bis zu seinem Tode (1564) reichlich für diese Sache, die er seinen Schatz hieß, beigesteuert und bei evangelischen Fürsten Beiträge gesammelt. Aus Österreich gingen für diesen Zweck in einem Jahr 5834 fl. ein. Truber setzte seit 1567 als Pfarrer von Derendingen diese Arbeiten fort. Was von solchen Schriften durch die steigende Ungunst der Zeit nicht mehr an seinen Bestimmungsort befördert werden konnte, wanderte im 30jährigen Krieg als ein Geschenk Ferdinands II. nach Rom.

In ganz Deutschland wurde nichts wichtiges vorgenommen, ohne daß man Christoph um Rat und Beistand ersucht hätte. Wirtembergs kirchliche Verfassung, Schulwesen und Sittenpolizei hatte er zu solcher Höhe gebracht, daß alle deutschen Länder sich ein Muster daran nehmen konnten; und im schwäbischen Kreis galt er so viel, daß seine Stimme durchdrang und eine nachhaltige Verfassung für denselben 1563 zustande kam, von der nur trotz seines Protestes die Ritterschaft sich ferne hielt.

Fig. 36. Herzog Christoph.

Der biedere Landgraf von Hessen, der Pfalzgraf von Zweibrücken und Kaiser Max II. waren seine vertrautesten Freunde. Mit letzterem stand er in einem lebhaften Briefwechsel, half 1562 kräftig mit zu seiner Erwählung als König, stand auch dem 1564 Kaiser gewordenen noch nahe, und schickte ihm nicht bloß gute Neckarweine, sondern auch gute evangelische Bücher. Noch kurz vor seinem Tode dankte er ihm, daß er den österreichischen Ständen die Lehre der augsb. Konfession anzurichten vergonnt habe; „die Wohlfahrt des Reichs zu erhalten und dem Erbfeind des christlichen Namens zu begegnen, sei kein anderes Mittel, als die Beförderung der echten Lehre; er sei ja mehr zur Anrichtung des rechten Glaubens als wegen äußerlicher Regierung ins Reich gesetzt: würde hiebei der Teufel auch vielfältiger Weis die Zähne blöcken und Unrat anrichten, so solle er darum doch unerschrockenen Herzens bleiben und getrost in seinem Beginnen fortfahren.“ Des Kaisers Antwort war ein Beileidsschreiben an Christophs Sohn, worin er seine Betrübnis darüber aussprach, daß das Vaterland bei jetzigen sorglichen Läufen eines solchen „hochverständigen und vernünftigen Friedensfürsten“ entbehren müsse. Denn allgemein galt er für den „Friedemacher,“ indem er rastlos seinem Herzensdrang nach Vermittlung jeder Art folgte. Italiener nannten ihn das Haupt der deutschen Protestanten.

Von Körper war der Herzog schön gestaltet, gewandt, abgehärtet, kräftig; sein Geist war unerschrocken, scharfsinnig und beharrlich. Seine Menschenkenntnis und vielfache Welterfahrung bei großer Sittenreinheit ließen ihn weiter in die Zukunft sehen als andere; es sei böse Zeit, konnte er sagen, und er möchte 100 Jahre Lebens auch nicht mit einem Heller erkaufen. Er redete und schrieb französisch und lateinisch, auch griechisch hatte er gelernt und freute sich an Büchern und Gelehrten bis zuletzt. Die wichtigsten Bücher sammelte er in eine Bibliothek. Die Bayern haben sie aber geholt 1634. Wohl bekomms ihnen!

Offenheit, Wahrhaftigkeit und Treue waren Eigenschaften Christophs, die Freund und Feind an ihm schätzen mußten. Dazu hatte die Not ihn beten gelehrt; und für wichtige Fälle schrieb er sich eine Sammlung von Gebeten. Jede Nacht vor Schlafengehen las er einige Kapitel aus der Bibel; die Kirche besuchte er gern und regelmäßig, selbst auf der Jagd und auf Reisen. Als ihm 1560 ein Mathematikus empfohlen wurde, wollte er sich doch von ihm kein prognosticon stellen lassen: er ergebe sich noch ferner dem Willen Gottes, der allein der rechte und wahrhaftige Mathematikus sei.

Nach allen Seiten hin war er thätig, sah überall nach und widmete sich von früh bis spät den Regierungsgeschäften mit solcher Emsigkeit und kolossaler Arbeitskraft, daß seine Räte ihm das Zeugnis gaben, drei andere hätten in gleicher Zeit nicht mehr zustande gebracht. Wenns nötig war, zogen sich die Geschäfte bis in die Essens- und Schlafenszeit hinein; ja auch in der Sänfte oder Kutsche mußte er Schreibzeug und Bücher haben. Er konnte lesen und schreiben und zugleich einen Vortrag anhören, über den er dann Bescheid gab.

Gerecht und mild zugleich war er auch dem Ärmsten zugänglich; Mißhandlungen durch die Beamten, wie sie sonst im Brauch gewesen, duldete er nicht. Seine Leute sagten: der Herr thut jedermann Gutes, außer seinem Leib. Ein Engel war er freilich nicht; mit den steigenden Ausgaben die Einnahmen in Einklang zu bringen, wollte ihm z. B. nicht gelingen, ob er wohl einer der reichsten Fürsten genannt werden konnte. War er zu freigebig, so ist das eine Schwäche, die man einem Fürsten verzeihen kann; und die leidenschaftliche Bauluft läßt sich an Wirtembergs Baumeister auch erklären. Die Burg seiner Ahnen brach er 1553 außer dem südöstlichen Teile ab und vervollständigte diesen durch drei neue Flügel mit Säulengängen. An der Vorderseite des 1570 vollendeten Schlosses (Fig. 37) zog sich der Lustgarten hin mit einer Orangerie, der ersten in Deutschland; in Gräben weilten Bären, Pfauen und Schwäne. Als Nebengebäude reihten sich an das Harnisch- und Zeughaus samt dem Marstall. Dabei war als Baumeister thätig der tüchtige Aberlin Tretsch. Im „Reigerhaus" fütterte Christoph seine Reiher, und im „Irrgarten" zeigte er Fremden gern das wirtembergische Wappen in tausenderlei Blumen und in seinen richtigen Farben blühend. — Das Gebiet des Ländchens, in welchem er so Großes ausführte, hat er nur wenig erweitert (durch Sachsenheim, Seeburg, Steinheim, Ober-Sielmingen 2c.).

Mit seiner guten, etwas schwachsinnigen Gemahlin lebte der Herzog in der liebevollsten Verbindung; nur „zu jedermanns Spektakel sich abkonterfeien zu lassen", konnte sie ihn nicht bewegen; seine Kinder, deren ihm 12 geboren wurden, ließ er nach bestem Wissen sorgfältig unterrichten. Auch Söhne anderer Fürsten, wie des Hessen Philipp, erzog er mit Glück, zwei von ihnen heirateten Christophs Töchter. Daß er an seinen beiden Söhnen weniger Freude

erlebte, rührte teilweise von dem Mißgriff in der Wahl eines Hofmeisters her; und er that sein Möglichstes, diesen Fehler wieder gut zu machen. Damals war Trunksucht

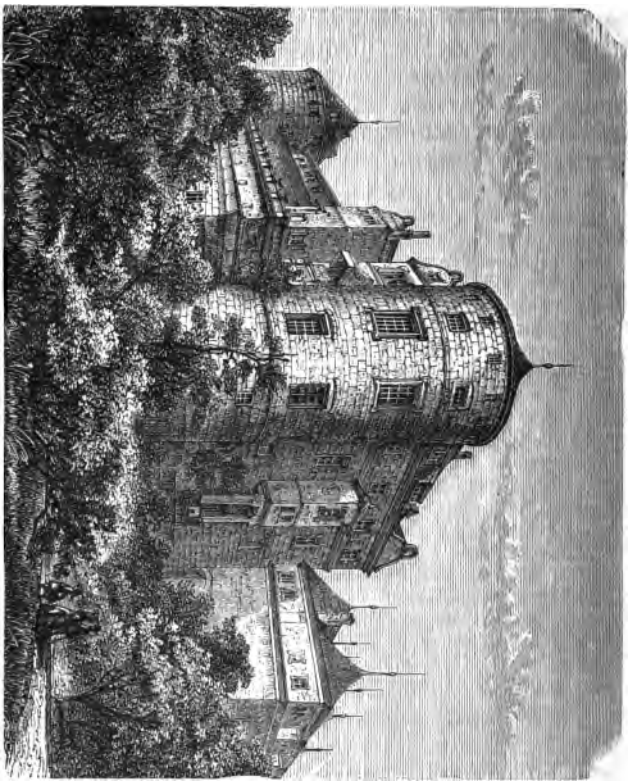


Fig. 27. Das alte Schloß in Stuttgart.

unter den deutschen Fürsten sehr gemein; auch Eberhard war in dieses Laster gefallen und beharrte darin.

Christoph schreibt ihm einmal: „Wo du dieser meiner treuen väterlichen Warnung folgen wirst, so gereicht es dir zu zeitlicher und ewiger Wohlfahrt; wo es aber bei dir nicht verfahen wird,

so sollst du wissen, daß ich den Grobianum heraußer muß kehren; und wenn ich also von dir sehe, mit Saufen und anderem, das dir nicht wohl ansteht, daß ich dir sämtliches öffentlich vor Fremden jederzeit werde untersagen zu deinem Hohn und Spott, damit ich das Meinige gegen Gott den Herrn gethan." Er fürchtet, der 20jährige werde sich noch die „Seligkeit und ewiges Leben abtrinken." Der Prinz erkrankte und starb 2. Mai 1568.

Herzog Christoph selbst hatte schon lange gekränkelt; endlich floh ihn der Schlaf, bis er gern 100 Gulden für ein Stündlein Schlafs gegeben hätte. Er gebrauchte das Wildbad zu wiederholtenmalen, merkte aber wohl, daß es mit seinem Leben zur Neige gehe. „Ein kühl Erdreich," sagte er, „wird mein Doktor sein. An einem alten Hause hilft alles Flickwerk nichts; es muß doch einmal gestorben sein, und selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel." Zu seiner Gemahlin sagte er: „Wenn das erwartete Stündlein kommt, so singet mit einander: Mit Fried und Freud fahr ich dahin!" Er empfing noch das heilige Abendmahl, hörte aufmerksam auf den Zuspruch seines Hofpredigers und entschlief still am 28. Dezember 1568.

Im Chor der Stiftskirche zu Tübingen ruhen seine Gebeine. Seine Anna Maria starb geisteskrank in Nürtingen 1589. Bald folgte ihm im Tode sein treuer Brenz (11. Sept. 1570), nach Luther und Melanchthon der bedeutendste Mann der deutschen Kirche, der aber auch an Wochentagen in der Stiftskirche gern wenigen predigte, „wie ja ein Röhrbrunnen stets Wasser gibt, ob viele oder wenige aus ihm schöpfen." Der wirtembergischen Geistlichkeit hinterließ er als sein Testament den 133. Psalm. — Christophs Name lebt fort in dem von ihm angelegten Eisenwerk Christophsthal; sein Gedächtnis aber in den trefflichen Anstalten und Einrichtungen, die das Vaterland ihm verdankt, und in dem Herzen jedes biederen Wirtembergers, welcher der alten Zeiten gedenkt.

7. Ludwig. 1568—1593.

Herzog Ludwig war kaum 15jährig, als sein Vater starb, und stand zehn Jahre lang unter Vormundschaft; eigentlich aber blieb er minderjährig sein Leben lang. Der Vater erkannte, daß sein Lutz nicht notfest sei; bei aller Gutmütigkeit blieb er schwach. Christophs Nachfolger zu

sein war freilich nicht leicht; wiederum wärs auch leicht gewesen, weil Christoph so viel vorgearbeitet und eingerichtet hatte, daß sein Nachfolger nur Eifer und Aufmerksamkeit bedurfte, um alles im Geleise zu erhalten. Zwar als Ludwig 1578 die Regierung übernahm, erklärte er der Landschaft, er hab' sich vorgenommen, „ein christlich, ruhig, vertraulich Regiment anzustellen und beharrlich fortzusetzen." Sie verehrte ihm ein silbernes Tafelzeug von 10 000 fl. Wert, und versprach, „ihr äußerstes Vermögen, Gut und Blut getreulich zu dem Herzog zu setzen." Er verhieß ihnen dagegen, „gänzlich in seines Vaters Fußstapfen zu treten, vornehmlich aber dahin zu arbeiten, daß das Wort Gottes rein und lauter im Lande gepredigt und Recht und Gerechtigkeit wohl verwaltet werde." Aber was helfen des Vaters Fußstapfen ohne des Vaters Ernst!

Christoph sah überall selber nach, ob seine Verordnungen auch ausgeführt wurden; Ludwig überließ es dem guten Willen seiner Diener, ob sie seinen Befehlen auch wirklich gehorchen wollten. Auch er hatte in seiner Jugend das Trinken gelernt und trieb es so stark, daß ihm sein vertrauter Rat, Kammersekretär (seit 1586 Geheimrat) Melchior Jäger sagen mußte: er wisse nicht mehr, was Nüchternheit sei. Dennoch arbeitete er manchmal recht fleißig mit seinen Räten und gab sich Mühe, die von Christoph getroffenen Anstalten fortzusetzen; dabei stählte er seinen Körper, indem er Eberspießen lernte und sich im Kampfspiel und Turnieren übte. War auch redlich und leutselig, gegen Kranke und Arme sehr mildthätig, namentlich aber gegen vertriebene Glaubensgenossen. Sein Wahlspruch war: „Nach Gottes Willen!" Den Gottesdienst besuchte er mit den Seinigen fleißig, und seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des Frommen, weil ihm die Erhaltung der reinen Lehre sehr am Herzen lag. Las er doch täglich in der Schrift und schrieb sich Bemerkungen darüber auf: denn in der Theologie war er wohl bewandert und konnte an den Streitschriften seiner Doktoren bessern oder ihnen, wenn sie stecken blieben, die rechten Sprüche ins Ohr sagen.

Nach Brenz galt der vielgeschäftige Jak. Andreä als einer der ersten Theologen Deutschlands; ihn sandte der Herzog unter anderem nach Aalen 1575, das beschlossen hatte, die evangelische Lehre einzuführen. Er verfaßte auch mit Martin Chemnitz und Nic. Selnecker die Konkordienformel, die hauptsächlich auf Ludwigs Betrieb

zustande kam 1577 und als letzte Bekenntnisschrift der lutherischen Kirche immer noch bei Vielen im Ansehen steht.

Im Fränkischen stieß diese Schrift auf manchen Widerstand, weil es viele flacianisch gesinnte Pfarrer gab. Auch erhoben sich dagegen die Bürger von Mömpelgard, während Elisabeth von England sehr bedauerte, daß der Herzog damit die Trennung in der evangelischen Kirche unheilbar mache. Alle Professoren der Hochschule mußten 1582 die Formel unterschreiben, wer sich weigerte, wurde entlassen. Tübingen, wo Andreä und Heerbrand lehrten, galt für die erste protestantische Universität. Es wurden sogar von da aus Unterhandlungen mit Konstantinopel angeknüpft, um die griechische Kirche mit der evangelischen zu vereinigen, ohne daß etwas dadurch erzielt worden wäre; auch die griechischen Handschriften, welche der Stiftsrepetent Gerlach damals zusammenbrachte, wanderten 1634 nach München.

Ludwig hatte vom Vater die Baulust geerbt. So baute er 1584—93 im Schloßgarten ein Prachtgebäude sonder gleichen, das Lusthaus (jetzt Schauspielhaus), das 300000 Gulden kostete, während freilich der kunstvolle Festsaal der größte in Deutschland war.

Da man dies als einen unnötigen Aufwand bezeichnete, erwiderte Ludwig: „es sei nicht leicht ein gemeiner Hausvater, der nicht auf seinem Gut ein Gartenhäuschen haben möchte; warum man denn einem Fürsten einen solchen Bau übel nehmen wolle.“ Die Landstände fügten sich denn auch 1583, eine Summe von 600,000 fl. Schulden zu übernehmen, „in Betrachtung der vielen von dem Herzog während seiner friedsamen Regierung empfangenen Wohlthaten, zu Bezeugung ihrer schuldigen Dankbarkeit, unterthäniger und freiwilliger Treue und Gutherzigkeit.“ Der Herzog dagegen versprach alles Liebes und Gutes, und ermahnte die Stände wohl hauszuhalten; sie aber erinnerten ihn hinwiederum, er selbst müsse nun auch recht sparen. Dazu hätten ihn wiederholter Mißwachs und Teurungen samt andern Winken von selber auffordern sollen; wars doch schlimme Zeit.

Eben wurde in den Religionskriegen Frankreichs Mömpelgard von den Ligisten 1587—88 greulich verwüstet; dafür unterstützte dann der Herzog den Vorkämpfer der Hugenotten (der später Heinrich IV. hieß) mit 36 000 fl., während Graf Friedrich in Mömpelgard sogar 263 256 Thlr. beisteuerte. Daß aber ein stärkerer Aufschwung in der katholischen Kirche, als in der evangelischen um sich greife, ließ sich nun nicht mehr verkennen. Während Aalen evangelisch

wurde, mußten die Neugläubigen 1575 von Gmünd auswandern; Weil, wo die Mehrzahl der Bürger dem Evangelium zufiel, fing an, diese zu drücken, und 1584 kamen die ersten Jesuiten nach Ellwangen. Die wirtembergischen Pfarrer wurden von dem verfolgenden Erzherzog Karl in Steiermark und Krain hart bedrängt. Baden-Baden wurde 1570 katholisiert. Wie sehr mahnte das die Protestanten, sich zusammenzunehmen und aufzuraffen; sie haben aber den Ruf überhört.

Einzelne Fürsten und Herren fochten freilich für den evangelischen Glauben in fernen Landen. So Graf Philipp von Hohenlohe-Neuenstein, der Generallieutenant über Holland und Seeland wurde und eine Tochter des großen Oranien zur Gemahlin hatte.

Eifrig nahm sich Ludwig der Hochschule in Tübingen an, errichtete auch daselbst 1588—1592 das Collegium illustre, in welchem Rechtsgelehrte, namentlich aus dem Adel, gebildet werden sollten, die höheren Beamtenstellen zu bekleiden. Aus den Steinen des in Feuer aufgegangenen Peterstifts in Einsiedel erstand der Bau, in welchem die jungen Edelleute Wohnung und Kost haben sollten. Diese Anstalt erwarb sich bald großen Kredit, so daß aus ganz Deutschland Zöglinge kamen; nicht weniger als 23 wirtembergische Prinzen haben darin gewohnt.

Seit dem 30jährigen Krieg vegetierte sie und wurde 1816 aufgehoben; das Haus aber steht noch und enthält jetzt das katholische Konvikt. Das Jubiläum der Universität, das durch eine Seuche verzögert wurde, feierte Ludwig fröhlich mit, Febr. 1578. Gerne hätte er dem Kaiser zu Gefallen den verbesserten gregorianischen Kalender eingeführt, dagegen wehrte sich aber der akademische Senat mit Hand und Fuß: „denn ist nicht der Papst ein greulicher reissender Bärwolf? Nähmen wir seinen Kalender an, so müßten wir in die Kirche, wann er uns in dieselbe läuten läßt.“ Luk. Osiander meinte auch, der jüngste Tag sei zu nahe, als daß sich solche Änderung noch lohne.

An Musik und Spiel hatte der Herzog nicht wenig Gefallen. Frischlin, der manchmal mit ihm getafelt „und bossieret“, mußte seine Jagden und Spiele, namentlich aber seine Hochzeiten (1575, 1585) durch Gedichte verherrlichen,

während sein Kapellmeister Daser zwölfstimmige Gesänge dazu komponierte.

Am Ostermontag 1571 ließ er in Stuttgart auf dem Marktplatz das jüngste Gericht durch Waiblinger Bürger vorstellen. Der Richter saß auf dem Thron und die schwarzen Teufel mit Hörnern, Klauen und Schwänzen waren bereit, die Verdammten in das angezündete Feuer zu schleppen. Da brach die Schaubühne zusammen, und das höllische Feuer griff dergestalt um sich, daß die Teufel eiligst davonliefen und der Richter aller Welt fluchend vom Thron entwich. — Ernster schloß 7. Febr. 1570 die Fastnacht in Waldenburg, da Grafen und Gräfinnen sich mit Flachswerg zu schwarzen Höllenhunden gemacht hatten. Beim Mummentanz wurde mit dem Licht leichtsinnig umgegangen, was zu einer Katastrophe führte. An den Brandwunden starben Graf Georg von Tübingen und sein Schwager Graf Eberhard von Hohenlohe. — Im Schweinhatz erlegte Ludwig 1578 nicht weniger als 868 Sauen, an einem Tag 108.

Sig. 38. Goldene Medaille Herzog Ludwigs.

Am 7. August 1593 kam Ludwig von Marbach zurück, wo er eine Hirschjagd gehalten hatte, that in großer Hitze einen kalten Trunk, unterhielt sich aber noch lebhaft mit seinen Räten während des Nachtessens; früh am 8. aber traf ihn ein Schlag. „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen am Hof und in der Stadt sich erhoben, ist unbeschreiblich;" er war nur 39 Jahre alt geworden.

Schon zwei Jahre früher ließ er sein Grab in der St. Georgenkirche in Tübingen bauen und trieb den Steinhauer an, zu eilen, weil ein Landsknecht sich nicht erst um Wehr und Waffen umsehen solle, wann der Feind vor den Thoren sei. Sein Abschiedslied: „Dieweil mein Stund vorhanden ist," ist bekannt; ihm danken wir das erste „wirtembergische Gesangbuch" 1583 mit 108 Liedern und 96 Melodieen. Bei der Teilung seiner Verlassenschaft

aber wurden 400 Eimer Weins ausgetrunken, denn das Vorbild seiner Völlerei wirkte tiefer als sein frommes Dichten. — Durch ihn sind zu Wirtemberg gekommen: Steußlingen, Dettingen, Heuchlingen, Mergelstetten, Höpfigheim, Mötzingen, Hofen, Schopfloch u. s. w.

8. Friedrich I. 1593—1608.

Daß nun das Land nicht als eröffnetes Lehen an Österreich heimfiel, womit es unter die Jesuitenherrschaft geraten wäre, das hat man nächst Gott hauptsächlich Christoph zu verdanken; denn dessen Zureden, gegründet auf die Erfahrung, „ein Kinderhauf und ein Eierhauf seien bald vergangen," bewirkte, daß Graf Georg, Ulrichs Bruder (S. 168), sich noch in seinem 57. Jahre entschloß, eine Hessin zu heiraten. Und kurz vor seinem Tode wurde ihm 1557 ein Prinz Friedrich geboren, Ludwigs unähnlicher Nachfolger. Zwar hatte er in seiner unruhigen Jugendzeit, auf vielen Reisen und Abenteuern, schon so manche Rettung erfahren, daß ihn die Dankbarkeit hätte nachgiebiger stimmen sollen; aber die bestandenen Gefahren hatten ihn nur verwegener, eigensinniger und hochfahrender gemacht.

Von Mömpelgard her, das er seit 1581 regiert hatte und nun mit dem Herzogtum vereinigte, brachte der stolze Fürst bei seinem Eintritt eine bedeutende Schuldenlast mit, aber durchaus keine Geneigtheit, den Landständen darum gute Worte zu geben. Er weigerte sich vielmehr, da er nicht vom Herzog Ulrich abstamme, die bestehenden Verträge anzuerkennen, und bestätigte die Landesfreiheiten erst 1595, durch Geldnot bezwungen. Er wollte und konnte selber regieren, mußte aber natürlich Gehilfen haben und nahm dazu nur solche, die kein Nein in ihrem Vermögen hatten. Der Herzog wurde von seinen vertrautesten Dienern, unter denen der Prof. juris, dann Geheimerat Matthäus Enzlin obenan stand, hintergangen und konnte so auch das Gute, das er vorhatte, nie vollständig erreichen.

Er erließ z. B. eine neue Kanzleiordnung, welche Erhaltung der reinen Lehre, strenge Befolgung der Gesetze und Ordnungen, unparteiische Rechtspflege und einen regelmäßigen Geschäftsgang

vorschrieb. Aber es kam dennoch keine rechte Ordnung in die Kanzlei, weil der Kanzler nur seinen eigenen Vorteil suchte. Da die ersten Diener so ein schlechtes Beispiel gaben, so wars natürlich, daß auch die übrigen Beamten dem Eigennutze frönten.

Dem hochstrebenden Herzog war der Umstand, daß Wirtemberg immer noch ein Afterlehen Österreichs blieb, unerträglich, daher machte er sichs zu einer seiner ersten Aufgaben, die Aufhebung dieser Abhängigkeit zu versuchen, wobei ihn die Stände kräftig unterstützten. Nach langen Verhandlungen kam durch Bestechung der Prager Vertrag zustande, in welchem sich Kaiser Rudolf im Namen des österreichischen Hauses aller Ansprüche an die Afterlehenschaft begab, dagegen aber die Anwartschaft auf die Nachfolge in Wirtemberg, falls der wirtembergische Mannsstamm aussterben sollte, aufrecht erhielt. Für diese Verwilligung mußten 400 000 fl. bezahlt werden, wozu der Herzog nach langem Hin- und Herstreiten die Landschaft vermochte; es zeigte sich aber schon 1634, daß diese große Summe weggeworfen war.

Ebensowenig nützte die Erwerbung des Amts Oberkirch im Elsaß und des Herzogtums Alençon in der Normandie, denn beide wurden doch bald wieder eingelöst.

Nützlicher war der Ankauf von Besigheim 2c. Der Markgraf von Baden wollte es gegen 384 486 Gulden an Wirtemberg abtreten und die Landschaft sollte 1595 das Geld anschaffen. Sie brachte zuerst ihre Beschwerden zur Sprache und verlangte Abhilfe, bevor sie eine Geldleistung bewillige; warum man die Güter des Hofgesindes und der Kanzleiverwandten nicht besteure, dem Landvolk seine Waffen vorenthalte, das Einkommen des Kirchenkastens zu weltlichen Zwecken benütze, bei Hof und in den Klöstern so schlecht haushalte, Fremde den Landeskindern vorziehe, so viel baue und verschenke, den Wildschaden nicht einschränke? „Haben uns nicht drein zu reden, haben die Nasen nicht drein zu stoßen," lautete des Herzogs eigenhändige Antwort. Die Stände gaben endlich doch nach und bewilligten fast alles, was der Herzog wollte, wogegen er dann freilich auch einige Erleichterungen versprach.

Ebenso ging es 1603, als der Herzog dem Markgrafen die Ämter Altensteig und Liebenzell (für 481760 Gulden) abkaufte.

Von andern Fürsten war Friedrich, der gern reiste, auch England besuchte, als ein gewandter Mann von hohem Geist und rascher Thätigkeit sehr geachtet und in den kirchlichen Streitigkeiten war er es hauptsächlich, auf den die Protestanten bauten. Denn die Umstände wurden für die Evangelischen immer bedenklicher; schon wurde insgeheim an den Waffen geschmiedet, mit welchen man bald darauf über sie herfiel. Katholische Fürsten drückten

Fig. 39. Medaille Herzog Friedrichs mit Wahlspruch (1597).

und verfolgten ihre protestantischen Unterthanen, und in protestantischen Ländern arbeiteten die Jesuiten mit großem Eifer, den Abfall von der reinen Lehre vorzubereiten. Die Protestanten selbst waren nicht einig, Lutheraner und Reformierte so scheu und feindlich gegen einander wie gegen die Katholiken; diese dagegen hielten zusammen wie von Einem Geiste getrieben. Friedrich arbeitete eifrig dahin, die evangelischen Fürsten enger zu verbinden, schloß sich dazu 1601 an den Kurfürsten von der Pfalz an, verwendete sich für beeinträchtigte Glaubensgenossen, wie die Lutheraner in Weil, und ließ durch seine Theologen an allen wichtigen Verhandlungen, wie an dem Religionsgespräch in Regensburg 1601, Anteil nehmen. Vertriebene Österreicher siedelte er in Freudenstadt an. — Allein

während er, obwohl vom Papst geködert, für die Freiheit der evangelischen Kirche mit ganzer Energie eintrat, führte ihn seine Überzeugung von der Notwendigkeit neuer Militäreinrichtungen zu Maßregeln, welche die Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen antasteten.

Bisher hatten die Fürsten ihre Kriege mit ihren Lehensleuten und dem Landesaufgebot geführt. Jeder Unterthan war wehrpflichtig bis ins 60ste Jahr. Entstand ein Krieg, so wurde die Mannschaft aufgeboten und nach dem Krieg wieder entlassen. Aber mit Feuergewehren brauchte man geübtere Soldaten, und so kamen die Söldner auf, tüchtige Kriegsleute, die das Land nun bezahlen sollte. Das wars, was Friedrich bei seinen Landständen durchsetzen wollte, stehendes Militär; ein höchst berechtigter, zeitgemäßer Wunsch, der aber nur durch selbstverleugnende Arbeit sich verwirklichen ließ. Er befahl 1600 die allgemeine Anschaffung von Musketen als eine hohe Notdurft in diesen gefährlichen Läuften; 1603 eine allgemeine Musterung auf den 15. Febr., damit niemand Waffen und Rüstung von andern entlehnen könne. Sodann bewies der kriegserfahrene Burkh. Stickel den Landständen, daß 1000 kriegsgeübte Soldaten mehr ausrichten als 10,000 Bauern, daher empfehle sich Anwerbung als der vorteilhaftere Weg. Allein die Stände fürchteten alles Rütteln am Tübinger Vertrag, welcher vom Volk als höchstes Kleinod der Verfassung betrachtet wurde.

Die Landschaft wollte 1605 von den Verträgen auch nicht einen Punkt fallen lassen und wehrte sich standhaft gegen die Zumutungen des Herzogs. Letzterer entließ „diesen ungereimten Landtag, die Holzwürmer, welche kein Gelenk im Kopf haben", setzte den Ausschuß ab und blieb dabei, daß er nicht schuldig sei, den Tübinger Vertrag zu halten. Enzlin erbrach das geheime Gewölbe im Landhaus, um Gold und eine Schuldverschreibung des Herzogs herauszunehmen. Ein neuer Landtag wurde ausgeschrieben; man hatte durch Einschüchterung dafür gesorgt, daß geschmeidigere Abgeordnete gewählt wurden, rief auch nur 4 von 14 Prälaten ein (1607). So wurden ohne Widerstand einzelne Punkte des Tübinger Vertrags aufgehoben, andere abgeändert, z. B. das Recht des Kriegs und Friedens von der Zustimmung der Stände unabhängig gemacht, so daß eigentlich nur noch der Name des Tübinger

Vertrags übrig blieb. Auch die Geldforderung des Herzogs wurde endlich mit 1 100000 Gulden verwilligt. Daß der Herzog wieder die Errichtung eines engeren Ausschusses gestattete, der nun die „geheime Truhe" in die Hand bekam, während der weitere aufgehoben blieb, mußten die Stände als eine Gnade betrachten.

Er war ein gewaltiger Herr, und „wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es sehr schwer, ihn davon abzubringen; es mußte gehen oder brechen, ob es auch gefährlich und höchst schädlich war." Wollten seine Räte ihm Vorstellungen machen, so hieß es alsbald: „er sei der Herr, sie die Diener; man solle dies thun und ihn verantworten lassen." Manches wurde rasch angegriffen und eben so schnell wieder aufgegeben, wie die Schiffbarmachung des Neckars, die Seidezucht, Leinwandweberei 2c. Auch von den Hofpredigern konnte ers nicht leiden, wenn sie einen freimütigen Ton anstimmen wollten; den alten Luk. Osiander, der gegen Zulassung der Juden protestierte, weil sie Christenkinder mordeten und das Land aussaugten, setzte er ab, nannte ihn und seine Anhänger nichtswerte Pfaffen und Ehrenschänder. Alle Klosterschulen bis auf 4 wurden aufgehoben, um durch die Ersparnis die herzogliche Kasse zu füllen; der heftigste Gegner dieser Neuerung, Prälat Weiß von Herrenalb, wurde abgesetzt.

Ins Collegium illustre nahm der Herzog nur noch Söhne des Adels auf, ja lieber Ausländer als Landeskinder. Auch bei Ausübung der Rechtspflege ließ er sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Der Obervogt von Gültlingen in Schorndorf schlief einmal mit Konrad von Degenfeld in einer Kammer. Dieser, der ein Nachtwandler war, stand mitten in der Nacht auf und ging in der Kammer hin und her. Der Obervogt wachte auf, meinte in der Angst, er sehe ein Gespenst, griff nach seinem Schwert und stach in die Gestalt, die auch alsbald seufzend zu Boden fiel. Bald sah er zu seinem Entsetzen, daß er seinen Freund niedergestochen hatte. Der Herzog aber, ohne die Milderungsgründe gelten zu lassen, ließ ihn verhaften und 1600 hinrichten.

Bei allem Scharfsinn wurde Friedrich ein Opfer der Goldmacher, wie auch sein Kaiser Rudolf manche gute

Dukate in den Rauch jagte. Friedrich war ein prachtliebender Fürst, der viel Geld brauchte, um seine Hofdienerschaft von mehr als 300 Personen zu unterhalten und die Kosten für seine Feste aufzutreiben. Nun lockte ihn die Kunst, aus Eisen Gold zu machen. Dann hätte er seine Landstände ganz abschaffen und sein Fürstentum beliebig vergrößern können. Vom Golddurst betäubt, ließ er sich zehn Mal von Goldmachern plündern.

a. 1597 spielten „engelländische Komödianten am Hof" und erhielten 300 fl. für 7 Tage. Im Jahr zuvor war G. Honauer aus Olmütz mit einem ansehnlichen Gefolge in Stuttgart aufgetreten. Er versprach binnen eines Monats 36,000 Dukaten zu liefern, machte sich heimlich davon und hinterließ eine Menge Schulden. Er wurde aber in Schauenburg verhaftet, eingeliefert und zum Tode verurteilt. Der Herzog ließ aus dem Mömpelgarder Eisen, das er hatte in Gold verwandeln wollen, einen 35' hohen Galgen auf der Galgensteige bauen, der Betrüger wurde, man sagt mit Goldschaum überzogen, gehängt 1597. Und doch ließ sich der Herzog gleich mit dem nächsten Betrüger 1599 wieder ein, der es ihm nicht besser machte; noch drei solcher Windmacher starben am eisernen Galgen, der bis 1782 stehen blieb. Die Juden ließ er im Lande zu, weil sie versprachen, Wohlfeilheit einzuführen. Er zahlte auch 300 Dukaten für drei Bezoarsteine, die man bei sich trug, um Unfälle abzuwehren.

Ein so unruhiger Geist, der das Glück immer außer sich suchte, konnte es auch nicht im häuslichen Kreise finden. Er hatte an Sibylle von Anhalt eine Gemahlin gefunden, die seine ganze Zuneigung verdiente und auch besaß. Als aber sein Auge anfing nach fremden Weibern zu sehen, wurde dieses Verhältnis zerstört; die Herzogin hatte so viel Kränkendes zu erfahren, daß sie oft sagte, sie glaube nicht, daß irgend einer ihrer Unterthanen sein Kreuz mit dem ihrigen vertauschen würde. Ihre ungemeine Geduld trug keine Frucht; erst als der Herzog sein Ende herannahen sah, versöhnte er sich mit ihr. Sie gebar ihm 15 Kinder, von denen 9 den Vater überlebten. Am 29. Januar 1608 erlag er einem Schlag; sein Leichnam ruht in der neuen Gruft unter der Stiftskirche.

Da er über die Nachfolge nichts festgesetzt hatte, der Fall aber, daß ein Herzog mehr als einen Prinzen hinterließ, noch nie

eingetreten war, brach unter seinen fünf Söhnen der Bruderzwist los, den erst 1617 ein fürstbrüderlicher Vergleich beendete. Mömpelgard wurde dadurch dem zweiten Sohne zugesprochen, dessen Linie 1723 ausstarb.

9. Johann Friedrich. 1608—1628.

Herzog Johann Friedrich war nicht das Ebenbild seines Vaters. Er hatte viel studiert, auch Reisen gemacht; aber die resolute Weise seines Vaters hatte man nie an ihm wahrgenommen, eine strenge Erziehung hatte ihn eingeschüchtert und die Entwicklung einer mutigen Selbständigkeit verhindert. Doch war sein erstes, die Räte seines Vaters zu beseitigen. Matth. Enzlin verlor das Kanzleramt, das Christoph von Engelshofen bekam. Der alte treue Melchior Jäger, der schon unter Ludwig Kanzler gewesen war, ein redlicher Mann, dessen Wahlspruch lautete: Gelitten und gestritten! wurde wieder Geheimrat. Als sodann der Herzog die Aufforderung an die Städte und Ämter ergehen ließ, ihre Beschwerden wider die Amtleute einzuschicken, liefen viele Klagen gegen Enzlin ein; es wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, und da stellten sich so viele Veruntreuungen und Ungerechtigkeiten heraus, daß er zu lebenslänglichem Gefängnis nebst Schadenersatz (von 119 946 fl.) verurteilt wurde. Da er auch im Gefängnis fortfuhr, Umtriebe zu machen, und die Seinigen mit Veröffentlichung von Staatsgeheimnissen drohten, wurde sein Prozeß noch einmal vorgenommen, noch schärfer untersucht und ihm vom Gericht einstimmig die Strafe der Enthauptung zuerkannt, die dann auch 22. Nov. 1613 auf dem Markt zu Urach vollzogen wurde. Ebenso scharf wurde sein Helfershelfer, der Landesprokurator Eßlinger, in Untersuchung genommen; da aber das Reichskammergericht in Speier sich seiner annahm, kam er mit bloßer Landesverweisung davon. — Gleiche Gerechtigkeitsliebe bewies der Herzog in seinem Verhältnis zu den Landständen. Natürlich verlangten sie die Wiederherstellung des Tübinger Vertrags von ihm; und obgleich er einige Bedenklichkeiten überwinden mußte, weil er die Erläuterung

des Vertrags, die Friedrich aufgestellt, auch mit unterschrieben hatte, so bewilligte er doch ihre Bitte. Am 25. April 1608 ließ er nicht bloß den Tübinger Vertrag wieder in seine alten Rechte treten, sondern auch beide Landschaftsausschüsse wieder einsetzen, wogegen die Stände in dankbarer Anerkennung 440000 Gulden an den herzoglichen Kammerschulden übernahmen.

Das konnte der Herzog wohl brauchen, denn von seines Vaters Schulden blieb immer noch eine Million ungedeckt, und das Goldmachen, das er auch eifrig lernte, glückte nicht. Zum ersten Mal seit langer Zeit gingen Fürst und Stände mit voller Zufriedenheit auseinander.

Fig. 40. Thaler Johann Friedrichs (1655).

Johann Friedrich griff auch die Verhandlungen wegen Errichtung eines Bundes sämtlicher Evangelischen wieder auf, die schon unter Friedrich begonnen und von Heinrich IV. dringend empfohlen waren, „um dem je länger je mehr wieder hervorbrechenden Papsttum entgegenzuwirken.“ Bisher hatten die protestantischen Fürsten allerlei Bedenklichkeiten gehabt; aber die Gewaltthätigkeit des Kaisers gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwörth überzeugte sie von der Notwendigkeit kräftiger Maßregeln.

Evangelische Bürger von Donauwörth hatten den Abt des Klosters, der eine ungesetzliche Prozession vornahm, beschimpft 1606. Der Kaiser erklärte die Stadt in Acht und übertrug ihre Vollziehung dem Herzog von Bayern, die doch nach der Reichsverfassung Maximilians dem Herzog von Wirtemberg als dem Kreisobersten von Schwaben gebührt hätte. Friedrich und andere machten ernstliche Vorstellungen gegen diese Verletzung der Reichsgesetze; allein der Kaiser achtete nicht darauf, die Stadt wurde von bayrischen Truppen besetzt, zur bayrischen Landstadt herabgedrückt und der protestantische Gottesdienst abgeschafft 1607. Die protestantischen Stände verlangten nun auf dem Reichstag, daß ihnen vor allem der Religionsfriede bestätigt werde; sie wurden mit Ausflüchten abgespeist und konnten nun in die Tiefe des Jammers hineinsehen, der über ihnen zusammenschlagen würde, wenn sie nicht kräftiger zusammenhielten.

Im Mai 1608 kam Johann Friedrich mit dem Fürsten von Anhalt, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Pfalzgrafen von Neuburg, den Markgrafen von Brandenburg und dem von Baden in Ahausen zusammen; dort schloßen sie miteinander eine „Union", der später noch andere Fürsten und Städte beitraten, um im Fall eines Angriffs sich gegenseitig schnelle Hilfe zu leisten. Auch mit Frankreich und England schloß die Union Bündnisse. Ihr gegenüber bildete sich aber 1610 ein Bund der katholischen Reichsfürsten, die „Liga zur Verteidigung und Erhaltung der wahren katholischen Religion, zur Fortpflanzung des gemeinen Friedens, zur Abwendung besorgter Gefahr und zur Handhabung der Reichsordnungen"; Haupt dieser Liga war der thatkräftige Maximilian von Bayern. Ein ähnlicher Führer aber fehlte den zwiespältigen Protestanten.

Die erste Veranlassung zu Reibungen gab der Streit über die Erbfolge im Herzogtum Jülich, auf welche drei Fürstenhäuser Anspruch machten. Es wurde gerüstet und der Ausbruch der Feindseligkeiten schien nicht mehr zu vermeiden; doch kam 1610 noch ein Vergleich zustande, der das drohende Unheil hinausschob. Indessen wurde geworben, beratschlagt und verhandelt; aber wenn ein Schritt gethan werden sollte, scheiterte alles an der Uneinigkeit der Bundesglieder, am Mangel eines ganzen Manns. Johann Friedrich selbst baute Zeughäuser und schaffte Kriegsvorräte an, übernahm kostspielige Gesandtschaften und zeigte in Unterhandlungen einen großen Eifer; den Landständen empfahl er, die Augen

jetzt recht hell aufzuthun und das Land in guten Verteidigungsstand zu setzen; aber wenn einmal rasch gehandelt werden sollte, so war nirgends Kraft und Nachdruck.

Freilich fehlte es ihm auch immer an Geld. Johann Friedrich war ein gutmütiger Fürst, aber sehr prachtliebend; mit nie gesehenem Glanz feierte er 1609 seine Vermählung. So oft ihn auch die Landstände ermahnten, dem Überfluß zu steuern, hatte er doch nie Mut genug, durchzugreifen. Allerhand Mißbräuche rissen ein; die herrschenden Familien versorgten ihre Vettern mit einträglichen Stellen; andere Ämter wurden um Geld verkauft, und die Unterthanen mußten sich dafür Erpressungen gefallen lassen. Dazu kamen die bedeutenden Jahrgelder, welche den zahlreichen Mitgliedern der herzoglichen Familie bezahlt werden mußten, damit sie standesgemäß leben könnten. Der älteste Bruder des Herzogs erhielt ja Mömpelgard, ein anderer Weiltingen; ein dritter bekam seinen Sitz in Neuenstadt, ein vierter in Neuenbürg. So bildeten sich die fürstlichen Nebenlinien Mömpelgard (bis 1723) und Weiltingen (bis 1705), späterhin auch, durch Heirat, die Linie Wirtemberg-Oels (bis 1792). Die Ausgaben wurden immer größer und die Einnahmen verringerten sich, während doch die Zeitlage außerordentliche Gelderforderniſſe mit sich brachte.

Deswegen war auch des Herzogs erstes Anliegen, so oft die Landstände zusammenkamen, immer wieder Geld; und diese verloren allmählich die Geduld, da mit allen Summen nichts Erkleckliches geschafft wurde. Und doch waren alle diese Opfer, die das Land zu bringen hatte, gering gegen die, welche die nächsten Jahrzehnte ihm auferlegten. Ehe wir aber in diese Jammergeschichte eintreten, müssen wir uns den damaligen Zustand des Volks durch einen kurzen Überblick vergegenwärtigen.

10. Zustand des Volks.

Das Herzogtum, ein stattliches, einheitlich durchgebildetes Ländchen, hatte auf 140 Quadratmeilen 445 000 Einwohner. Christophs Walten hatte die Unterthanen einander bedeutend näher gerückt; sein Landrecht, das Jedem gleiches und billiges Recht mit den wenigsten Kosten verschaffen sollte, wurde auch in fremden Ländern (Pfalz, Baden 2c.)

vielfach benützt und hat in der Überarbeitung vom Jahr 1610 noch jetzt seine Geltung. Die jährlichen Einkünfte, die sich in Christophs Zeit auf etwa 100 000 fl. beliefen, abgesehen vom Kirchengut, waren bedeutend gestiegen. Sie zu ermäßigen war das stete Bemühen der Landschaft, in welcher nach dem Ausscheiden der Ritterschaft die 14 Prälaten der Klöster und 60 Abgeordnete der Städte und Ämter saßen. Letztere wurden von den Amtsversammlungen gewählt und waren gewöhnlich die Bürgermeister der Städte. Ihre Taggelder erhielten sie von ihrem Amtsbezirk, was von den kleineren als eine lästige Auflage empfunden wurde.

Im J. 1623 zählte man darin 71 Städte und Städtchen, 1076 Flecken, Dörfer und Weiler, 797 Höfe, 6 Festungen, 211 Schlösser und Burgen, 577 Keltern, 17 Bäder, 1 Salzwerk (Sulz seit 1471), 8 Bergwerke, 3 Glashütten, 734 Mahlmühlen, 187 Sägmühlen, 6 Papiermühlen, 49 Schleifmühlen, 5 Pulvermühlen, 32 Lohmühlen, 97 Öl- und Walkmühlen, 17 Hammer- und Feilenschmieden, 16 Mannsklöster, 10 Frauenklöster und 7 Stifter. Es waren im Lande 62 Ämter und Vogteien und 15 Klosterämter. Die Ritterschaft hatte sich ja (S. 141 und 176) vom Lande abgezogen und mit des Kaisers Genehmigung unter das Reich gestellt. Das hinderte sie aber nicht, fortwährend einträgliche Anstellungen im Herzogtum anzunehmen. Gegen den Übermut der Leutefresser, Bauernschinder und Scharrhansen ließ nun Frischlin 1578 eine Rede los, darin er behauptete, „nichts närrischeres und eitligeres sei je von Menschen erdacht als der Adel“. Damit machte er sich den ganzen schwäbisch-fränkisch-rheinischen Adel auffässig.

Die strengen Vorschriften der Landesordnung, welche 1552 die Trachten bis ins einzelste bestimmten, den Aufwand bei Hochzeiten und Tauffuppen, auch den Gebrauch der Feuerrohre beschränkten, wurden vielfach übertreten. Mit der Zeit aber stieg bei den Bürgern der Luxus; einfacher blieb der Bauernstand, der noch viele Leibeigene zählte, obschon es unter dem Landvolk an Wohlhabenheit nicht fehlte: mancher Bauer besaß silberne Trinkbecher, die man jetzt in Bauernhäusern vergeblich sucht. Freilich hielt man aufs Trinken sehr viel, bei Herren und Knechten; wenn ein guter Wein wuchs, gabs im Herbst Schlägereien und Mordthaten. Auch noch andere Laster gingen im

Schwang, z. B. die Unzucht, namentlich seitdem die spanischen u. a. Kriegsvölker im Lande gelegen waren und Herzog Friedrich französische Sitte mitbrachte.

Die Eßlinger Hochzeitordnung von 1552 gestattete noch als das Äußerste 32 Gäste und 3 Mahlzeiten, jede von 4 Richten mit ziemlicher Kost; auch einen ehrbaren Tanz mit Lauten und Geigen, doch kein Schießen und Trommeln. — Noch trugen die Männer den Bart. Frischlin that ihn einmal herunter, um sich hoffähig zu machen, da weinte seine Frau und die Magd spie vor ihm aus. — Fürs Trinken kamen gewaltige Becher ohne Fußgestell auf, die verlangten auf einen Zug geleert zu werden. Rheinweine und Malvasier standen in hohen Ehren. — Ludwig schärfte die Gesetze gegen den Ehebruch; der wiederholte wurde mit Enthauptung gestraft.

Neben der heiteren Seite des Sündendienstes herrschte auch eine finstere, die hauptsächlich in dem furchtbaren Aberglauben und der grausamen Bestrafung desselben hervortritt. Zu den in der Landesordnung vorgeschriebenen Strafen gehörten auch Augenausstechen, Zungenspalten, Fingerspitzen und andere Verstümmlungen. Schwere Verbrecher lieferte Ludwig auf die Galeeren Genuas. Den Todesstrafen gingen häufig schreckliche Foltern voran. Ein Rat des Herzogs Ulrich z. B. wurde bei einem Kohlenfeuer an Armen und Beinen gebraten, dann der Leib mit Branntwein übergossen und angezündet. In Rottweil allein wurden von 1580 bis 1648 97 Menschen wegen Hexerei hingerichtet und zwar meistens lebendig verbrannt, in Wiesensteig 1563 allein 63 zumal. Auch in Horb, Rottenburg, Saulgau u. s. w. kamen solche Hexenverbrennungen vor, nicht minder in Ulm, Eßlingen und Heilbronn. Übrigens ist es eine Ehre für die lutherischen Theologen, daß sie doch für die Milderung der Hexenprozesse nachdrücklich eintraten, so Schnepf, Wilh. Bidembach, Alber, selbst der heftige Polemiker Theod. Thumm, obgleich sie den Bund mit dem Teufel für möglich hielten.

Ein Tübinger Professor entschuldigte sich 1583, daß er eine Lektion versäumt, als man 10 Hexen im nahen (österreichischen) Rottenburg verbrannte, „denn er das zuvor nie gesehen.“ Eine Hexe, die 1613 in Güglingen hingerichtet wurde, hatte auf der

Tortur gestanden, daß sie auf der Ofengabel nach dem Heuberg geritten sei und einen schrecklichen Sturm gemacht habe. In Mömpelgard wurde 1617—20 ein Dutzend Hexen verbrannt; der Henker bekam 2 Franken für die Folterung und 4 für die Hinrichtung; noch zwei verbrannte man 1660, doch erst nach vorgängiger Enthauptung, dann keine mehr. — Ganz unbefangen bat sich Max II. von Herzog Christoph ein Rezept aus, um schußfest zu werden 1557, und er bekams, freilich mit der Erklärung des frommen Fürsten, er halte es für nichts anderes, als lauter Zauberei und Schwarzkunst. Doch hielt dieser ein Löwenpaar im Schloßgarten von Tübingen und schickte den Löwenkot an die Hofapotheke, als gut gegen die fallende Sucht.

Noch blühte die Jagd; in Ulm fing man um 1630 binnen 3 Jahren 120 Biber am Donauufer, und das Hochwild wurde oft lästig. Übrigens wurde das Forstwesen schon 1552 ziemlich streng geordnet.

Ludwig ordnete 1581 einen Wildabschuß an, da denn 7000 Stück Edel- und Schwarzwild erlegt wurden. Er selbst fing 1585 bei Nagold einen Bären. Das Jagdrecht auf Hochwild gehörte nur dem Herzog; das kleine Wild, Fuchs und Hase, durfte auch der Adeliche jagen. Die freie Pürsch verminderte sich immer mehr.

Der stetig höher getriebene Feldbau war samt der Viehzucht das Hauptgeschäft des Landmanns; auch der Obstbau wurde befördert. Das Obst wurde gedörrt, aber auch zu Branntwein verbraucht. Der Fruchtbranntwein aber war noch etwas so Neues, daß die Oberböbinger einen Bäcker verklagten, „er brenne aus Dinkel Branntwein, mißbrauche dadurch die Gaben Gottes und verkehre sie, indem er aus Speise Trank mache.“ Bier wurde bloß im Heidenheimer Amt gebraut, und die Bereitung von Obstmost war für gewöhnlich verboten, weil man ja Wein genug habe und der Most nur zur Verfälschung des Weines benützt werde. Zwischen 1514—66 wurden 40 000 Morgen Ackerfeld und ebensoviele Weinberge ganz neu angelegt. Der einträglichste Erwerbszweig war der Weinbau, der sich damals bis ins Uracher und Lenninger Thal, bis Pfullingen, Böblingen, ja Balingen erstreckte und freilich noch sorgfältiger betrieben wurde als späterhin, wo er durch Verschlechterung der Traubensorten sehr verlor.

Im Würmthal haben fast alle Markungen noch eine Halde,

die den Namen Weinberg führt und damit ihre ehemalige Benützung verrät. Die Sommer scheinen irgendwie heißer gewesen zu sein als jetzt. Metzinger und Balinger Weine gingen sogar ins Ausland. Nach Bayern und Österreich wurde viel Wein verschickt, was manches schöne Stück Geld ins Land brachte. Die erste allgemeine Herbst- und Kelterordnung ist vom Jahr 1595. Ein Stuttgarter Weinhändler, in dessen Getränk man Bleiessig fand, wurde 1602 enthauptet. -- Auch in Stuttgart zog noch in der Frühe der Kuhhirt durch die Straßen mit seinem Horn, um seine Herde auf die Wiesen zu führen.

Die Gewerbe hoben sich merklich. Die Leinweberei wurde stark getrieben, besonders auf der Alb, und es gab ansehnliche Flachs- und Hanfmärkte. Die Wollenweberei war vorzüglich in Calw zu Hause, wo sich gegen 400 Personen damit beschäftigten und weit mehr feine Wolle verarbeiteten, als in ganz Wirtemberg erzeugt wurde. Die Tücher und Zeuge fanden nicht bloß in Deutschland Absatz, sondern auch in Böhmen, Ungarn und Polen. In Göppingen, Heidenheim, Balingen, Blaubeuren 2c. wurden gleichfalls Wollwaren verfertigt, aber nur für den inländischen Verbrauch. Jahrmärkte wurden in vielen Orten gehalten, die wichtigsten in Stuttgart, Tübingen, Calw, Urach und Schorndorf.

Ausgeführt wurden: Wein, Obst, Flachs und Hanf, Garn, Leinwand, Tuch, Geflügel, Pferde und Holz; eingeführt: Spezereien, Gewürze, Metallarbeiten, venetianisches Glas, Käse, Salz, Vieh, Fische, Meth, Bier, fremde Weine, Wolle und Seidewaren. Die älteste Zollordnung ist vom J. 1554. Christoph, der alle Reisen zu Pferd gemacht, bestellte sich erst 1563, da er fürs Roß zu schwer wurde, in Sachsen einen Sänftewagen. Er legte auch Silberwerke im Forbachthal an, die Friedrich erweiterte. Posten richtete Ludwig ein, der auch 1573 den Gestüthof zu Marbach gründete, die Pferdezucht zu verbessern. Es kamen auch immer neue Gewerbe und Kunstzweige auf. So hat Fagius 1537 schon eine hebräische Druckerei in Isny gegründet. Manches, wie die Seidezucht Friedrichs, ging in den Kriegsjahren unter.

Die Baukunst übte sich nun wenig mehr an Kirchen, deren man genug hatte (doch in Liebenstein 1590, in Freudenstadt 2c.), sondern mehr an Schlössern und Privathäusern. Und zwar bringt nun der Renaissancestil aus Italien ein.

Dahin gehört schon die Prachttreppe in Mergentheim 1524, dahin besonders die Bauten Christophs und Ludwigs in Stuttgart und Tübingen; andere in Ellwangen, Ulm, Heilbronn; die hohenlohischen Schlösser in Neuenstein, Weikersheim und Langenburg. Am Lusthaus (S. 191) und in Hirsau baute G. Beer (bis 1600). Bedeutendes leistete in Stuttgart und sonst Heinr. Schickhardt von Herrenberg, der 76jährig 1634 dem Stich eines kaiserlichen Soldaten erlag. Ihm gleichzeitig wirkten die Buchmüller in Ulm, K. Vogt in Gmünd u. a. — Die Bildhauerei war vertreten durch Jos. Schmid von Urach († 1555), der die Grabdenkmäler des Fürstenhauses in Tübingen zu machen begann, den geschickten Sim. Schlör aus Lautenbach, die Kern aus Forchtenberg. Dann brach der furchtbare Krieg die Kraft der protestantischen Baukunst und Bildnerei.

An den großen Länderentdeckungen nahmen die Schwaben erst in zweiter Linie Teil. Doch wurde von Ulm aus viel gereist, auch nach Amerika.

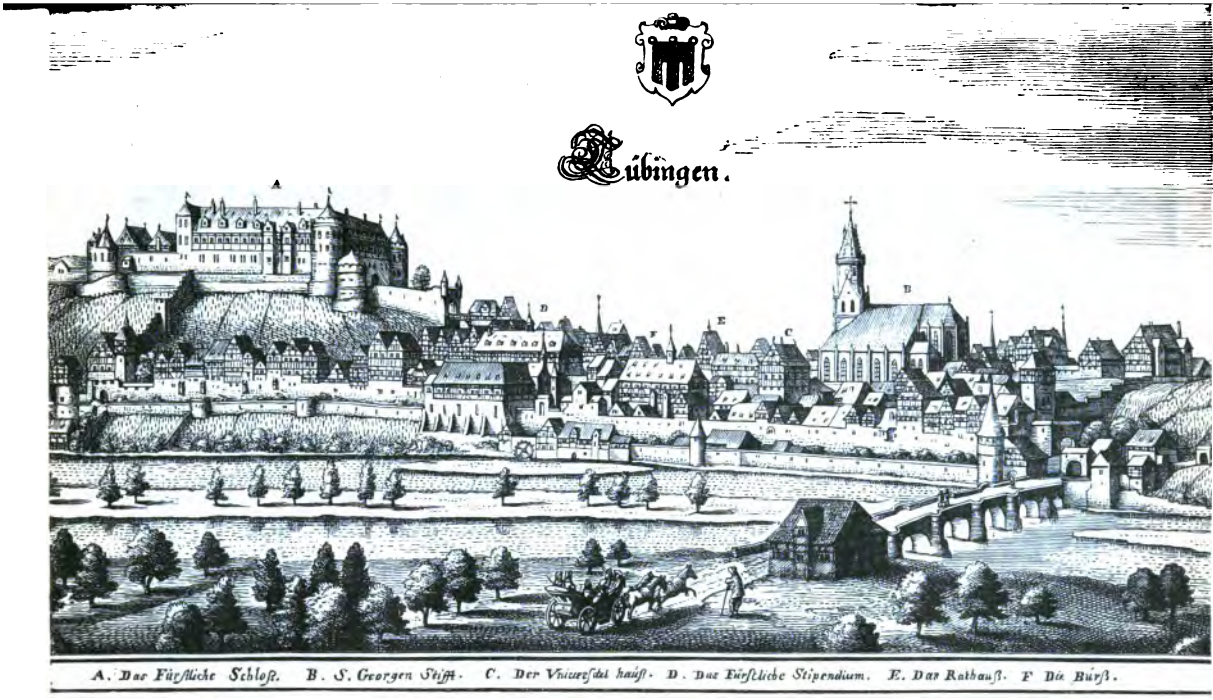
Ambr. Dalfinger abenteuerte seit 1528 in Venezuela, Nik. Federmann u. a. seit 1530 sonst in Südamerika, Hans Ulrich Krafft 1573 in Syrien, Sam. Kuchel 1585—89 in der ganzen Levante. Gesandtschaftsprediger wie Steph. Gerlach (S. 191, † 1622) und Sal. Schweigger († 1622) beschrieben ihre Reisen in der Türkei, Landsknecht Stickel (S. 197) seine Fahrten in aller Herren Länder, Feldscher Ulsheimer Expeditionen nach Amerika, Guinea und (1604) Ostindien. — Seit Amerika seine edlen Metalle nach Europa sandte, war das Geld bedeutend wohlfeiler geworden. Der Eimer Cannstatter kostete 1545 noch 10 M., a. 1645 aber bereits 16 M., während der Scheffel Dinkel von 3 M. 57 nur auf 4 M. gestiegen war. Als Ulrich einmal mit seinem Hof nach Tübingen ritt, verzehrte dieser im Wirtshaus 28 Batzen (3 M. 20), wozu der Chronist bemerkt: das heiß ich geschlampampt. Für ein Mietpferd wurden auf den Tag 3 Batzen bezahlt, für einen Vierling Haber 1 B., für ein Essen mit Wein 4 B. (1586). Jede Mahlzeit eines Kriegsknechts auf Asberg kostete 1542 mit Fleisch und $^1/_2$ Maß Wein 2 kr. Ein Student zahlte 1591 für seinen Tisch 7 Batzen in der Woche. Der höchste Beamte des Herzogtums hatte 1620 einen Gehalt von 300 fl. (514 M.), ein Repetent 10 fl., während ein Professor in Straßburg es damals schon auf 1500 fl. gebracht hatte.

Das Schulwesen war in Wirtemberg besser bestellt als in den meisten deutschen Ländern, und doch hatte es noch viele Mängel. In manchen Dörfern gab es bis 1588 bloß Winterschulen; meist war auch der Schullehrer zugleich Gerichtsschreiber, und dann war ihm das Schul-

halten Nebensache. Da und dort hatte der Sau- und Kuhhirt größeren Lohn als der Schulmeister. In Eßlingen wollten die Eltern 1547 ihre Kinder nicht zum Schulbesuch anhalten, weil sie doch nicht mehr Pfaffen werden und reiche Pfründen erhalten können; lieber solls Kind reich werden und sehen, wie ein Pfennig drei gewinne! Um 1600 aber wurde in den Reichsstädten streng auf Schulbesuch gehalten (von 7—10 und 12—3 Uhr). Besser war für die lateinischen Schulen gesorgt, deren es a. 1589 nicht weniger als 55 gab mit 2080 Schülern.

Die Zahl der Klosterschulen wurde von Ludwig auf 10, von Friedrich auf 4 herabgesetzt. Von Adelberg und Blaubeuren kamen die Zöglinge nach Maulbronn und Bebenhausen, und von da auf 5 Jahre ins Stift nach Tübingen (Fig. 41). Dieses verglich schon Frischlin dem trojanischen Pferd, aus dessen Schoß so viele bedeutende Männer hervorgegangen seien. Die Stipendiaten wurden knapp gehalten und dadurch dem wüsten Leben entrückt, das besonders unter den adeligen Studenten grassierte; dafür durften sie lateinische Tragödien und Komödien aufführen, z. B. die Enthauptung des Täufers, da Kepler 17. Febr. 1591 auf dem Marktplatz die Mariamne vorstellte. Man hielt darauf, daß die Studenten auch beim Spiel unter sich lateinisch redeten; auf jedem deutschen Wort, das ihnen entfuhr, stand eine Strafe. Fremde Studenten wurden etwas abgeschreckt, weil man „so rigoros gegen denselben verfahren, daß professores auch nur um eines Juhschreis willen sie mit dem carcere oder an Geld stark strafen wollen." Doch kamen selbst Griechen und Bulgaren nach Tübingen, und 20. Aug. 1588 wurde da ein Janitschar getauft.

Die Hochschule zählte in allen Fächern der Wissenschaft ausgezeichnete Männer. Ihre Theologen waren rüstige Verfechter der reinen lutherischen Lehre, namentlich auch gegenüber von den Reformierten; fast in allen kirchlichen Verhandlungen innerhalb Deutschlands führten sie das Wort. Daß sie aber allezeit in dem sanften Sinne Jesu gestritten, kann man ihnen nicht nachsagen; Grobheiten und Schimpfwörter waren bei den Gebildeten an der Tagesordnung. Auch bildete sich schon ein schwäbischer Verwandtschaftshimmel, dessen schützendes Dach sich über die Familien ausgezeichneter Kirchen- und Schuldiener breitete.



Sig. 41. Tübingen im 17. Jahrhundert.

Der Kirchenordner und theologische Diplomat Jak. Andreä (S. 190. 1528—90), der Dogmatiker Jak. Heerbrand 1521—1600, die beiden Luk. Osiander und Theod. Thumm waren die rüstigsten Streiter, Matthias Hafenreffer 1561—1619 auch ein Herzenstheolog. Seine Kollegen mußten seit 1604 alle ankommenden Bücher visitieren und zensieren, besonders scharf paßte man den calvinischen auf. — Die Rechtsgelehrsamkeit hatte gleichfalls an Sichard, Varnbüler, Harpprecht und Lansius ausgezeichnete Lehrer. In der Arzneiwissenschaft war Leonh. Fuchs als einer der ersten Pflanzenkenner berühmt. Für ihn kaufte der Herzog 1544 das erste Skelett um 50 Goldgulden. Er durfte auch jährlich eine Sektion vornehmen; 1604 wohnte der Herzog selbst einer solchen bei. Vier examinierte Doctores medecinae mußten seit 1582 in Stuttgart, Göppingen, Calw und Bietigheim der Krankenheilung obliegen, den unerfahrenen „Kälberärzten" das Handwerk niederlegen und die ihnen beigegebenen Apotheken beaufsichtigen. Eine Pest veranlaßte etlichemal 1566 ff. die Verlegung der Universität nach Eßlingen. — In der Sprachkunde genoß Nikod. Frischlin, zugleich ein gewandter Dichter und Sprudelkopf, eines weitverbreiteten Rufs; er wurde zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Aber sein unruhiges streitsüchtiges Treiben, „unbhäb Maul und unglaichniger Sinn" (dem es nicht darauf ankam, ein herzogliches Dekretum in der Antwort Drecketum zu nennen) brachte ihn endlich in die Gefangenschaft nach Hohenurach, wo er bei einem Fluchtversuch ums Leben kam (1590). Nach ihm wurde G. R. Weckherlin durch körnige, wenn auch noch ungelenke Gedichte berühmt; er starb 1653 in London. Mart. Crusius, Frischlins pedantischer Gegner, 1526—1607, war mit der griechischen Sprache so vertraut, daß er vor 100 Zuhörern den Homer las und 7000 deutsche Predigten in griechischer Sprache nachschrieb. Er lernte von reisenden Griechen das Neugriechische und machte es in Deutschland bekannt. Wilh. Schickard war ein guter Hebräer, Orientalist und Maler, Mich. Mästlin ein geübter Mathematiker, Keplers Lehrer. — Alle Ordnungen und Rechte der Universität faßte Friedrich 1601 im akademischen Gesetzbuch zusammen; daß aber die Professoren (bis 1667) auch noch den Wein- und Bierschank hatten, wird man nicht darin suchen.

Wie es mit der Glaubensreinheit und Glaubensfreiheit in Wirtemberg stand, mag das Beispiel Joh. Keplers zeigen. Er wurde 1571 in der Reichsstadt Weil geboren, wo man ihm nach 300 Jahren das Denkmal, das Fig. 42 abgebildet ist, endlich gesetzt hat. In Tübingen seit 1589 studierte er besonders die h. Schrift und Mathematik; aufs innigste schloß er sich an seine Lehrer

den trefflichen Mäſtlin und den bibliſchen Hafenreffer an, wie auch an den gleichgeſinnten Studenten Val. Andreä.

Fig. 42. Joh. Kepler. Nach dem Denkmal zu Weilderſtadt.

Man erwartete etwas abſonderliches von ihm und er hat die Hoffnung nicht getäuſcht. Aber nach gewiſſenhafter

Prüfung konnte er die Konkordienformel nicht unterschreiben und wurde dadurch untauglich für den Dienst der Landeskirche. Weder glaubte er an die Allgegenwärtigkeit des Leibes Christi, noch wollte er seine Brüder unter den Reformierten verdammen. Wurde doch ein Tübinger Professor von seinen Amtsgenossen schon darum getadelt, weil er Besuche von Schweizern angenommen hatte!

Kepler mußte ins Ausland, wurde als Professor in Graz 1594 ein berühmter Kalendermacher und entdeckte nun, daß die Planeten sich nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen bewegen, nach festen Gesetzen, die er immer sicherer aufspürte. Auch als Astronom aber blieb er ein Theolog, die Bewegung der Himmelskörper leitete er von geistigen Kräften ab und betete entzückt den Baumeister der Welt an, den er in der Schöpfung „gleichsam mit Händen greifen konnte." Durch den Jesuitenschüler Ferdinand vertrieben, in Wirtemberg vom Konsistorium als ein „Letzköpflein" und „Schwindelhirnlein" abgefertigt, wurde er Kaiser Rudolphs II. Hofastronom. Der Pfarrer von Linz schloß ihn vom Abendmahl aus; seiner greisen Mutter in Leonberg wurde als einer Hexe der Prozeß gemacht, ein Sohn und der Pfarrer ließen sie im Stich, als ihr Johannes endlich herbeieilte und sie von der schon drohenden Tortur erlöste 1621. Vielfach bedrängt und verkannt starb dieser große Schwabe in Regensburg, als er auf dem Reichstag 1630 vom Kaiser Ferdinand seine Schuld (20,000 fl.) eintreiben wollte.

Die Frage, ob die Predigt des neuen Glaubens im Lande viel geistliches Leben verbreitete, läßt sich schwer beantworten. Schon J. Andreä klagte über „jene Pfaffen, von denen keiner mehr den andern verstehen wollte", und nach ihm wards damit noch ärger. Die Predigten der meisten Pfarrer fielen unerquicklich aus; daher konnten die Bauern im Dobel 1609 ihren Pfarrer verklagen, „daß er gar zu fleißig mit dem Predigen sei, denn da er nur alle 14 Tage predigen sollte, so vertreibe er ihnen die Ehhalten (Gesinde) mit solchem steten Predigen am Sonntag Mittags und in der Woche." Es wurde 1589 verfügt: „Aufs langst soll man $^3/_4$ Stund am Sonn- und Feiertag Morgens, doch nervose predigen; Wochenpredigten sollen nicht über $^1/_2$ Stunde dauern." Es gab aber auch Prediger, die sich zum Bedürfnis des Volks

herabließen, aus Gottes Wort genießbare Speise darreichten und aus Erfahrung den Segen des Evangeliums anpreisen konnten.

Im Hohenlohischen stand das kirchliche Leben unter dem edlen Grafen Wolfgang II. in ziemlicher Blüte. Der Erfund einer hohenlohischen Visitation a. 1556 ergab, daß immer noch einige dem Papsttum anhingen; alte Weiber gingen auf Wallfahrten; Zauberei, Wahrsagen und abgöttischer Segen war nicht verschwunden, auch fand sich da und dort Wiedertäuferei vor. Wenige Pfarrer konnten Kinderlehre halten; etliche lasen ihre Predigten nur aus Büchern vor, andere hatten gar keine Bücher wegen Armut. Diesen Übelständen wurde nun nach Kräften abgeholfen. — Gegen verfolgte und vertriebene Glaubensgenossen wurde viel Wohlthätigkeit geübt; auch solche, denen es unter dem römischen Joch zu schwül wurde, flohen gern nach Wirtemberg. Als der Neuburger Pfalzgraf 1613 katholisch wurde, ließ er durch den Jesuiten Dr. Reihing sein Land mit Gewalt umbekehren. Diese saure Arbeit aber trieb den Jesuiten in solche Seelennot, daß er 1621 nach Stuttgart entfloh, zum Evangelium übertrat und bis an den Tod (1628) als Tübinger Professor für den Glauben stritt, den er einst bekämpft hatte. Für solche Leute interessierte sich der Herzog sehr; es haben auch 1610—63 gegen 80 Proselyten, meist Mönche, im Stift Aufnahme gefunden. Mag nun die Zahl der glaubens- und liebewarmen Kirchenglieder größer oder kleiner gewesen sein, ein neues Leben that wirklich not. Geweckt wurde es teils durch gottselige Kirchenlehrer, teils durch die Donnerschläge des dreißigjährigen Kriegs.

11. Der dreißigjährige Krieg. 1618—1648.

Alles spitzte sich in dem vielgeteilten Deutschland zum Religionskrieg zu, als die Fürsten der Union 1617 in Heilbronn ihren Bundestag hielten, ihr Bündnis auf drei Jahre verlängerten und die Feier des Reformationsjubiläums beschlossen. In Stuttgart und Tübingen wurde viel gepredigt, gedankt, gerühmt, auch geschimpft und gehetzt. Dagegen ließ der Papst ein Jubeljahr ausschreiben „zur Versöhnung des göttlichen Zorns“. Und dieser war wirklich am Überlaufen, obs nun die guten Deutschen ahnten oder übersahen.

In Böhmen brach das Gewitter los. Die ungeduldigen Tschechen erkannten den Jesuitensohn Ferdinand II.

nicht als ihren König an, sondern wählten sich einen neuen, den Pfälzer Friedrich V. Der war ein Calvinist, daher sowohl die Sachsen als die Tübinger sich gegen ihn erklärten; während die Union sich lau für ihn verwendete, schlug das Doppelheer der Kaiserlichen und Ligisten ihn aus Böhmen und aus der Pfalz hinaus 1620. Da löste sich die Union auf; auch Wirtemberg gab den Verbündeten preis, für den nur der Markgraf von Baden noch eine Schlacht bei Obereisisheim wagte 26. Apr. 1622 und verlor. Dort fiel auch Magnus von Wirtemberg, des Herzogs Bruder, „jämmerlich zerhackt und zermetzget". Der Sieger Tilly erkannte zwar in dem Vertrag von Heilbronn Juni 1622 die Neutralität des Herzogtums und des schwäbischen Kreises an; aber grobe Gewaltthaten wurden dadurch nicht verhindert, in Ölbronn allein hieben die Kroaten 400 Einwohner nieder.

Die Stände verwilligten wiederholt Summen zur Anwerbung kleiner Söldnerscharen; sie stimmten zu, daß eine Landmiliz von 12,000 Mann aufgestellt und fleißig geübt werde. Aber bald erlahmte der Eifer und unter Durchzügen und Einquartierungen nahm der Wohlstand rasch ab; der Herzog suchte sich, wie andere Herren, durch Münzverschlechterung zu helfen. Wucherer aber kauften für schlechtes Geld Leinwand 2c., die sie dann im Ausland für besseres Geld absetzten; man nannte sie Kipper und Wipper. Endlich kam es so weit, daß niemand mehr dieses Geld wollte; die Hirschgulden vom J. 1623 waren auch kaum 10 Kreuzer wert. Als der Herzog das Geld auf den wahren Wert herabsetzte, gab es eine noch größere Verwirrung. Die Universität kam so herunter, daß Rektor und Senat 1624 ihre Gelder unter sich verteilten. In der großen Hungersnot von 1626 verkauften viele Haus und Hof und zogen bettelnd herum. Da sollte der Klosteramtmann in Kirchheim Früchte an die Armen verkaufen um billigen Preis. Der Amtmann aber behielt um diesen Preis die Früchte selber und trieb die Leute fort. Drei Tage darauf schlug ein Gewitter ins Kloster und verbrannte es samt der Frucht. Den flüchtenden Amtmann erschlug ein Ziegel vom Dach.

Der Krieg zwar zog nun in den Norden, aber 1627 rückten Waldsteins Truppen ins Herzogtum. Er legte es recht darauf an, den phlegmatischen Herzog zu einem übereilten Schritt zu reizen, behandelte ihn aufs übermütigste und ließ seine zügellosen Scharen wie gierige Wölfe

hausen, bis die Klöster herausgegeben wurden. Ihr Unterhalt kostete monatlich 160 000 Gulden. Weil der Herzog, wie Ferdinand II. selbst sagte, ein gar ruhiger, diskreter Herr war, wurde Wirtemberg gerade zuerst um der

Fig. 43. Thaler Johann Friedrichs (1627) mit dem Plan von Freudenstadt.

Kirchengüter willen bedrängt, die doch hier fast allein zu frommen Zwecken verwendet worden waren. Viele wanderten aus, die Zurückgebliebenen aber gerieten in solche Verzweiflung, daß man sogar einen Aufstand befürchtete. Der Herzog sandte seinen Kanzler Löffler nach Wien, um das Ärgste zu verhüten, dann erlag er den Sorgen 18. Juli 1628. Und noch war erst ein Dritteil des fürchterlichen Kriegs erlebt.

Eberhard III. war erst 14 Jahre alt, als sein Vater starb, so übernahm der tüchtige Bruder des Verstorbenen, Ludwig Friedrich von Mömpelgard, die Regentschaft und traf alsbald Anstalt, mehr Ordnung und Sparsamkeit einzuführen. Der landschaftliche Ausschuß klagte namentlich über den eingerissenen Diensthandel oder die „Schmiralien", und der Regent versprach der Sache abzuhelfen, wogegen die Stände (1629) 2 600 000 Gulden Schulden übernahmen. Nun hatten aber die Jesuiten beim Kaiser das Restitutions-Edikt ausgewirkt, kraft dessen alle Kirchengüter, die nach dem Religionsfrieden in die Hände der Evangelischen gekommen waren, den Katho-

liken zurückgegeben werden sollten. Alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos, 52 Kompagnien Waldsteins mußten dem Edikt Nachdruck geben; im Aug. 1630 wurden sämtliche Klöster von den Katholiken besetzt, die Messe wieder eingeführt, die protestantischen Pfarrer und Schullehrer vertrieben. Man mußte dem Kaiser huldigen. Die Einquartierungen wurden immer lästiger, und dem Regenten brach darüber das Herz 26. Jan. 1631. An seine Stelle trat sein Bruder Julius Friedrich, der nun, durch das Vordringen des Schwedenkönigs ermutigt, sein

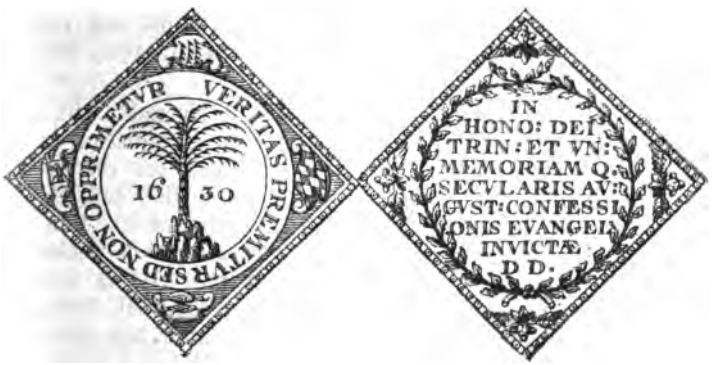


Fig. 44. Jubelmünze zur Säkularfeier der Augsburger Konfession.

Glück in den Waffen versuchen wollte. Er wurde Direktor der evangelischen Stände Schwabens, die sich Mai 1631 in Eßlingen enger verbanden, und zog mit einer schnell geworbenen Schar dem bedrohten Ulm zu Hilfe. Aber sie war dem Heere des Grafen von Fürstenberg nicht gewachsen, und der kurze Krieg, der in der Zeit der Kirschenreife geführt, der „Kirschenkrieg" genannt wurde, fand sein Ende im Vertrag zu Tübingen, durch den der Herzog sich schlechthin unterwarf 11. Juli 1631. Jesuiten und Soldaten hausten schonungslos im Lande.

Unterdessen hatte Gustav Adolf bei Leipzig (7. Sept.) den unbesiegten Tilly überwunden und forderte alle evan-

geltischen Fürsten auf, sich an die Schweden anzuschließen; Ulm griff gleich zu, auch Julius Friedrich trat nach einigem Bedenken bei. Die fremden Truppen zogen ab. Die Kaiserlichen machten zwar im August 1632 einen neuen Einfall, verbrannten Knittlingen, und drohten, ein solches Feuer im Lande anzurichten, „daß die Engel im Himmel die Füße an sich ziehen müßten"; aber der Herzog trieb sie mit einer Schar von 6000 Mann hinaus und vereinigte sich mit dem schwedischen Feldmarschall Horn, der am Oberrhein kämpfte. Er war auch in seinen Unternehmungen gegen Rottenburg, Horb, Rottweil ziemlich glücklich; aber die Landstände, die sein Absehen auf ein eigenes Fürstentum ungern sahen, brachten es dahin, daß er im März 1633 abdanken mußte.

Nachdem Gustav Adolf bei Lützen 6. November 1632 gefallen war, unterhandelte sein Kanzler Oxenstierna in Heilbronn über eine allgemeine Vereinigung der evangelischen Stände, die denn auch am 13. April 1633 zwischen den vier oberdeutschen Kreisen und Schweden zustande kam. Es sah im Anfang aus, als wollte alles gut von statten gehen. Schramberg und Hechingen wurden erobert und der nun für volljährig erklärte Herzog Eberhard III. hoffte noch weitere Erwerbungen zu machen. Aber das Land selbst hatte es um nichts besser: die schwedischen Truppen hausten so schlimm als früher die Kaiserlichen, und der Schaden belief sich in einem Jahr auf vierthalb Millionen Gulden. Da verlor Bernhard von Weimar 6. September 1634 die Schlacht bei Nördlingen, in welcher auch 4000 Wirtemberger umkamen; sie machte das Maß des Elends voll.

An jenem Tage wurde die Landmiliz durch die Geschütze und Kriegskunst der Spanier und Wallonen hingestreckt. Sie ist wenigstens ruhmvoll untergegangen. Kein Mann wich vom Platze; „die guten wirtemberger Bauern sein in großer menge und ganz gliederweis dagelegen in ihren weißen Zwilchkitteln und Ränzlein auf dem Rücken." — Als die Sieger das Land überströmten, bis keine Kompagnie mehr beisammen war, als der Herzog selbst den Kopf verlor und sich zu übereilter Flucht hinreißen ließ, da floh, was

fliehen konnte. Hofleute und Kanzleiverwandte, Studierende und Klosterschüler, Bürger und Bauern suchten sich in wilder Eile nach Ulm oder Straßburg zu retten.

König Ferdinand zog 10. Sept. in Stuttgart ein, ließ sich huldigen und überall kaiserliche Befehle und Wappen anschlagen. Zugleich aber verbreitete sich Raub, Brand und Mord im ganzen Lande. Giengen, Aalen und Waiblingen wurden verbrannt; ebenso Kirchheim, Böblingen, Besigheim und Calw.

Calw, wo damals Val. Andreä als Prediger stand, wurde erst geplündert, dann verschlossen und angezündet. Wer nicht über die von Schildwachen umstellten Mauern entkam, mußte in den Flammen sterben. Die Geflüchteten schlichen wie gejagtes Wild in den Wäldern umher. Überall, außer in den drei Hauptstädten, wurden die Häuser ausgeraubt und verbrannt, die Brunnen verschüttet oder vergiftet, die Kirchen verunreinigt, die Vorräte zerstört, das Vieh weggeschleppt, die Bäume umgehauen. Den Einwohnern schnitt man die Glieder ab oder stach ihnen die Augen aus, goß siedendes Blei in Nase, Mund und Ohren; besonders unmenschlich wurden Kinder und Frauen mißhandelt; die 70jährige Witwe des Herzogs Ludwig in Nürtingen wurde über die Leichen der Gemordeten an den Haaren herumgezogen, in Sindelfingen eine Frau auf dem Markt gebraten. Viele flohen in die Schweiz, wo besonders Zürich und Basel freundliche Aufnahme boten. Die Hungersnot, welche auf diese Zerstörungen folgte, erzeugte Seuchen, die vollends hinwegrafften, was verschont geblieben war. In Stuttgart starben a. 1635 an der Pest 4379 Personen, in Ulm 13,400, in Eßlingen 8000, in Heilbronn 5518. Die Geistlichen wurden kannibalisch mißhandelt und gemartert. Viele von ihnen flohen, zum Teil, weil ihre Gemeinden sich zerstreut hatten; andere wurden durch Hunger und Krankheit weggerafft. Der sechspfündige Laib kostete statt 5—6 nun 36 kr. Hunde und Katzen wurden Leckerbissen. Val. Andreä schreibt: „Wie das Aussehen unsres Landes sei, läßt sich gar nicht beschreiben. Menschen und Tiere sind tot; öde liegen die Felder; Städte und Dörfer sind verlassen, so daß man glaubt, nur noch die Hälfte des alten Wirtembergs sei da. Wie ich vernehme, sind 312 Kirchendiener innerhalb weniger Monate gestorben; über 100 Kirchen hatten an Weihnachten keinen Gottesdienst.“ So war man genötigt, Jünglinge, welche kaum die Universität betreten hatten, zu Pfarrern zu machen oder gar Leute, die nach Andreä eher zu Schweinhirten getaugt hätten. Aber auch an Jünglingen fehlte es; a. 1636 zählte das Stift nur noch 7, im folgenden Jahr 30 Zöglinge. In Tübingen wie anderwärts drängten sich die Jesuiten mit Gewalt

ein und nahmen Kanzel und Lehrsäle in Beschlag; im Lande umher gaben sie sich alle Mühe, die Leute wieder katholisch zu machen, was bei einzelnen gelang. Christoph Besold, einst Keplers Kamerad und ein gelehrter Professor, wurde zum Verräter an Kirche und Vaterland, indem er die wichtigsten Urkunden dem Feind auslieferte und durch solche die Reichsunmittelbarkeit der reichsten Klöster bewies. Kein Wunder, daß der arme Mensch, als er von hinnen scheiden sollte, ausrief: „Sterben ist doch ein bitteres Kraut!“

Nachdem der Kaiser durch Aushungerung den Asberg und Dezember 1635 die letzte Festung Neuffen in seine Gewalt gebracht, ging er mit dem Land um wie ein Räuberhauptmann und verteilte es seinen Freunden, wie den Bayern, seinen Ministern und Generalen. Die fürstlichen Schlösser wurden geplündert und aufs mutwilligste verderbt. Die Jesuiten rissen besonders die Stiftskirchen an sich. Von den Urkunden im Archiv zu Stuttgart und von den Büchern zu Tübingen mußte manches kostbare Stück nach Wien oder München wandern, das den Rückweg immer noch nicht gefunden hat. — Die Hoffnung des leichtsinnigen Herzogs, wieder in den Besitz seines Landes zu kommen, schwand immer mehr, obgleich er sich auch französische Hilfe teuer erkauft hatte. Kanzler Löffler war nämlich selbst in Paris und bot gegen Subsidien und Hilfstruppen für Wirtemberg und Baden dem allgewaltigen Minister Richelieu das Elsaß als Pfand an, ein Schritt, den auch die Schweden mißbilligten. Von dem Prager Frieden, den der Kaiser am 30. Mai 1635 mit den norddeutschen Protestanten, auch Ulm schloß, wurde Eberhard ausdrücklich ausgeschlossen, weil der Kaiser keine Lust hatte, das eroberte Land wieder herauszugeben.

Doch setzte Eberhard seine Unterhandlungen mit dem kaiserlichen und andern Höfen fort und hatte dazu geschickte Leute, nach dem Tode Löfflers († 1638) namentlich den Joh. Konr. Varnbüler und Andr. Burkardt. Allein die Bedingungen, unter denen der Kaiser sich zu seiner Wiedereinsetzung verstehen wollte, waren viel zu hart, als daß der Herzog sie hätte annehmen können; er

wollte die Sache lieber durch den Kurfürstentag in Regensburg entscheiden lassen. Als auch dieser Dezember 1636 erkannte, der Herzog von Wirtemberg sei von der allgemeinen Verzeihung auszuschließen, schien er nun ganz auf den Gnadenweg angewiesen zu sein. Aber so groß auch seine Not war, ging sie ihm doch nicht recht zu Herzen. Während der Kaiser sein Land zerstückelte, belustigte er sich mit der Jagd und dachte sogar ans Heiraten. Wirklich vermählte er sich 26. Februar 1637 mit einer Gräfin von Salm, und vergaß wieder auf eine Weile seine Bedrängnis, da er für den Unterhalt von 21 Prinzen und Prinzessinnen zu sorgen hatte. So trat ein drückender Mangel ein, dem auch durch kleine Hilfleistungen von da und dort her kaum abgeholfen wurde (wie auch Andreä ihm 1200 Thaler sandte, von Freunden entlehnt); daher Eberhard sich endlich dazu verstand, in die Bedingungen des Kaisers einzuwilligen. Er sollte die katholischen Geistlichen im Besitz der Klöster und Stifter lassen, Hohentwiel an den Kaiser abtreten samt Hohenstaufen, Achalm und der Herrschaft Heidenheim, und die Besitzer der verschenkten Güter im Genuß derselben nicht stören. Zwar hatte nach dem Tod Ferdinands II. 15. Februar 1637 sein milderer Sohn Ferdinand III. die Regierung übernommen; aber von diesen harten Bedingungen wollte er doch nichts nachlassen. Endlich verstand er sich dazu, als Eberhard selbst nach Wien reiste, statt Hohentwiels, das der Kommandant durchaus nicht übergeben wollte, Asberg anzunehmen.

So konnte der Herzog 11. Oktober 1638 wieder in seine Residenz einziehen; bewaffnete Bürger von Stuttgart und Cannstatt kamen ihm bis Durlach entgegen und gaben ihm das Geleite. Am 17. Oktober wurde der Landtag eröffnet, auf welchem Abgeordnete von 21 Städten und Ämtern erschienen. Der erste Antrag des Herzogs bezog sich natürlich auf Geld, denn er hatte seine letzten Kleinodien versetzt, jagte und schmauste aber doch fort und fort. Die Landschaft mußte, um in dem ausgesogenen Lande Geld aufzutreiben, zu einem außergewöhnlichen Mittel ihre

Zuflucht nehmen und beschloß die Einführung einer Accise, so lange es nötig wäre.

Herzog Eberhard hatte nun nach vierjähriger Verbannung sein Land auf ein Dritteil verringert wieder in Besitz genommen; aber in welch traurigem Zustand! Das Schloß war so verwüstet, daß er ins Landhaus ziehen mußte. Im J. 1634 zählte man noch 414536 Einwohner im Lande, a. 1639 nur 97258, 1645 wieder 121835. Dornhan zählte nur noch vier Bürger, Heubach zehn; der ganze Schwarzwald war verödet, überall die Not aufs höchste gestiegen. Das Amt Urach hatte in den Jahren 1634 bis 1640 einen Schaden von 969814 fl., Stadt und Amt Herrenberg berechneten ihren Schaden 1634—1649 auf 2482337 fl. Und doch hatte das Elend noch kein Ende, denn die 30 Jahre waren noch nicht herum. Die österreichischen Besatzungen mußten immer noch unterhalten werden; und es kamen stets neue Truppen hinzu, die das ausgesogene Land noch einmal zernagten. Ohne bewaffnete Schutzwache konnte man nicht einmal säen und ernten. Österreicher und Bayern, Schweden und Franzosen, auch zusammengelaufene namenlose Haufen fielen abwechselnd im Lande ein, durchstreiften es kreuz und quer und zehrten sein letztes Fleisch auf, zernagten und schluckten auch öfters die Harnischriemen. Alles Gewerbe lag darnieder, alle Hilfsquellen waren erschöpft; und doch mußte man immer wieder starke Lieferungen für die fremden Truppen herbeischaffen.

„Du schlägest sie, aber sie fühlens nicht;“ Fürst und Volk wollten nichts lernen. Der junge Herzog wollte das Festgeben nicht lassen, obgleich man das Nötige Tag für Tag in den Kramläden nehmen mußte, und seine Tante so weit herunter war, daß sie den Rat in Eßlingen um Gottes willen bat, ihr mit Frucht, Holz oder sonst beizustehen, weil sie sonst den Winter über verhungern müsse. Ein Pfarrer Rebstock sah 15 Jahre lang keine Besoldung. Alle Ermahnungen gingen bei Eberhard in den Wind; die Zahl der Diener nahm eher zu als ab.

Andreä, der Hofprediger geworden war, schreibt Nov. 1642: „Unser Stallmeister ist mit vielen Pferden angekommen; die machen mehr Freud, als wenn er Christum mit den zwölf Aposteln gebracht hätte.“ Bei den Unterthanen nahmen Unzucht und Laster immer mehr überhand; bei Jung und Alt war die größte Gleichgiltigkeit gegen die Religion eingerissen, so daß sie „fast nicht mehr wußten, wer Christus oder der Teufel sei.“ Vor Gottes Wort hatte man keine Achtung mehr, die Kirchen standen verlassen, die

Pfarrer verachtet. „Bei uns ſiehts aus wie in Scythien; aller Eifer für Wiſſenſchaften und Unterricht iſt erkaltet, denn der Herzog ſelbſt macht ſich gar wenig daraus.“ Andreä wehrte ſich meiſterlich für Kirchen und Schulen und brachte auch, obgleich die Kanzlei ihn nie unterſtützte, manches Gute zuſtande. Die größte Schwierigkeit machte die Wiederherſtellung der Dorfſchulen. Die meiſten Schulhäuſer waren abgebrannt und außerdem fehlte es bald an Geld, bald an Schulmännern, bald an Schülern.

Wichtigſte Angelegenheit aber war die Wiederherſtellung des Landes, welche der treue Varnbüler bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück zu betreiben hatte. Niemand war auf ſeiner Seite; nur der Kanzler Oxenſtierna unterſtützte ihn redlich, ſeinem Verſprechen gemäß: „es ſolle bei Wirtembergs Wiederherſtellung auch nicht ein Bauernhof zurückbleiben.“ Die Katholiken wollten natürlich nicht nachgeben; erſt als die Schweden des Kaiſers Erbſtaaten bedrohten, wurden ſie geſchmeidiger und gaben endlich alle wirtembergiſchen Klöſter wieder heraus. Die Glaubensfreiheit wurde hergeſtellt und am 14. Oktober 1648 der weſtfäliſche Friedensvertrag unterzeichnet, der wieder Hoffnung auf beſſere Zeiten verlieh und auch in Wirtemberg 2. November durch ein allgemeines Dankfeſt gefeiert wurde. Die letzte Waffenthat war die Erſtürmung von Weil, 22. Oktober, das die Franzoſen verbrannten; doch erſt im Februar 1649 brach Türenne von Tübingen auf. Den Asberg räumten die Kaiſerlichen im September 1649, Schorndorf die Franzoſen Juli 1650 und Eßlingen die Schweden im Auguſt, worauf 21. Auguſt im ganzen Reich das Friedensfeſt folgte (vgl. Fig. 46 S. 230).

Neben Varnbüler, der das Friedensedikt abgefaßt und dem Herzog wie dem Kaiſer hohe Achtung abgerungen hatte, glänzt noch ein heller Stern in der Nacht dieſer Geſchichte. Es iſt der Heſſe Konrad Widerholt, der vom Drillmeiſter ſich durch Tapferkeit zum Oberſtlieutenant emporgeſchwungen hatte; der Herzog wußte im Unglücksjahr 1634 keinen tauglicheren Mann für die Vertheidigung der Feſte Hohentwiel. Widerholt leiſtete mehr als der Herzog von ihm verlangte; er fand die Feſtung

verwahrloſt, die Magazine leer, wußte ſich aber die Mittel zur Abhilfe vom Feinde zu verſchaffen. Die benachbarten Burgen Hohenkrähen, Mägdeberg und Stauffen zerſtörte er; ſeine Kaſſen füllte er mit Gold und Silber, das er dem Feinde abnahm; er ſchaffte ſich Reiter, um auf Streifzügen bis Rottweil Vieh zu holen. In fünf Belagerungen ſchlug er die gewaltigſten und liſtigſten Angriffe ab; ſelbſt als Eberhard ihm befahl, die Feſtung zu übergeben, verweigerte er den Gehorſam, weil er dem Herzog das Wort gegeben hatte, die ihm anvertraute Feſte bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Erſt ſchloß er einen Neutralitätsvertrag mit den Kaiſerlichen, dann 1637 ein Bündnis mit Bernhard von Weimar, um ſo zum Worthalten genötigt zu ſein; er nannte ſich der „unierten Kronen und evangeliſchen Bundes beſtellter Obriſter zu Fuß und Kommandant der Feſtung H.“ Sein Tiſch war immer offen für Kranke, Verwundete und Arme. Wenn er keinen Pfarrer hatte, ſo ging der fromme Held ſelbſt an die Betten, um den Troſt des göttlichen Worts zu bringen, und las in der Kirche eine Predigt vor. Mitten unter den Schrecken der Belagerung erbaute er eine neue Kirche. Dem Herzog ſandte er in ſeiner Geldnot durch einen als Bettler verkleideten Soldaten einen mit Gold gefüllten Knotenſtock. Um ſeiner neuen Kirche eine Orgel zu verſchaffen, eroberte er 1643 Überlingen. Seine Kriegszucht war ſtreng; er duldete keine Ausſchweifung, keine Bedrückung des friedlichen Bürgers, kein Fluchen. Als nun der Herzog in ungeſchmälerten Beſitz des Landes wieder eingeſetzt war, da übergab er ihm die unbezwungene Feſte am 10. Juli 1650 viel feſter und beſſer verſehen, als er ſie übernommen hatte. Er ſtarb 1667 als Obervogt von Kirchheim, von Fürſt und Volk geehrt. Den Grafentitel hatte er ausgeſchlagen, ſein Vermögen Studierenden, Armen, Kirchen und Schulen vermacht. Auf ſeinem Grabmal in Kirchheim ſteht:

Der Kommandant von Hohentwiel,
Feſt, wie ſein Fels, der niemals fiel,
Des Fürſten Schild, des Feindes Tort,
Der Künſte Freund, des Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Chriſt, wie Gold,
So ſchläft hier Konrad Widerholt.

Die Verwilderung in der Kirche war groß. Ein Bericht von 1636 beſagt: „In ſo unausſprechlichem Elend iſt bei vielen Leuten dennoch keine Buße und Beſſerung zu ſpüren; manche getreue Herzen jedoch wünſchen ihren

Fig. 45. Konrad Widerholt. Nach dem Gemälde im Rathaussaal zu Kirchheim u. T.

Hirten zurück, und es ist nötig, daß er baldmöglichst komme, wenn er noch etwas von seiner Herde finden will." Einzelne hat die Not beten gelehrt. Die trefflichen Schriften des gottseligen Joh. Arnd hatten auch in Wirtemberg vielfach Eingang gefunden, obgleich engherzige Eiferer wie Luk. Ostander mit groben Schmähungen über sie herfielen und acht oder mehr Ketzereien darin fanden. In Arnds Fußstapfen trat der oben erwähnte Joh. Valentin Andreä, der sein Leben (1586—1654) gänzlich dem Dienst des Vaterlandes und der Kirche gewidmet hatte. Er wünschte wahre Christen in eine Gemeinschaft zu bringen, die nicht durch äußerliche Zeichen, sondern durch die gleiche Gesinnung und getreue Bildung nach dem Muster der Schrift fortgepflanzt würde.

Ein Vorläufer Speners, hat er das Herzens-Christentum in vielen Gemütern segensreich gefördert. Unsere Kirche verdankt ihm namentlich die Einführung der Kirchenkonvente (1644), die freilich nach seiner Absicht etwas ganz anderes werden sollten, als sie gewöhnlich sind. Ihm schwebte ein Sittengericht vor, wie er es in Genf getroffen, das helfen sollte, der eingerissenen Verwüstung von Gottes Ackerfeld zu steuern. Seine Stelle im Konsistorium gab er 1646 auf, da es ihm in 9 Jahren dieser Sklaverei nicht vergönnt gewesen sei, einen wohlverdienten Mann durch seine Stimme zu einem Kirchenamt zu befördern, noch einen lasterhaften durch die Angabe seiner Vergehen davon zu vertreiben. Was er geschrieben und gesungen, ist leider fast vergessen, z. B.

Also hat dieser Krieg ein End,
Dabei man denn kürzlich erkennt,
Wie schrecklich groß des Teufels Macht,
Des doch die Sicherheit nit acht;
Wie nötig sei ein rechte Reu,
Daß man das Christentum erneu;
Wie mächtig sei das göttlich Schwert,
Wenn ers wider sein' Feinde kehrt.
Gott geb, daß wir es recht empfinden
Und uns zu ihm von Herzen wenden,
So wird er gwißlich bei uns stohn.
Wohlan, ich hab das mein gethon.

12. Eberhard III. 1628—1674.

Je näher mans untersuchte, desto größer stellte sich das Verderben heraus; der ganze Schaden des Landes

seit 1628, ohne die Verödung der Felder und den Abgang an Menschenleben, wurde auf 119 Millionen fl. geschätzt. Noch 1654 lagen 8 Städte, 45 Dörfer mit 65 Kirchen, mehr als 36000 Gebäude in der Asche; 40000 Weingärten, 272000 Morgen Äcker, Gärten und Wiesen waren noch nicht wieder angebaut, und zu der Einwohnerzahl von 1634 fehlten noch 57000 Haushaltungen, obwohl viele Flüchtlinge zurückgekommen, auch Schweden u. a. Fremde eingesessen waren. An manchen Orten waren die Reben von den Waldbäumen verdrängt worden, wie die alten biedern Wirtemberger von dem wild herangewachsenen Geschlecht roher Menschen, die zu den eigenen noch fremde Laster gelernt hatten.

Sie hatten auch das Tabakrauchen eingeführt. Unzucht, Zügellosigkeit und Gottesverachtung gingen entsetzlich im Schwang; die Predigten wurden wenig besucht, die Sonntage entheiligt. Die wenigen Professoren in Tübingen waren Kampfhähne oder brachten ihre Zeit in den Schenken mit Zechen, Würfeln, Karten hin. Die Hexenfurcht war jetzt allgemein; in Eßlingen und auf den Fildern wurden 1652—65 Hunderte gemartert, bis sie ihre Mitschuldigen angaben. In Calw raste noch 1673 eine Hexenseuche, indem Kinder von 7—10 Jahren vorgaben, auf Gabeln, Böcken, Hühnern, Katzen in Hexenversammlungen entführt zu werden, wo sie die Dreieinigkeit verleugnen und miteffen müßten. Sie beteten besonders Nachts in großer Angst und flehten, daß man für sie bete. Juristen und Theologen untersuchten die Sache und halfen mit Hinrichtung einer Witwe und Verbannung etlicher Verdächtigen. — Die Mönche und Jesuiten brachte man erst 1650 aus dem Lande, nachdem sie noch die Teiche ausgefischt, die Wälder gelichtet, Kupferdächer verkauft hatten. Die Wölfe und Luchse mußten ordentlich bekriegt werden.

Der Geldnot war endlich noch einigermaßen abzuhelfen; da mußten eben die Landstände wieder herhalten. Diesmal handelte es sich um 3 Mill. Gulden, welche die Landstände übernehmen sollten und auch wirklich übernahmen, Mai 1651. Zugleich trug ihnen der Herzog auf, sie sollten das Schuldenwesen des Staats wie der Gemeinden und Privatleute in Ordnung zu bringen suchen. „Wenn man Gottes Güte und Allmacht zu Hilfe nehme, welche das Land vor dem augenscheinlichen gänzlichen Ruin

behütet und zu der ganzen Welt Erstaunen wider aller Feinde Toben aufrecht erhalten und zu völliger Wiederherstellung hätte gelangen lassen, so werde es dennoch gelingen." Wirklich kam auch wieder einige Ordnung in die verwirrten Finanzen. Die Staatskapitalien wurden 1654 auf halben Zinsfuß herabgesetzt. Aber der Herzog hatte bald neue Bedürfnisse und nahm immer wieder seine Zuflucht zu der getreuen Landschaft, der es manchmal zu viel werden wollte, so daß es Streit absetzte. Doch wurde die ständische Verfassung unverletzt erhalten, während sie um diese Zeit den meisten deutschen Staaten abhanden kam; denn das Kaisertum war machtlos, das Fürstentum allgewaltig geworden. Und dem großen Ludwig XIV., der sich als alles belebende Sonne brüstete, es gleich zu thun, gelüstete bald auch kleine Fürsten.

In Folge der Entwertung des Grundeigentums ward es dem Herzog leicht, viel Grund und Boden zu erwerben, den er dem Land nicht einverleibte, sondern als Privateigentum ansah und bewirtschaftete. Hierdurch wurde er Stifter des Kammerschreibereiguts (Hofkammerguts).

Der Herzog war so glücklich, unter seinen Räten kenntnisreiche und berufstreue Diener zu besitzen, denen die Wohlfahrt des Landes aufrichtig am Herzen lag. Dergleichen Männer waren Nik. Myler, der namentlich die Universität wieder emporhob, W. Bidembach und Dan. Imlin; dann der Dr. Jäger, dessen Menschenfreundlichkeit das Sprichwort aufbrachte: „Bist in Not, klag es dem Dr. Jäger". Ihnen hauptsächlich verdankte man die Wiederherstellung der Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung. Das Generalreskript vom 24. Mai 1663 suchte die Verrichtungen der geistlichen und weltlichen Beamten wieder in einen geregelten Gang zu bringen. Die Kanzleiordnung vom 1. Sept. 1663 verpflichtete die Kanzleiverwandten zu ehrbarem Wandel, „auch fleißiger Besuchung des Gottesdienstes und steter Berücksichtigung der Rechte und Gesetze des Landes." Andere Verordnungen aus dieser Zeit betreffen die Revision des Steuerwesens, das Hofgericht, den Tutelarrat, das

Forstwesen, den Bergbau, die Landesverteidigung. Zu letzterer gehörten alle wehrhaften Bürger unter 60 Jahren, die von Zeit zu Zeit geübt und gemustert werden sollten, während die jüngeren Scheiben schießen.

Eine Polizeiordnung sollte 1660 der übermäßigen Kleiderpracht steuern, sie verbot den Beamtenfrauen seidene Zeuge, den Bürgerfrauen die „kostbaren Frankfurter Häublein“ 2c. Schade nur, daß der Hof selbst französische Sitte einführte! Daher zeremonielle Formen den früheren naiven Verkehr des Fürsten mit dem Volk verdrängten. Ein kaiserliches Diplom erteilte dem Herzog 1664 das Prädikat „durchlauchtig“; seine Töchter, die „Fräulein“ hießen nun Prinzessinnen. — Die Kurbinnen (Kirchweihen) wurden 1664 schändlichen Mißbrauchs willen gänzlich abgestellt, 1687 wenigstens vom Sonntag ausgewiesen. Die Taxordnung von 1669 setzt den Preis von 100 Backsteinen auf 56 kr., ein Paar Pantoffeln auf 38 kr., eine Himmelbettlade auf 3 fl. 30 kr., eine Ochsenhaut auf 8 fl., den Macherlohn für einen Bauernkittel auf 10 kr. — Feuerspritzen (Wasserkünste), wie sie Ulm schon 1648 besaß, finden sich 1662 in Stuttgart und Cannstatt. Degen zu tragen wurde 1668 den Handwerksgesellen und Knechten verboten.

Sig. 46. Doppeldukate Eberhards III. (1650 zum Gedächtnis des hergestellten „westfälischen“ Friedens.)

Andere Verordnungen verbieten die Einfuhr fremden Weins, um den „Weinhandel, auf den doch des Fürstentums Nahrung fast allein gegründet“, emporzubringen, das Branntweinbrennen, die Ausfuhr des Flachses und Hanfs, die Einfuhr geringer Tücher und grobwolliger Schafe. Den Pfarrern wurde eifriges Studium, allen die Sonntagsfeier eingeschärft. Die allgemeine Schulpflicht galt seit 1649.

Pfarrer, die etwa zu Jak. Böhmes Lehre neigten, wurden in die „Bibel“ (ein Karzer in der Spitalkirche) gesteckt oder ganz entlassen. Wegen eines „nachdenklichen“ Kometen hielt man 1655 besondere Kometenpredigten. Das Eintauchen der Täuflinge wurde 1660 abgeschafft; und 1661 erschienen die biblischen Summarien, aus denen bis 1787 in den Vesperlektionen vorgelesen wurde. Auch der Schulen nahm sich die Regierung sorglich an; sämtliche Jugend wurde schulpflichtig, aber bis 1672 hatte man

nur an wenig Orten 1—2 Schultage in Sommerwochen, und die Schulmeister zwang die liebe Not, Spielleute, Schützen oder Gastwirte zu sein. Die Universität wurde treu gepflegt; im Stift fanden sich 1667 wieder 188 Studierende. Aber Händel unter den Professoren verscheuchten 1675 die fremden Studenten.

Eberhard schränkte den Aufwand am Hofe etwas ein, obwohl er immer eine ziemliche Anzahl von deutschen und französischen Jägern hielt; denn die wirtembergischen Fürsten wollten, als Reichsoberjägermeister, von jeher die Hirschhörner nicht umsonst in ihrem Wappen führen. Seine Gutmütigkeit verhütete jeden ernsthaften Streit mit den Ständen und seine Friedensliebe nach außen war wenigstens wohlgemeint. Sein Anschluß an die rheinische Allianz, welche von Frankreich, Schweden und einigen deutschen Fürsten geschlossen wurde (1660), war ein schlimmes Vorspiel, hatte aber zunächst keine nachteiligen Folgen für das Land. Natürlich war man von irgend welchem Vertrauen auf Österreich gründlich geheilt; was aber von Frankreich drohte, das die Reformierten im eigenen Lande verfolgte und doch den deutschen Protestanten immer so freundlich entgegenkam, ahnte man kaum. Während dort sich eine Großmacht straff organisierte, zersplitterte sich Deutschland immer mehr in seiner Kleinstaaterei. Doch half je und je ein plötzliches Ereignis die Deutschen mahnen, daß sie dennoch zusammengehören. Als die Türken 1663 dem Reich den Krieg ankündigten, wurden im ersten Schrecken die Türkenglocken (welche um 12 Uhr jedermann zum Gebet aufforderten) und Bußtage eingeführt. Den Schwaben, die bei St. Gotthard 2. Aug. 1664 mit dem Reichsheer die Türken besiegen halfen, gab Kaiser Leopold I. (1658—1705), der Ketzerfeind, das Zeugnis, „daß sie sich in den mit dem Erbfeind vorgegangenen Aktionen zu ihrem immerwährenden Ruhm und seinem gnädigsten Gefallen tapfer und wohl gehalten." Eberhard machte den Leichtsinn seiner Jugend durch die Sorge für sein tiefgesunkenes Land wieder einigermaßen gut. Er brachte zu Wirtemberg die Orte Ennabeuren, Gomaringen, Untereisisheim, Stetten im Remsthal, die Kommenthurei Winnenthal, Liebenstein,

Forstwesen, den Bergbau, die Landesverteidigung. Zu letzterer gehörten alle wehrhaften Bürger unter 60 Jahren, die von Zeit zu Zeit geübt und gemustert werden sollten, während die jüngeren Scheiben schießen.

Eine Polizeiordnung sollte 1660 der übermäßigen Kleiderpracht steuern, sie verbot den Beamtenfrauen seidene Zeuge, den Bürgerfrauen die „kostbaren Frankfurter Häublein“ 2c. Schade nur, daß der Hof selbst französische Sitte einführte! Daher zeremonielle Formen den früheren naiven Verkehr des Fürsten mit dem Volk verdrängten. Ein kaiserliches Diplom erteilte dem Herzog 1664 das Prädikat „durchlauchtig“; seine Töchter, die „Fräulein“ hießen nun Prinzessinnen. — Die Kurbinnen (Kirchweihen) wurden 1664 schändlichen Mißbrauchs willen gänzlich abgestellt, 1687 wenigstens vom Sonntag ausgewiesen. Die Taxordnung von 1669 setzt den Preis von 100 Backsteinen auf 56 kr., ein Paar Pantoffeln auf 38 kr., eine Himmelbettlade auf 3 fl. 30 kr., eine Ochsenhaut auf 8 fl., den Macherlohn für einen Bauernkittel auf 10 kr. — Feuerspritzen (Wasserkünste), wie sie Ulm schon 1648 besaß, finden sich 1662 in Stuttgart und Cannstatt. Degen zu tragen wurde 1668 den Handwerksgesellen und Knechten verboten.

Fig. 46. Doppeldukate Eberhards III. (1660 zum Gedächtnis des hergestellten „westfälischen“ Friedens.)

Andere Verordnungen verbieten die Einfuhr fremden Weins, um den „Weinhandel, auf den doch des Fürstentums Nahrung fast allein gegründet“, emporzubringen, das Branntweinbrennen, die Ausfuhr des Flachses und Hanfs, die Einfuhr geringer Tücher und grobwolliger Schafe. Den Pfarrern wurde eifriges Studium, allen die Sonntagsfeier eingeschärft. Die allgemeine Schulpflicht galt seit 1649.

Pfarrer, die etwa zu Jak. Böhmes Lehre neigten, wurden in die „Bibel“ (ein Karzer in der Spitalkirche) gesteckt oder ganz entlassen. Wegen eines „nachdenklichen“ Kometen hielt man 1655 besondere Kometenpredigten. Das Eintauchen der Täuflinge wurde 1660 abgeschafft; und 1661 erschienen die biblischen Summarien, aus denen bis 1787 in den Vesperlektionen vorgelesen wurde. Auch der Schulen nahm sich die Regierung sorglich an; sämtliche Jugend wurde schulpflichtig, aber bis 1672 hatte man

bis nach Franken vordrang, ungestraft verheeren lassen. Durch solche Brandschatzungen, Truppenmärsche und drückende Winterquartiere stieg in Zeit von vier Jahren der Kriegsschaden der Neutralität auf mehr als 1100000 fl. Gegenüber von andern deutschen Fürsten, die ungescheut das Vaterland verrieten, verdiente der Herzog das Zeugnis des Kaisers: „er habe bei den jetzigen Läufen für die gemeine Wohlfahrt des Reichs einen sonderbaren und vorzüglichen Eifer bewiesen"; dieser versprach auch, ihn mit neuen Winterquartieren zu verschonen, was eben ein Kanzleitrost war. Schade, daß der kluge Fürst, der wegen seiner Leutseligkeit und Gerechtigkeit beliebt war, nicht länger lebte. Er bereitete unter aller Unruhe das Jubelfest der Universität vor, der er 1675 zu einem botanischen Garten verholfen hatte, als ihn ein Schlag in Hirsau wegraffte 23. Juni 1677. Er hinterließ einen Säugling und seine edle Gemahlin Magdalena Sibylle, die in den nachfolgenden Kriegszeiten dem ganzen Land eine wohlmeinende Versorgerin geworden und bis zu ihrem überaus seligen Tod (1712) eine „Mutter in Israel, Fürbitterin und Säule des Landes" geblieben ist. Sie schrieb geistliche Lieder und „das mit Jesu gekreuzigte Herz".

Fig. 47. Münze auf die Hochzeit Wilhelm Ludwigs mit Magdalene Sibylle (1674).

Des Herzogs Bruder Ludwig, als Rektor, feierte dann 22. Okt. 1677 das Jubiläum der Universität mit Reden in 13 Sprachen. „Zu einer Zeit, da täglich viel 1000 Menschen ins Elend verjagt vor unsern Häusern und Fenstern uns um ein Stücklein Brot anflehen! Aber welche Halsstarrigkeit, wider die Gesetze und Ordnungen der Hochschule zu sündigen, welche als Glocken ohne Schwengel da hangen, nach denen der größte Teil nichts fragt! Daher Gebet und Thränen die Waffen der Kirche sind zu diesen schrecklichen, mit Feuer und Schwert bis an unser Land grassierenden blutigen Zeiten. Gebe Gott, daß diese Universität sei und bleibe ein Abel im wirtembergischen Israel, die friedsame Mutter, ein Kiriath Sepher, Bücher- und Schreibstatt."

Fig. 48. Herzogin Magdalena Sibylla.

14. Eberhard Ludwig. 1677—1733.

Mit der Mutter übernahm der Oheim Friedrich Karl die Vormundschaft über den unmündigen Prinzen. Das Land war noch immer von Durchmärschen geplagt; an den Grenzorten streiften auch plündernde Scharen, und nicht alle Bauern wußten sich so rasch und nachdrücklich zu helfen wie der Schultheiß in Baiersbronn, der August 1678 seine Leute sammelte und dem österreichischen Hauptmann Slotzky nebst seinen 200 Reitern so kräftigen Widerstand leistete, daß nur wenige entkamen. Zwar schloß der Kaiser Februar 1679 in Nymwegen Frieden mit den Franzosen; aber man hatte noch viele Not, bis man die fremden Kriegsscharen aus dem Lande hinausbrachte. Da kam immer wieder das alte Lied, daß der Herzog die Stände zum System des miles perpetuus (stehendes Heer) bekehren wollte und Geld verlangte, die Stände sich beklagten, dann bewilligten und der Herzog die Abstellung der Landesbeschwerden versprach.

Sein erstes Regiment, im langen weißgrauen Rock, schon mit Bajonetten an der Muskete bewaffnet, nahm 1683 Teil am Entsatz des belagerten Wien. In den Quartieren wurde es schmählich vernachläßigt, so daß alljährlich viel Ersatzmannschaft nachrücken mußte, wenn auch zuletzt ein Feldscher jeder Kompagnie beigegeben wurde. Schwaben erstürmten 1686 Ofen und drangen 6. Sept. 1688 beim Sturm auf Belgrad zuerst ins Kastell ein. Die Zurückkehrenden führten die ersten Zwetschgenbäume im Lande ein. Zwei andere Regimenter gab der Herzog dem Freistaat Venedig in Sold 1687, um im Peloponnes gegen die Türken zu fechten.

Indessen trat Ludwig XIV. mitten im Frieden mit der Forderung auf, die deutschen Herrschaften und Reichsstädte im Elsaß gehören zu seinem Besitz, und ohne vorher den Beweis zu führen, ließ er sie auch sogleich samt Mömpelgard 2c. besetzen 1680. Er wußte, daß er sich bei der elenden Verfassung des deutschen Reichs alles erlauben dürfe. Der Reichstag war seit 1663 gar nicht mehr auseinander gegangen und zu einer beständigen Ministerversammlung geworden. Durch die Uneinigkeit der Reichs-

stände, den fortwährenden Streit der Privatinteressen und die unbeholfene Förmlichkeit jener Zeit wurden alle Unterhandlungen so ins Lange und Breite gezogen, daß man nichts zu Ende bringen konnte; gewöhnlich brach der Winter an, ehe man über den Herbstfeldzug entschieden hatte. Unerhört schien doch die Frechheit Frankreichs; aber bei den Unterhandlungen in Frankfurt, zu denen sich Ludwig XIV. herbeiließ, stritten die Reichsstände wieder über Bagatelle, und während die Franzosen sich des schönen Straßburgs bemächtigten, zankten die deutschen Minister darüber, ob man an einem langen oder viereckigen Tische, ob auf grünem oder rotem Sessel sitzen solle (1681). Ebenso stritt man sich im schwäbischen Kreistag zu Ulm, wo 99 Herren unter den Großmächten Wirtemberg und Konstanz ihre Ansprüche geltend machten. Endlich kam es 15. August 1684 zu einem Waffenstillstand auf 20 Jahre, und während dieser Zeit durfte Frankreich alles Eroberte behalten. Diese unglückselige Nachgiebigkeit hatten besonders seine nächsten Nachbarn schwer zu büßen. Denn sobald es dem Könige gefiel, ergriff er die Waffen wieder und schickte seine Räuberhorden unter Montclar und Melac nach Schwaben herüber, wo man an keinen Einfall dachte, indem die Truppen in Ungarn und Morea standen.

Im Oktober 1688 drangen die Franzosen, kaum 1500 Mann stark, in Wirtemberg ein, indem sie die Brücke von Laufen besetzten und überallhin Requisitionsschreiben sandten. Die Bürger in Heilbronn wehrten sich trefflich, aber der Rat ließ die Franzosen ein. Nun hätten die Soldaten aus Österreich noch eintreffen können, allein Bayern verwehrte ihnen den Durchmarsch und zwang sie zum Umweg über Böhmen. Am 3. Dezember wurde dem General Montclar der Asberg übergeben, wogegen er Stuttgart zu schonen versprach. Dafür wurde Cannstatt auf den Grund verderbt, Eßlingen von Melac mit seinen zauberischen Hunden ausgesogen, jedes Zeughaus geleert und „das ganze Kreuzabc mit jedem Dorfe durchbuchstabiert.“ Dann gings nach Tübingen, dem aber Professor J. Ostan-

ders Geistesgegenwart und Gewandtheit eine gnädige Behandlung verschaffte.

Dieser unterhandelte im feindlichen Lager mit dem General **Pinçonnel**, bis er sich die Plünderung der Stadt durch eine Geldsumme abkaufen ließ. Ein außerordentlicher Mann dieser Ostander. Er wurde nacheinander schwedischer Hofmeister in Paris, Ephorus, Generaladjutant, Professor der griechischen Sprache, Kommandant von Tübingen, Prälat zu Königsbronn und Hirsau, Konsistorialdirektor und Geheimerrat; Karl XII. hätte ihn fast zum schwedischen Kriegsrat gemacht. Die Tübinger belohnten ihn für seine sonderlichen Dienste in diesem Dez. mit 12 Speziesthalern.

Melac war indessen über Geislingen nach Schorndorf gezogen. Schon war der Stadtrat bereit die Festung zu übergeben, da eilten die Bürgerinnen von der Frau des Bürgermeisters Künkele angeführt, mit Ofengabeln und allerlei Kuchel- und Stallgewehr herbei, drohten ihren Männern, sie totzuschlagen, und bewachten sie 60 Stunden lang auf der Ratsstube, bis der Mannesmut erwachte. Ihren Widerstand wußte der wackere Kommandant Krumhaar dann so zu leiten, daß Melac 14. Dezember abziehen mußte. Ähnlich ging es ihm vor Göppingen: die Weiber wehrten sich am Thomastag gegen die Kontribution hartnäckig, bis der Sukkurs über die Alb her eintraf. Ärgerlich darüber ging Montclar auf Stuttgart los, drang 20. Dezember nach zweistündigem Widerstand der Bürger in die Stadt ein und ließ sie ungeachtet seines Versprechens plündern. Friedrich Karl hatte sich mit dem Erbprinzen nach Bayern geflüchtet, während die Herzoginwitwe mutig in der Stadt aushielt und ihr dadurch größeren Jammer ersparte. Nun endlich kam 23. Dezember der Herzog mit seinem kleinen Heer und Landsturm, „anzusehen als ein Löw, der zum Raub eilet", worauf die Franzosen, Dörfer verbrennend, eilig aus dem Lande zogen, dem sie 900000 fl. geraubt, Mauern und Festungswerke gesprengt hatten.

Ludwig XIV. hatte befohlen, Stuttgart und die übrigen Städte niederzubrennen; glücklicherweise ließen sich seine Generale bestechen. Die Bauern setzten dem Franzosenhäuflein nach und nahmen ihm noch etliche Beute ab, „kaputierten" auch manchen Verlaufenen. Aber auch die Hilfstruppen, die nun im Lande lagerten, kosteten

viel Geld und waren mehr eine Plage als ein Schutz. Die zerstörte Feste Asberg diente fortan als Staatsgefängnis.

Erst am 14. Februar 1689 erklärte das langmütige Reich den Franzosen den Krieg. Friedrich Karl beschloß, eine tüchtige Wehrverfassung im Lande einzurichten und zu diesem Ende eine „regulierte Landmiliz" aufzustellen; aber die Landstände wollten nicht daran, weil es dem unfürdenklichen Herkommen stracks zuwider sei. Erst als der Kaiser befahl, gaben sie nach, unter Verwahrung ihrer Rechte. Der Herzog warb nun Regimenter an, zwei zu Pferd und drei zu Fuß, und mischte die 5500 Mann Landmiliz mit den geworbenen Knechten. Aber schon das erste Gefecht bei Speier zeigte ihm die Unzuverläßigkeit seiner gezwungenen Leute, und noch schlimmer ging es ihm bei Ötisheim, wo er sein festes Lager bezogen hatte. Denn als seine ungeübten Soldaten das französische Heer unter de Lorges erblicklen, ergriffen sie das Hasenpanier und ließen ihn im Stich, so daß er genötigt war, sich gefangen zu geben 17. September 1692. Nun drangen die Franzosen wieder ins Land; Knittlingen, Vaihingen, Liebenzell wurden geplündert, Calw und Zavelstein verbrannt und auch das prächtige Kloster Hirsau, das so vielen Stürmen getrotzt hatte, sank 20. Sept. in Asche.

Die Gefangenschaft des Regenten war den Räten und Ständen nicht ganz unbequem: beide ergriffen gern die Gelegenheit, dem jungen Erbprinzen die Regierung zu übertragen; als daher Friedrich Karl Januar 1693 aus der Gefangenschaft zurückkam, fand er seinen Platz besetzt. Das wollte ihm nicht behagen; aber der Kaiser hatte einmal sein Wort gegeben und nahm es nicht mehr zurück. Fünf Jahre darauf starb Friedrich Karl im Schloß zu Winnenthal. So manche Fehler er auch machte, war er im ganzen doch ein kräftiger Regent, dem wir die Erhebung des Pädagogiums in Stuttgart zu einem Gymnasium (1685) u. a. zu danken haben.

Nicht 17 Jahre war Eberhard Ludwig alt, als er 20. Februar 1693 die Regierung antrat. Der Krieg war

noch nicht zu Ende, und abermals wurde das wehrlose Wirtemberg von den Franzosen, welche der tapfere Prinz Ludwig von Baden nicht aufhalten konnte, überschwemmt. Sie besetzten das ganze Unterland und mißhandelten es so, daß man froh war, sie durch einen Brandschatzungsvertrag vom 30. Juli mit 400000 Thaler aus dem Lande hinauszubringen, ehe es vollends zur Wüste wurde. Die Städte Beilstein, Marbach, Backnang, Vaihingen, Winnenden nebst 37 andern Orten waren ganz zerstört. Aber auch nach dem Vertrag wurde fortgeplündert und erpreßt, so daß der August allein einen Schaden von 2 Millionen Gulden ergab. Die Bevölkerung des Landes, die sich wieder auf 450000 Seelen gehoben hatte, war abermals auf 300000 herabgesunken. Die 14 wirtembergischen Prälaten, Beamte und andere Ehrenmänner, welche statt der vertragsmäßigen 6 mit den Franzosen als Geisel gehen mußten, wurden in Frankreich schmählich behandelt und in dumpfe Kerker gesteckt, bis die Brandschatzungssumme vollends abbezahlt war. Als 1697 der Ryswicker Friede geschlossen wurde, hatte Wirtemberg über 8 Millionen Gulden eingebüßt. Das sind die Wohlthaten, welche die Franzosen unserem Vaterlande erwiesen, ohne daß man ihnen etwas zu Leide gethan hatte! Und doch blieben die Deutschen so blind, daß sie es nicht zur Vereinigung gegen sie brachten, sondern von diesen Mordbrennern ihre sogenannte Bildung holten, d. h. französische Leichtfertigkeit und Aufklärung.

Die Entvölkerung des Landes kam 3000 französischen Waldensern zu gut, die wegen ihres Glaubens sich aus ihrer Heimat in den piemontesischen Thälern hatten flüchten müssen, und denen 1699 im verwüsteten Nordwesten des Landes Wohnplätze angewiesen wurden. Man hatte allmählich die Scheu vor Reformierten etwas verloren. Ihnen verdankt man die Einführung der Kartoffeln in Wirtemberg, ohne die wir jetzt gar nicht mehr existieren könnten; und der Mann, der sie 1701 zuerst anpflanzte, war ihr Pfarrer und General H. Arnaud († 1721). Doch hatte

schon 1595 ein Helfensteiner Graf die Pflanze in seinem Garten zu Wiesensteig.

Daß Wirtemberg im Frieden von 1697 zwar Mömpelgard, aber keinerlei Entschädigung erhielt, war wieder eine Frucht der kleinlichen Selbstsucht der deutschen Stände, die das gemeinsame Vaterland schmählich vernachläßigten und sich von den Franzosen überlisten ließen; d. h. es fehlte ihnen weniger an Verstand als an Selbstverleugnung und Gemeinsinn. Von diesen Fehlern war auch der junge Herzog nicht freizusprechen. Er that zwar manches für die Wiederherstellung des Wohlstandes; aber er vermehrte zugleich den Aufwand, stiftete den ersten wirtembergischen Orden (des St. Hubertus) 1702, hielt eine kostbare Leibgarde, welche von keiner in Europa übertroffen wurde, wollte auch trotz den ernstlichen Vorstellungen der Stände in der Friedenszeit seine Truppen nicht entlassen. Der Streit darüber zog sich hin, bis der Krieg abermals ausbrach und das Land wehrlos fand. — Als am 1. Nov. 1700 der kinderlose König von Spanien starb, erhob sich zwischen Österreich und Frankreich der Streit über das Erbe. Bayern hielt zu Frankreich und nahm noch im Frieden durch Überrumpelung der Wache am Gänsthor das sorglose, reiche und feste Ulm ein 8. September 1702, „um seine Grenzen besser zu decken." Eberhard Ludwig aber schloß sich an Österreich an, ließ Land auf Land ab die Werbetrommel schlagen und stellte Regimenter auf, die er teils selbst ins Feld führte, teils in den Dienst der Niederlande gab. Sie fochten trefflich am Rhein, Donau, Mosel und in Flandern; damit hörte das Milizsystem auf und er selbst wurde vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant ernannt.

Das that er, obwohl die Landschaft allen Ernstes davon abriet: „Wenn der Herzog wider ihr Verhoffen mit der thätlichen Prozedur fortfahren würde, müßten sie es dem lieben Gott und der Zeit in Geduld dermalen befehlen, wollten aber der Nachkommen wegen sich unterthänigst verwahrt haben." Der Herzog eroberte zwar das feste Lager bei Dietfurt, konnte aber die Vereinigung der Franzosen und Bayern, welche Mai 1703 bei Tuttlingen bewerkstelligt wurde, nicht verhüten. Tuttlingen und Münsingen wurden von den Feinden arg mitgenommen.

Den Feldzug von 1704 eröffnete Eberhard Ludwig mit einigen glücklichen Thaten; und als nun auch ein englisches Heer den Kaiserlichen zu Hilfe kam, wurde der Krieg nach Bayern gespielt. Am 13. Juni traten im Lamm zu Großheppach Prinz Eugen, Markgraf Ludwig von Baden und Marlborough zusammen, den Plan zu dem neuen Feldzug zu entwerfen. Die Verschanzungen auf dem Schellenberg wurden 2. Juli erstürmt, wobei sich Eberhard Ludwig ritterlich hielt, und am 13. August erlitt die französisch-bayrische Armee bei Hochstädt eine totale Niederlage. Eberhard Ludwig und Prinz Karl Rudolph hatten sich selbst tief ins Handgemenge gewagt und großen Ruhm ihrer Tapferkeit davon getragen.

Nun kapitulierte Ulm und Pf. Wollaib dankte Gott in 2 Predigten, denen er den Spruch „Auf ihn, er ist von Ulm“ und das Schwarzweiß des Ulmer Wappens zu Grunde legte; die Stadt hatte in 2 Jahren 3 Mill. fl. verloren. Das „hartgedruckte, aber nicht unterdruckte Schwaben“ wurde von Feinden frei.

Allein das Blatt drehte sich wieder in Folge der Saumseligkeit der Deutschen. Marschall Villars fiel im Juni 1707 in Wirtemberg ein, eroberte Schorndorf und ließ das Land verheeren. Daß es nicht noch schlimmer wurde, verdankte man wieder der Herzogin Mutter, die durch eine Summe von 1¼ Millionen Gulden die Franzosen zum Abzug bewog. Doch blieb ein Rest im Lande sitzen und brandschatzte weiter, bis der Herzog sie 1712 bei Hornberg schlug. So belief sich der Schaden Wirtembergs seit 1702 auf 16 Millionen Gulden. Eberhard Ludwig strengte sich fortwährend für Österreich übermäßig an; aber der Friede zu Rastatt brachte 1714 keine Entschädigung für Wirtemberg, nicht einmal das im Krieg gewonnene Wiesensteig ließ sich behaupten.

Wie nötig wäre es gewesen, jetzt dem erschöpften Lande einige Ruhe und Erholung zu gönnen! Aber Eberhard Ludwig hatte keinen Sinn dafür. Er wollte seine Truppen auch nach dem Krieg nicht entlassen, stritt mit den Landständen unaufhörlich darüber und setzte es endlich 1714

auch durch, hauptsächlich mit Unterstützung des obenerwähnten Osiander, der sich damit wenig Dank vom Vaterlande erwarb. Sparens halber wurde 1716 ein Regiment an Österreich vermietet, von dessen 2500 Seelen etliche hundert 1718 aus Belgrad heimkehrten, so daß man sich hinfort vor dem „Teufelsland Ungarn wie vor dem Feuer" fürchtete. Von dort ging das Regiment nach Sizilien, wo es 1719 gegen die Spanier kämpfte. Seither hat Wirtemberg stehendes Militär, für das 1719 die ersten Kasernen erbaut wurden; ein Kriegsrat leitete die Sache seit 1730.

Auch das hätte das Land erschwingen können; aber der Herzog hatte wohl von seiner frommen Mutter her Geschmack für lebendige Predigt, nur war er nicht gemeint, ihr zu folgen. Sein Hofprediger Hedinger trat 1698 sein Amt an mit der Predigt: Menschentage habe ich nicht begehrt; er hat die Gewehre der Wachen zurückgedrängt und den Herzog von Zimmer zu Zimmer verfolgt, wenn es galt, eine schlimme Maßregel abzuwenden. Als sein Beichtkind am Sonntag ausfahren wollte, stellte er sich vor die Pferde und sprach: Wenn Ew. Durchlaucht mit einem Käpplein Bluts gedient ist, so fahren Sie zu! An Hedingers Grab († 1704) weinte der Kaplan Grammlich oft sein Amtsleid aus.

Der Fürst ließ sich 1707 von den Reizen eines armen mecklenburgischen Fräuleins von Grävenitz so bethören, daß er seine badische Gemahlin zur Scheidung zu bewegen suchte und, als sie fest blieb, sich mit dem Fräulein außer Lands trauen ließ und beim Kaiser ihre Erhebung in den Grafenstand betrieb. Als Landesbischof meinte er niemanden Rechenschaft schuldig zu sein. Den Diak. Zorer, der des Fräuleins Mutter nicht zum Abendmahl zuließ, setzte er 1708 als Hochverräter gefangen. Die geistliche Synode protestierte, Prälat Osiander warnte den Herzog in furchtlosem Eifer, und das Konsistorium erwiderte dem Hofkaplan Malblanc auf seine Anfrage, was er zu thun habe, wenn der Herzog zum Abendmahle gehen wollte: „er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Worten und Befehl nicht weichen, sondern thun, wie es einem gewissenhaften, rechten Theologen zustehe," worauf auch der Kaplan feststand. Aber der Herzog war wie bezaubert; als der Kaiser die Trennung befahl 1710, trieb er sich mit der heillosen

Gräfin in der Schweiz umher, ließ sie dann zum Schein mit einem Grafen von Würben trauen, der das Land meiden mußte und seine Gemahlin in Stuttgart zurückließ, so daß nun der Skandal je länger je ärger wurde. Volle zwanzig Jahre führte „die Hexe" eine unbeschränkte Herrschaft über Herzog und Land.

Die alten treuen Diener wurden weggeschafft, alle wichtigen Stellen mit Verwandten und Kreaturen der Gräfin besetzt, und wer ihr Widerstand leisten wollte, mit Kerker und Verbannung bestraft. Der Hofmarschall von Forstner, des Herzogs trauter Jugendfreund, entwich zuletzt dem Unwesen; dafür wurde ihm der Prozeß gemacht und er im Bilde gehenkt. Nach dem triumphierenden Heimgang der tiefgekränkten Herzogin Mutter 1712 wurde dem Herzog gepredigt: „Ach daß Seine Durchlaucht mit David sagen könnten: O Herr, ich bin dein Knecht, deiner Magd Sohn, du hast meine Bande zerrissen!" Dagegen geriet der Herzog in starke Versuchung, zum Katholizismus überzugehen, um den Vorwürfen der evangelischen Höfe über seine ehebrecherische Verbindung zu entgehen; allein treue Ratgeber brachten ihn wieder auf andere Gedanken. Die Gräfin verlangte sogar, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, worauf Osiander erwiderte, das geschehe bereits in der Bitte „Erlöse uns vom Übel!" Der fromme Urlsperger, von dem edlen A. H. Francke wegen Menschenfurcht getadelt, warf sich in einer Karfreitagspredigt 1718 so ritterlich ins Zeug, daß er zum Tod verurteilt wurde. Weil aber der Minister die Vollziehung verweigerte, kam er mit Amtsentsetzung davon. Auf ihren Betrieb mußte der Herzog ein geheimes Kabinet errichten, in dem sie selbst den Vorsitz führte. Der Herzog selbst konnte nichts thun, das sie nicht erfuhr; alle Briefe an ihn mußten vorher durch ihre Hände gehen. Alle Ämter wurden an Meistbietende verkauft, um zu der maßlosen Verschwendung die Mittel zu bekommen; und schon jetzt galt das Wort das 50 Jahre später Fr. C. von Moser schrieb: „Ehmals hieß es: Ihre Kaufleute sind Fürsten geworden; nun aber muß man sagen: Ihre Fürsten sind Kaufleute worden." Auch die Gerechtigkeit war feil; für Geld konnte man jeden Prozeß gewinnen, mitunter es auch vergeblich aufwenden. Einmal kam Einer und bot ihr 5000 Gulden für das Recht, eine Apotheke in Stuttgart zu errichten. Sie nahm das Geld, quittierte, schickte aber das Patent nicht. Der Mann kam wieder und mahnte. Die Gräfin wollte sich erst durch die Quittung überzeugen lassen, nahm diese mit und kam nicht wieder; der Mann bekam weder sein Geld noch ein Patent. Der Herzog schenkte der Gräfin außer Juwelen und Geld auch Güter, Höpfigheim, Gomaringen, Welzheim, Brenz, Gochsheim; andere kaufte sie selbst, und große Summen brachte

sie im Ausland in Sicherheit. Auch das Kirchengut wurde angegriffen und hatte nach des Herzogs Tode dritthalb Millionen an die Kammer zu fordern!

Aus allen Ländern strömten adelige u. a. Glücksjäger herbei, die sich an den kranken Körper des Landes als Blutegel ansetzten, um die letzten Reste von Wohlstand auszusaugen. Der Herzog hatte eine Gardeschwadron von berittenen Edelleuten, und sein Offizierskorps wimmelte von stolzen Namen aus aller Herren Ländern. Für die eingewanderten Abenteurer wurden neue Ämter geschaffen, Feste gefeiert, Jagden, Konzerte, Bälle, Maskeraden ohne Ende gehalten, und wenn auch das Geld ausging, irgend ein neuer Fleck aufgesucht, wo man noch einen Schröpfkopf ansetzen konnte. Französische Sitte und Mode herrschte unbeschränkt. Sogar eine neue Stadt baute der Herzog der Gräfin zu lieb, weil ihr die Herzogin ihren Platz im Stuttgarter Schloß nicht einräumen wollte; Ludwigsburg erstand mit seinem prächtigen Schlosse 1709, auf einem Boden, der größtenteils dem Kirchengut gehörte. Jedes Amt mußte auf eigene Kosten ein Haus in dieser Stadt erbauen; der Herzog erhob sie 1718 zur dritten Haupt- und Residenzstadt, schlug selbst seine Wohnung dort auf, lud auch Katholiken und Reformierte ein und versetzte selbst die Regierungsbehörden dahin, was für Stuttgart und das ganze Land große Nachteile brachte. Endlich nachdem die Gräfin den Herzog zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, gab er ihr den Abschied.

Er baute ihr noch 1728 das Schloß Freudenthal. Als ihm der ehrliche Preußenkönig bei einem Besuch in Ludwigsburg ans Gewissen redete, Aug. 1730, gingen ihm die Augen auf, und während er 1731 den Besuch in Berlin heimgab, ließ er die Hexe durch Militär beiseite schaffen. Zwei Jahre später mußte sie das Land räumen, doch nahm sie ein schönes Stück Geld mit. — In diese Zeit fällt auch die erste Auswanderung nach Nordamerika. Ein Pfarrer, der sich in Jakob Böhmes Schriften vertieft hatte, wanderte 1694 zu den Quäkern in Pennsylvanien. Anhänger der Inspirierten und notleidende Bauern, besonders nach dem kalten Winter 1708/9, folgten seiner Einladung; andere ließen sich nach Louisiana locken, obgleich der Herzog das Auswandern streng verbot.

Eberhard Ludwig söhnte sich zwar mit seiner Gemahlin wieder aus; aber bald darauf starb der Erbprinz kinderlos, und er selbst folgte ihm im Tode 31. Okt. 1733. Durch ihn kamen Freudenthal, Unter-Riexingen und anderes an Wirtemberg. Er hatte neben viel Energie und Tapferkeit eine Gutmütigkeit, die sich in unmittelbarer Berührung liebenswürdig zeigen konnte; als Staatsoberhaupt aber war er frivol und gewissenlos. Daß nicht bloß am Hofe, sondern auch unter dem Volk viele Laster im Schwange gingen, beweisen schon die wiederholten Verordnungen gegen übermäßige Kleiderpracht (1681), gegen Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Gotteslästerung, Fluchen, Schwören u. dgl. (1705, 1710, 1713 ff.); als wollte man der naheliegenden Meinung vorbeugen, daß, was am Hofe geschehe, auch dem Volke erlaubt sei. Doch ist Hof und Volk noch wohl zu unterscheiden; die Kirche blühte gerade jetzt auf unter trefflichen Vorstehern. Von Brenz bis Ch. Wölflin († 1688) hatten nach einander 7 Landpröpste sie geleitet; seit 1698 bekam das Konsistorium die Führung ihrer Angelegenheiten und darin saßen ausgezeichnete Männer. Auch fand das wahre Christentum Freunde und Vorbilder in den höchsten Kreisen, z. B. die Herzogin Magdalena Sibylla und Herzog Karl Rudolf von Wirtemberg-Neuenstadt. Eberhard Ludwigs Gewissen selbst blieb nicht ohne manchfache Rührungen. So kams zu mehreren heilsamen Einrichtungen in dieser traurigen Zeit.

Es erstand die geistliche Witwenkasse, das Waisenhaus 1710, die Unterstützung der malabarischen Mission durch eine Kollekte 1715, die von Spener empfohlene Konfirmation 1722. Schon 1680—1696 war die „Kinderlehre" eingeführt worden, weil man sich überzeugt hatte, wie unwissend das Volk noch sei; 1702 folgte ein Spruchbuch. 1729 erging die treffliche Schulordnung; darin wird geklagt: „viel Kinder haben ihr Lebenlang keine Bibel angesehen, wissen nicht, was es ist;" hinfort mußte jede Schule eine Bibel anschaffen aus dem Heiligen, daß der Schulmeister daraus vorlese. Dagegen wurden freilich auch 1715 die täglichen Betstunden abgestellt, während ein jährliches Karneval eingeführt wurde. Man suchte 1714 und 1719 den liturgischen Altargottesdienst der Hofkapelle allgemein zu machen, doch wurde er schon 1784 wieder ab-

geschafft. — Das erste Tagblatt, der Merkurius oder Stuttgarter Ordinari Chronik, erschien 1731 wöchentlich zweimal. Auch galt seit 1700 der verbesserte Kalender; und Stuttgart erhielt 1712 sein erstes Kaffeehaus. Der Neckar wurde von Cannstatt an schiffbar gemacht; die Post mußte an das Haus Taxis abgegeben werden, nachdem 1683 die erste Postchaise nach Heidelberg gefahren war.

Weil Böhmes Schriften da und dort Eingang fanden, wurde 1679 ein Pfarrer entlassen und männiglich vor dem Chiliasmus und Pietismus streng gewarnt. Dennoch fanden Privatversammlungen, wie sie Spener in Frankfurt und seine Freunde in Halle befürworteten, bald auch in Schwaben Nachahmung. Hebinger hielt solche in Stuttgart; Ulmer, die in Halle studierten, brachten einen gleichen Sinn mit nach Hause. In Tübingen hielt Dr. Reuchlin Erbauungsstunden in seinem Hause für Studierende, um das Bedürfnis der Gemeinschaft wie das der Belehrung zu befriedigen 1705. In Calw wurden solche von dem Vorsteher der Handels-Kompagnie, Mose Dörtenbach und seinem Hauslehrer M. Gmelin geleitet (1712); letzterer hatte schon auch einen separatistischen Zug. Bedeutenden Einfluß gewann besonders in Stuttgart der begabte Pfarrerssohn und Sattlergeselle J. F. Rock, später ein Haupt der Inspirierten. In Eßlingen entzweiten sich die Pfarrer über der Neuerung des Pietismus so sehr, daß 1709 wirtembergische Räte erbeten wurden, welche auch eine Versöhnung zuweg brachten. Das Konsistorium schickte Kommissionen nach Tübingen, Bottwar, Leonberg, Calw; einige Geistliche wurden des Landes verwiesen, nachdem man ihre Angriffe auf die Kirche, „die zur Hure geworden," lange getragen hatte. a. 1706 verbot man alle Separatisterei unter schwerer Strafe bis zur Landesverweisung, unterschied aber genau zwischen den „meist durch fremde und unberufene Läufer" (wie Rosenbach 1703) angefangenen Konventikeln und dem durch Teilnahme von Nachbarn und Freunden erweiterten Hausgottesdienst, sowie den durch Geistliche gehaltenen Erbauungsstunden, welche beide 1707 gestattet wurden.

Zeugnisse, wie das des Stadtrats in Calw, daß die Pietisten

„die besten, gehorsamsten und getreusten Unterthanen" seien, fanden eine gute Statt. Aug. Herm. Francke, der 1717 Schwaben durchreiste, wurde schon in Hall höchst ehrenhaft empfangen und freigehalten. Die Stadt gab ihm eine Abendkollation, bei der aber so getrunken wurde, daß der Professor bald aufbrach und dem Magistrat einen ehrlichen Verweis schrieb. Dafür wurde ihm gedankt, sein Verhalten habe zu besonderer Erbauung gedient. Ebenso dankten ihm die wirtt. Landstände feierlich für seine 21. Nov. 1717 in Stuttgart gehaltene Predigt, welcher auch der Hof samt der „Landhofmeisterin" angewohnt hatte. In Ulm zahlte ihm der Rat alle Kosten seines Aufenthalts, und nachdem ihn P. Funck in einer Predigt als Wolf unter Schafspelz und Lutheromastix angegriffen, durfte Francke zu seiner Rechtfertigung 16. Jan. 1718 im Münster vor 8000 Seelen predigen, der erste fremde Geistliche, welchem das erlaubt wurde. Über die Christtage fand er bei Prälat Bilfinger in Blaubeuren die herzlichste Aufnahme. In Augsburg sagte ein Jesuit von der Kanzel, man habe diesen großen, fast angebeteten Lehrer der Lutheraner kommen lassen, Buße zu predigen, weil das die andern Pfarrer nicht können, und um den Katholischen Abbruch zu thun. — Der große Joh. Albr. Bengel (1687—1752), der für das Verständnis des N. T. neue Bahnen brach und namentlich die Offenbarung erklärte, hatte bei seinem tiefen Blick in Gegenwart und Zukunft die rechte Geduld mit der verderbten Kirche, aber auch ein Herz für das Volk. Er sagte: „Ich begreife nicht, was man gegen die Privatversammlungen hat. Warum soll denn jeder für sich bleiben und fromm sein? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: gehet ja nicht miteinander, sondern je einer einen Büchsenschuß hinter dem Andern." Die Langmut, die er empfahl, wurde geübt und damit mancher schwärmerische Auswuchs verhindert. Ein vom Geheimerat Bilfinger entworfenes Generalreskript regelte 1743 diese Sache mit weiser Mäßigung.

Übrigens waren unter diesen Bewegungen Reformierte und Lutheraner einander vielfach näher gekommen, so daß die Tübinger J. Ch. Klemm und sein Schwager Ch. M. Pfaff 1719 sogar Unionsvorschläge machen konnten, die in Regensburg von den evangelischen Reichsständen beraten wurden, aber an der Festigkeit Kursachsens scheiterten. Die theologische Fakultät sprach sich indessen für Zinzendorf, welcher in der Brüdergemeine die Kirchenunterschiede überwand, aufs günstigste aus 1733 und rühmte die Nützlichkeit der Kirchenzucht und fester Gemeindeverfassung; in Tübingen wurde er auch ordiniert.

Steinhofer, Oetinger u. a. Schüler Bengels traten in nahe Verbindung mit dieser neuen Form regen Lebens, bis die auch in Herrnhut hervorbrechenden Mängel sie von deren Überschätzung zurückbrachten.

15. Karl Alexander. 1733–1737.

Da Eberhard Ludwig keinen Sohn hinterließ, so kam die Regierung an Karl Alexander, den Sohn jenes Winnenthalers (S. 238). Er war kaiserlicher Feldmarschall, Statthalter von Belgrad und Serbien, hatte schon im zwölften Jahre Heldenthaten verrichtet und den Ruhm großer Tapferkeit und Kriegskunst davongetragen.

Überhaupt waren um diese Zeit wirtembergische Prinzen in ganz Europa als Kriegshelden berühmt; fast in allen Schlachten fochten sie mit und mehrere starben auf dem Bett der Ehren, wie Magnus bei Wimpfen, Georg Friedrich bei der Belagerung von Kaschau, Friedrich Ludwig in der Schlacht bei Guastalla, Max Emanuel, der Heldenjüngling, der sich unter Karl XII. von Schweden hervorthat und nach der Schlacht von Poltawa, zwanzig Jahre alt, mit den Worten starb: „Ach Jesu, mach ein Ende!“ Ferdinand Wilhelm von Wirtemberg Neuenstadt (1659–1701) kämpfte für Österreich gegen Türken, 1690 mit Dänen gegen die Iren, als holländischer General gegen die Franzosen, als polnischer wider Türken und noch als dänischer 1700 gegen die Schweden.

Vor allen ragte doch Karl Alexander hervor, nur daß der arme Prinz den evangelischen Glauben verloren hatte. Im J. 1712, nachdem er sich umsonst vom ständischen Ausschuß eine Geldunterstützung erbeten, besuchte er zuerst durch Gold gelockt die Messe und trat, um eine Taxis zu heiraten, 1727 förmlich zur katholischen Kirche über. Sobald sich Aussicht zur Thronfolge eröffnete, und dann wieder bei seinem Regierungsantritt, erteilte er den Ständen die feierlichste Versicherung, daß er sämtliche Landesfreiheiten, namentlich den lutherischen Glauben, beschützen und im Religionszustande Wirtembergs die allermindeste Änderung nicht gestatten werde.

Nachdem er in Wien versprochen hatte, dem Kaiser Karl VI. 12000 Mann für den polnischen Erbfolgekrieg zu stellen, begrüßte er die Stuttgarter mit dem Wort:

Ich will selbst regieren; nahm Hunderte von Bittschriften mit eigener Hand an und beklagte die „entsetzlich großen Schindereien der letzten Zeit.“ Wie erfreute seine Zusage: „daß unter seiner Herrschaft schädliche Mißbräuche in der Staatsverwaltung nicht geduldet, sondern in allen Stücken ohne Schleich, Intriguen und Verwicklungen nach der altberühmten wirtembergischen Treu und Redlichkeit gehandelt werden möge.“ In allen Kirchen wurde verkündigt, wer Geld oder Geschenke für sein Amt habe erlegen müssen, solle es innerhalb acht Tagen ihm schriftlich anzeigen; er verbot auch den Supplikanten, vor ihm niederzuknieen, weil eine solche Ehrerbietung allein Gott gebühre. Bald aber war er der Schreibereien müde, mußte auch zum Krieg an den Rhein. Litt nun auch Wirtemberg von Durchzügen 1734, so blieb es doch mit Brandschatzungen verschont. Damals kamen die ersten russischen Truppen 1735 ins Land, deren Erscheinen den Frieden beschleunigte. Dem Herzog wars ein rechter Ernst: offen und uneigennützig, Feind jeder Verstellung, konnte er wohl Fehler begehen, aber wenn erkannt, auch wieder gut machen. Nur Widerspruch konnte er als Einer, der vom Krieg her strengen Gehorsam gewohnt gewesen, nicht dulden. Aber nachdem das Land 20 Jahre lang durch ein schlechtes Weib mißhandelt worden, wurde es nun ein jüdisches Land; denn Joseph Süß Oppenheimer war Herr darin drei Jahre lang und ihm beugte sich alles.

Es war, wie wenn durch ihn alle Greuel gerächt werden sollten, welche seit Jahrhunderten an den Juden begangen worden waren: man hatte sie als Schwämme betrachtet, welche die Säfte des Wohlstands einsogen, aber auch nach Belieben wieder ausgedrückt werden konnten, und über ihre Mißhandlung bis zum peinlichen Tode hatte sich Niemand ein Gewissen gemacht. Auch den „Jud Süß“ hat man oft zu scharf beurteilt. Der Herzog hatte ihn 1732 im Wildbad als pfiffigen Armeelieferanten kennen gelernt; derselbe schoß dem armen Prinzen als „künftigem Herzog“ Geld vor und half ihm dann von Frankfurt aus in etlichen Verlegenheiten. Er wurde deswegen nach Stuttgart berufen und nahm bald die Stelle des vertrautesten Rates ein, fand auch Gehilfen, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, um sich des Herzogs

völlig zu bemächtigen. Der arglose Fürst wurde von ihnen immer enger umgarnt; sie hatten seinen Charakter ausstudiert, stellten ihm alles so vor, wie er es gern haben wollte, schmeichelten dem gebieterischen Wesen des Kriegsmanns und wußten es so schlau einzurichten, daß er immer glauben mußte, seinen Vorteil wachsen zu sehen, während er nur ihrem Nutzen diente. Finanzminister oder irgend ein Minister war Süß nie, er gab bloß Räte, für deren Ausführung Christen verantwortlich waren; doch erhielt er das Recht, Judenschutzbriefe auszustellen.

Die Finanzkünste, durch welche Süß Geld zu verschaffen versprach, warfen sich zuerst auf die Münze. Innerhalb 9 Monaten ließ er 11 Millionen schlechtes Geld prägen, wobei er selbst den größten Profit einstrich; doch war das wirtembergische Geld noch das beste, das Deutschland damals hatte. Ein anderer einträglicher Handelszweig war: die Beamten mußten für das „Pardonieren" zahlen; ein dritter der Diensthandel; er wußte die Sache von einer Seite vorzustellen, die gar nichts Anstößiges zu haben schien, und so kehrten die Tage der Grävenitz wieder. Bloße Titel wurden in Menge verkauft und brachten bedeutende Summen ein, die sich zum Teil in den weiten Taschen des Juden verloren. Schlechte Beamte konnten sich von aller Strafe loskaufen und rechtliche wurden durch falsche Zeugen so in die Enge getrieben, daß sie sich genötigt sahen, durch eine Geldsumme sich ihre Stellen zu sichern. Alles war um Geld feil, auch die Gerechtigkeit; ein Fiskalatamt diente, „die Prozesse abzukürzen"; wenn einer, der zahlen konnte, sich der Gnade des Herzogs übergab, so wurde ihm das Recht zugesprochen, ob auch sein Unrecht am Tage lag; zahlte er nicht, so verlor er auch die gerechteste Sache.

Von all dem wußte der Herzog wenig; ihn hütete der Günstling mit tausend Augen, so daß Niemand im Stande war zu klagen. Oft brachte man eine ganze Menge von Befehlen auf einmal zur Durchsicht und Unterschrift vor den Herzog; der hatte dann weder Zeit noch Lust, alles zu prüfen, und unterschrieb oft ohne weiteres. Neue Steuern wurden ausgeschrieben, Taxen angesetzt, Handelsartikel wie Tabak, Holz, Leder zum Monopol gemacht, so daß man sie nur von der Regierung kaufen konnte; Kirchengut und Stiftungen mußten bedeutende Summen herbeischaffen. Süß selbst erhielt Zollfreiheit und durfte douceurs an-

nehmen; er trieb daneben einen Juwelenhandel, wobei er auch den Herzog betrog und schnell 200,000 Gulden gewann.

Auch als der Herzog zur Einsicht gelangte, daß er hintergangen werde, konnte er den unentbehrlich gewordenen Kerl nicht fortschicken; vielmehr erließ er, als derselbe um seinen Abschied gebeten, 12. Februar 1737 ein absolutorium: „daß jetzt und fürderhin der Geheime Finanzrat Süß in Ansehung seiner zu des Herzogs völligem, gnädigem Vergnügen geleisteten Dienste nie zur Verantwortung gezogen, noch ihm wegen je zuweilen empfangener Geschenke ein Vorwurf gemacht werden solle." Daher behandelte „die hebräische Exzellenz" selbst die vornehmsten Räte mit Verachtung und drohte leicht mit den entehrendsten Strafen. Sein Grundsatz war: „Weg mit Rechten, Freiheiten und Ständen! Der Herzog ist Herr und Alles, was die Unterthanen haben, gehört dem Herrn!" Er selbst aber lebte herrlich und in Freuden, hatte eine Menge Diener und Pferde, ein prächtiges Haus, und die Vornehmsten mußten es für eine Ehre halten, an seinem Tische zu sitzen, wo er besonders wilde Schweinsköpfe liebte; denn er nannte sich einen Volontär aller Religionen. Seine Landhusaren aber spürten das ganze Land aus.

Daß die Landschaft zu diesem allem sehr sauer sah, läßt sich denken; sie machte manche Faust im Sack und sprach mit dem Herzog manch ernstes Wort; aber dem alten General wurden die beständigen Einreden unbequem. Namentlich wehrten sich die Stände, als er Mittel zur Unterhaltung eines stehenden Militärs von 12000 Mann verlangte, mußten aber am Ende doch nachgeben. Vertraute, wie der katholische General von Remchingen, dessen Bruder in Rom thätig war, schütteten Öl ins Feuer und meinten, man müsse eben das Landhaus mit Soldaten umringen und die widerspenstigen Glieder der Landschaft verhaften. Nun wurden in der Stille mit dem klugen Bischof von Würzburg, Graf Schönborn, „dem großen Weltorakel," weitere Pläne entworfen.

Beim Militär lasen Patres die Messe, denn Ober- und Unter-

offiziere waren katholisch; das Land sollte aber jetzt in 12 militärische Obervogteien geteilt, jede mit Truppen belegt und von einem Offizier verwaltet werden, während man das Volk „wegen Wilddieberei" entwaffnete. Es hieß, der Bischof werde Hilfstruppen schicken, um die katholische Religion einzuführen; bereits seien ganze Kisten voll Rosenkränze, auch Munition und fremde Artillerie von Würzburg her unterwegs. Wie viel an der Sache war, läßt sich nicht mehr feststellen, weil nach dem Tode des Herzogs Remchingens Papiere durch einen Schornsteinfeger gestohlen und den Jesuiten zugestellt wurden. Der Pietismus mußte jetzt ein gefährliches Unkraut heißen; ein eifriger Pfarrer Kuhn wurde wegen seiner Erbauungsstunden zur Festungsarbeit verurteilt, seine Frau zum Ludwigsburger Arbeitshaus. Konsistorialräten, die sich seiner annahmen, drohte der Herzog mit der Festung. Umsomehr wurde von den Stillen gebetet. Gewiß ist, daß Süß, an dessen Sturz Remchingen arbeitete, jetzt fliehen wollte und selbst einmal die Landschaft warnte. Ein allgemeiner Buß- und Bettag wurde von der Kirchenbehörde angeordnet, da die Würzburger Soldaten von Mergentheim anrückten.

Am 12. März 1737 hatte der Herzog in Ludwigsburg noch einem Konzert angewohnt und mit dem Juden ein Spiel gemacht. Er hatte sich schon zur Reise gerüstet, denn in seiner Abwesenheit hoffte man leichter durchzudringen. Abends hatte ihn eine, durch eine Hinterpforte eingedrungene Deputation der Landschaft in Wut versetzt; nach halb zehn Uhr aber fühlte er Seitenstechen und ging auf sein Zimmer. Er bangt, ruft um Hilfe: „Herr Jesus, wie wird mir! Arznei her! Pater Kaspar her!" Der Kammerdiener ließ ihm schnell zur Ader; aber es liefen kaum noch einige Tropfen Bluts und mit den Worten: „Ich sterbe!" verschied Karl Alexander um 10 Uhr im 53. Lebensjahre an einem Schlagfluß. Der Herzog ist tot! rief der Zeremonienmeister in den Ballsaal hinein; alles stürmte auseinander. Von einem gewaltsamen Tode hat man bei der Öffnung nichts wahrgenommen, obwohl die Volkssage später viel davon zu erzählen wußte.

Das erste Zuchthaus (in Ludwigsburg) hat er 1736 gestiftet; ein Waisenhaus für Vagantenkinder ward damit verbunden. Bezeichnend ist auch die Errichtung einer Hofbank. Außerdem erschienen in diesen drei Jahren eine Menge von Verordnungen, bis auf die Scharfrichter herab.

Der älteste Sohn des Herzogs war erst neun Jahre alt; somit mußte eine vormundschaftliche Regierung angeordnet werden. Darüber war zuerst Streit zwischen dem Herzog Karl Rudolf (S. 245) und der verwitweten Herzogin, der aber so beigelegt wurde, daß Karl Rudolf die Regierung, die leichtlebige Herzogin aber die Erziehung der fürstlichen Kinder übernahm, die nun natürlich auch katholisch aufwuchsen, obwohl in einer Zeit, da die Macht des Papsttums merklich in Verfall kam. Das Testament des Verschiedenen wurde, auch in Wien, für ungiltig erklärt. Doch blieb der Grundsatz der Unteilbarkeit, den er darin zum unverbrüchlichen Gesetz machte, hinfort unangefochten.

Süß fuhr noch in der Schreckensnacht mit dem General von Röder nach Stuttgart, um der Herzogin den Todesfall zu melden. Allein der Zauber war gelöst, durch den er die Leute bisher in Furcht gebannt hatte; seine Gegner brachen nun los; als er aus dem Schloß trat, wurde er verhaftet, weil der Herzog das für den Fall seines Todes angeordnet hatte. Auch seine Helfershelfer und Mitstehler wurden festgesetzt, darunter der Regierungsrat Metz. Diesem schrieen die Gassenbuben, als Süß gefangen wurde, an den Fenstern hinauf: „O Metz! o Metz! Dein Sach steht letz!“ Der Jude entfloh einmal aus seiner Wohnung. Stadtreiter aber verfolgten ihn mit ihrem Major von Röder, der ihn bei Kornwestheim einholte. Man führte ihn 19. März wegen Bestechungsversuch nach Hohenneuffen, von da nach Asberg. Im Verhör sagte er, „er sei 39 Jahre alt und habe nie eine andere Passion gehabt, als mit großen Herren umzugehen; er sei Jude von Geburt, habe aber die Religion eines ehrlichen Mannes.“ Im Gefängnis benahm er sich bald feig verzagend, bald großsprecherisch trotzend. Zum Tode wurde er verurteilt weniger nach den Gesetzen, als durch die Volksstimme. Wie konnte auch ein Ausländer, der kein Amt bekleidete, des Majestätsverbrechens schuldig gefunden werden für Befehle, die alle von verantwortlichen Christen unterschrieben waren? Universitätskanzler Harpprecht erklärte, man könne ihm nur den Raub abnehmen und ihn verbannen. Allein der Herzog Vormünder unterzeichnete das Urteil mit der Bemerkung: ein seltenes Ereignis, daß ein Jude für Christenschelme die Zeche bezahlt! Der Arme betete und fluchte abwechselnd, als man ihn 4. Febr. 1738 auf den Richtplatz führte und am Goldmachergalgen in einem eigenen Käfig aufhenkte, der 2000 fl. kostete. Viel leichter kamen die Mitschuldigen und Mehrschuldigen davon, sie wurden des Landes verwiesen, d. h. nach Eßlingen. General Remchingen, der noch

bis zum 19. März den Oberbefehl hatte und dann erst verhaftet wurde, entfloh durch Jesuitenhilfe.

„Nur den Süßen ließ mans büßen.
Ist er gern bei großen Herrn Vornehm an dem Tisch gesessen,
Hat mit ihnen Kirschen gessen, Lassen sie ihm nun den Kern,
Werfen sie dem armen Tropf Nun die Steine an den Kopf.
An den Steinen kann mans lesen, Daß die Kirschen groß gewesen."

Am Sonntag vor seiner Hinrichtung predigte der edle G. Konr. Rieger über Matth. 20, 8: „Gute Arbeit gibt herrlichen Lohn;" er zeigte auch das Gegenstück davon, ergoß sich in ergreifender Fürbitte für den Verurteilten und gab allen, die unter ihm gelitten oder mit ihm gesündigt, die nötige Ermahnung.

Karl Rudolf war ein alter Herr von 71 Jahren, müde von den Leiden seiner kriegerischen Laufbahn, wo er für stich- und schußfest galt, obgleich er eine vor Negroponte erhaltene Kugel in der Lunge mit sich herumtrug. Er dankte bald ab Aug. 1738 und übergab die Regierung dem Herzog Karl Friedrich von Wirtemberg-Öls. Dessen erstes Geschäft bestand in den Verhandlungen mit dem Landtag, bei dessen Eröffnung Prälat Öchslin über 1 Kön. 8, 57 f. predigte und das Thema ausführte: „Das um einen nachdrücklichen Landtagssegen seufzende Wirtemberg." Die Stände hatten einen Haufen von Beschwerden vorzubringen: Die Juden sollten „mit Stump und Stiel" aus dem Lande geschafft, die Katholiken möglichst beschränkt, die Pietisten, Separatisten und andere Sektierer fortgeschafft, ärgerliche Kirchen- und Schuldiener abgesetzt, das Kirchengut besser geschont werden. Auch verlangten sie die Entlassung des stehenden Militärs, die Zurückgabe der den Unterthanen abgenommenen Gewehre, Abschaffung des Judengroschens und anderer Neuerungen, Einschränkung des Hofstaats, Verminderung der übermäßigen Fronen und namentlich des Gewilds, das unter den vorherigen Regierungen „so entsetzlich überhand genommen" habe. Die Regierung dagegen verlangte natürlich eine bedeutende Geldsumme und wollte sich weder zur Aufhebung des Militärs noch zur Abstellung anderer Beschwerden verstehen. Darüber entstand in der Kammer selbst Uneinigkeit; die gemäßigtere

Partei trug den Sieg davon. Die Stände übernahmen zwei Millionen Gulden, und der Herzog stellte viele Mißbräuche ab und versprach andere nach und nach aufzuheben. Die Versammlung ging im Frieden auseinander, nachdem Tafinger in seiner Schlußpredigt 19. Apr. 1739 über Ps. 85, 10 ff. vorgestellt hatte: „Das in der Hilfe Gottes erfreute Wirtemberg.“ So regierte Karl Friedrich mit seinem Geheimrat, dem trefflichen G. B. Bilfinger, über zufriedene Unterthanen, bis Karl Eugen volljährig wurde.

Obgleich die harten Winter 1731 und 32 volle 20000 Stück Schwarz- und Rotwild aufgerieben hatten, wurden doch 1737/38 in den Forsten 11470 Stück Edelwild und 8097 Sauen erlegt; und dennoch blieb noch eine Masse schädlichen Wilds übrig. Auf Einer Jagd hatte man 4000 Stück Edelwild und ebensoviel Schwarzwild getötet und 49000 M. dafür erlöst. Das Wild wurde aber bald darnach so frech, daß die Weinberge um Stuttgart unsicher wurden.

16. Karl Eugen. 1737—1793.

Dieser Fürst, vom Volk als „Karl Herzog“ gefeiert, war bis in sein achtes Jahr in Brüssel erzogen, seit 1736 aber in Stuttgart von Baron Segri in den Wissenschaften unterrichtet worden, in denen er, obwohl flüchtig und unfleißig, durch schnelle Fassungskraft und glückliches Gedächtnis gute Fortschritte machte. Auf Bilfingers Betrieb kam er 1741 mit seinen Brüdern nach Berlin, um sich unter den Augen des großen Friedrich II. auszubilden. Als aber die katholische Partei ihn von dem protestantischen Hofe weg wieder unter die Aufsicht der Herzogin Mutter zu bringen suchte, vermochte der König den Kaiser Karl VII. dazu, ihn schon im 16. Jahre für volljährig zu erklären. So hatte Wirtemberg abermals einen unreifen Jüngling zum Regenten.

Friedrich gab ihm einen Aufsatz voll weiser Räte mit: „Glauben Sie nicht, daß Wirtemberg für Sie da sei; seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen; setzen Sie daher stets sein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen; denn wenn Sie in so zartem Alter Ihre Lust dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie ihre Freude, ja die Bewunderung der Welt sein.“ Unterwegs verlobte sich der Herzog mit des Königs Nichte.

Bei seinem Regierungsantritt 1744 versprach Karl Eugen „als ein rechtschaffener wahrer Vater des Vaterlands treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen;“ und die Aussichten waren um so hoffnungsvoller, da so einsichtige und rechtschaffene Männer wie Bilfinger († 1750), Zech, Georgii im Geheimen Rat saßen und in der Landschaft der grundgescheide Joh. J. Moser. Der Herzog hielt sich auch wacker, abgesehen von tollen Jugendstreichen; er verminderte das Militär, erlaubte sich keine Eingriffe in die ständischen Rechte, ließ sich Abzüge an seinen Forderungen gefallen und that Manches für das Wohl des Landes.

Eine Witwen- und Waisenkasse, eine Wechselordnung, eine Kommunordnung kamen zustande; eine Landfeuerordnung verpflichtete 1752 jede größere Gemeinde zur Anschaffung einer Feuerspritze; dagegen scheiterte eine Brandversicherungskasse am hartnäckigen Widerstand der Landschaft, bis sie 1773 zustande kam. Nur nichts Neues! sagten namentlich die Prälaten bei allen patriotischen Anläufen der Moser und Konsorten. Am liebsten baute Karl, z. B. das neue Schloß 1746—60, das Opernhaus aus dem einstigen Lusthaus 1750. Er hatte sich 1748 in Baireuth vermählt und bereiste mit der Herzogin 1753 Italien, sah aber den Papst nicht, weil er sich nicht dazu verstehen konnte, ihm den Fuß zu küssen.

Aber im April 1755 wurde der sparsame Kammerpräsident von Hardenberg entlassen; und die unglückliche Veränderung in der Gesinnung des Herzogs, der nun selbst regierte, zeigte sich bald auch in andern Schritten des Fürsten, welcher sich nichts mehr sagen lassen wollte. Ein verschwenderisches ausschweifendes Leben riß am Hofe ein, und die üppigste Liederlichkeit ergoß sich über Stadt und Land; die brandenburgische Gemahlin verließ 1756 das Land, um vielfachen Kränkungen zu entgehen († 1780), und die wilden Leidenschaften des Herzogs brachen nun ungehindert los. Mit bezahlten Buhldirnen begnügte er sich nicht; manche ehrenhafte Tochter seiner Unterthanen mußte ihm ihre Unschuld zum Opfer bringen, und die Eltern schwiegen aus Furcht. Adelige und Offiziere traten jedes Recht mit Füßen. Vor Schildwachen mußte man den Hut abziehen wie vor dem Herzog; ein Kammerrat, der es

unterließ, bekam 25 Stockprügel. Schlechte Ratgeber, wie der Oberst Rieger, der talentvolle gewaltthätige Sohn des frommen Konr. Rieger, und der feine ränkesüchtige Graf Montmartin, der 1758 zum ersten Minister erhoben wurde, bemächtigten sich seiner und führten ihn, wie zwei böse Geister, immer tiefer abwärts. — Der siebenjährige Krieg brach aus (1756—63), und der Herzog, der sich gegen französische Subsidien zur Stellung von 6000 Mann verpflichtet hatte, war verlegen, weil er nur 2000 hatte. Die Entwürfe Riegers, der alles Fehlende herbeizuschaffen versprach, kamen ihm so erwünscht, daß er diesem unbeschränkte Vollmacht verlieh. Aber wie mißbrauchte er sie! Mit barbarischer Härte raubte man der Witwe ihren Sohn; man riß die Leute aus den Werkstätten, vom Pfluge hinweg, aus den Betten und aus den Kirchen, alles trotz des Protests der Stände. Die jungen Soldaten wurden schnell eingeübt; als sie aber abziehen sollten, erklärten sie, gegen den König von Preußen, den Beschützer des evangelischen Glaubens, ließen sie sich nicht führen; wurde doch in vielen Kirchen um dessen Sieg und um die Erleuchtung des Herzogs gebetet. Die Hälfte lief davon. Abermals mußten Tausende neuer Soldaten eingeliefert und Aufstände unterdrückt werden, ehe das Heer abziehen konnte. Als am 20. Juni 1757 die Truppen vor dem französischen Gesandten gemustert werden sollten, schrieen sie laut: lieber sich totschlagen lassen, als für Frankreich kämpfen; es kostete Mühe, die welschen Herzen vor ihrer Wut zu retten. 16 Rädelsführer wurden hingerichtet. Man kann sich denken, welche Heldenthaten solche Mannschaft verrichtete. In der Schlacht bei Leuthen 5. Dez. 1757 wurde sie in wilde Flucht geschlagen und kam, auf 1900 Mann herabgeschmolzen, in die Heimat zurück. Rieger brachte bald wieder neue 12 000 Mann zusammen, welche der Herzog selbst nach Hessen führte; er haßte nun wirklich seinen Erzieher, den Preußenkönig. Eben rüstete er sich zu einem Ball in Fulda 30. Nov. 1759, als plötzlich der Erbprinz von Braunschweig erschien und

sein Heer auseinanderjagte. Mühsam entkam Karl mit seiner Reiterei; sein Fußvolk aber ließ 1200 Gefangene zurück. Sein eigener Bruder Friedrich Eugen, der Preußen diente, nahm ihm 1760 bei Köthen 600 Jäger gefangen.

Mit Recht hieß man damals das Reichsheer das Reißausheer. Aber auch friedliche Unterthanen rissen jetzt aus; den Hunderten, die früher nach Amerika gewandert waren, folgten a. 1757 allein 6000 Wirtemberger.

Je mehr sich die Willkür des Herzogs steigerte, desto trotziger wurden seine Forderungen an den engern Ausschuß, bis er von der Landschaft unbegrenzten und unumschränkten Gehorsam verlangte. Das weckte endlich das Rechtsgefühl der Ausschußmitglieder. Als sie ihm aber 1758 die Ablieferung der geforderten Kriegsgelder verweigerten, ließ Karl das Landschaftshaus mit Militär besetzen, die Kasse erbrechen und das vorrätige Geld wegnehmen. Der durch und durch rechtschaffene Landschafts-Konsulent Moser, dem der Herzog noch im Juli 1756 eigenhändig schrieb: „Wollte Gott, es dächte ein jeder so patriotisch wie Er und ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl!“ wurde nun als Hauptursächer des Widerstands betrachtet; und da alle Versprechungen, Drohungen und Chikanen Montmartins nicht vermochten, die unbeugsame Redlichkeit des Mannes zu untergraben, wurde er 12. Juli 1759 ohne Untersuchung gefangen genommen und nach Hohentwiel geführt, wo er fünf Jahre lang im Kerker schmachten mußte.

Der Herzog, hieß es, habe diesen Mann, der sich durch sein unruhiges Betragen und seine affektierte Zaumlosigkeit in ganz Deutschland berüchtigt gemacht habe, außer Stand setzen müssen, weiteren Schaden zu thun. Man verbot ihm alle Schreibmaterialien, nahm ihm sogar das Bleistift. Welche Pein für einen Mann, der 500 Bände geschrieben hat! Aber ruhen konnte der thätige Geist nicht; er schrieb mit den Spitzen seiner Schuhschnallen, mit Schere und Lichtputze auf die weißen Stellen der Bibel und des Predigtbuchs, die man ihm gelassen, sowie auf die Wände seiner Stube über tausend geistliche Lieder. Seine Losung war: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen.“ Im Winter mußte er fast erfrieren; Gattin und Tochter starben

fern von ihm. Endlich am 25. Sept. 1764 wurde er nach Verwendung der Landstände und des Königs von Preußen, doch erst auf Befehl des Reichshofrats „von seiner Universität“ los und hat

Fig. 49. Johann Jakob Moser.

nachher noch lange in Stuttgart gewohnt; vom Herzog vielfach geehrt, starb er 1785, nachdem sein patriotischer Sohn, der darmstädtische Minister Fr. Karl v. Moser, eine ähnliche Verfolgung in Hessen erlitten hatte.

Während aber Rieger durch seine Geschicklichkeit, dem Herzog Geld zu verschaffen, bei diesem alles galt, ging Montmartin insgeheim damit um, diesen Günstling zu stürzen. Eine Zeitlang kämpften beide um den Alleinbesitz des Fürsten; endlich trug Montmartin den Sieg davon. Er wußte den Oberst durch Vorlegung eines Briefwechsels, den er mit dem preußischen General Kleist geführt haben sollte, beim Herzog anzuschwärzen, und als Rieger 28. Nov. 1762 auf die Parade kam, riß ihm der Herzog zornig den Orden herunter, Montmartin zerbrach ihm den Degen, und alsbald wurde der Entehrte im verschlossenen Wagen auf den Asberg geführt.

Er mußte dann auf Hohentwiel in einem finstern Loch vier Jahre zubringen, lange ohne einen Menschen zu sehen. Im Nov. 1767 kam er wieder los, mußte aber ins Ausland und kehrte erst 1772 ins Vaterland zurück. Der Herzog söhnte sich mit ihm aus, so gut dies möglich war, und machte ihn zum Kommandanten Asbergs (Fig. 50). Er kam mit verändertem Sinn aus seinem Kerker hervor, stand später mit Lavater, Ph. M. Hahn und andern Frommen in Verbindung und gab Gott die Ehre. Sein hartes, heftiges Temperament aber hat er nie ganz bezwungen. Seine Frau mußte oft nach der Schachtel laufen, in der sie den langen Bart seiner Gefangenschaft aufbewahrte; wenn er den sah, kam er wieder zur Besinnung († 1782).

Der siebenjährige Krieg hatte Wirtemberg über 8 Mill. fl. gekostet; aber das Heer wurde nicht entlassen, es diente zu Spielereien, Scheingefechten und Schauspielen. Der Hof zog Okt. 1764 vom murrenden Stuttgart nach Ludwigsburg und ward einer der glänzendsten in Europa; unter dem Adel, der dieser Sonne zuflog, waren 20 Fürsten und Reichsgrafen. Da gab es Marschälle, Kammerherren, Kammer- und Jagdjunker, Oberjägermeister, Wildmeister, Heiducken, Mohren, Läufer und Köche ohne Zahl. Die Verschwendung an kostbaren Livreen, ausgesuchten Pferden, Opern und Konzerten, Jagden und Feuerwerken war ungeheuer. Die ersten Künstler und Virtuosen wurden berufen, der Balletmeister Vestris kostete in 18 Monaten 40 000 fl., der Kapellmeister Jomelli seine 8000; und der Kirchenrat mußte diese Musiker, Sänger und Tänzer zahlen, gleichsam als Kirchenmusik.

Auf einer Hofjagd in Degerloch wurden 1763 über 5000 Stück Wild (darunter 2 Gemsen, 2 Wölfe, 1 Luchs) zusammengetrieben und gezwungen, sich in einen künstlich angelegten See zu stürzen, um nach Belieben geschossen zu werden. Da 15 000 Zuschauer sich

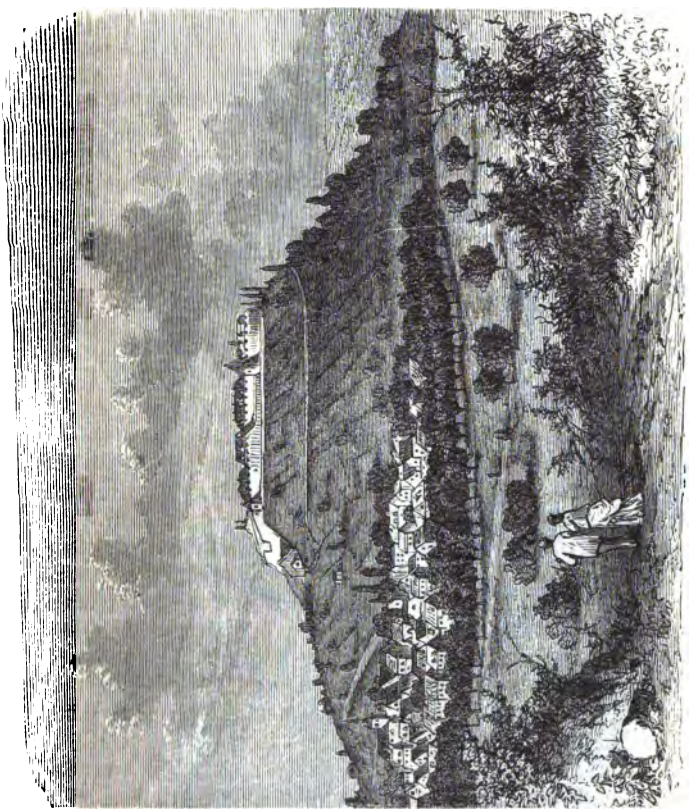


Fig. 50. Hohenasperg.

eingefunden, mußte ein ganzes Bataillon die Ordnung aufrecht erhalten. Die Dörfer mußten Hunderte von Wagen, Tausende von Pferden und Männern stellen. Ein prächtiges Fest zu sehen, reiste man wohl von Paris nach Stuttgart; ein solches kostete

Während aber Rieger durch seine Geschicklichkeit, dem Herzog Geld zu verschaffen, bei diesem alles galt, ging Montmartin insgeheim damit um, diesen Günstling zu stürzen. Eine Zeitlang kämpften beide um den Alleinbesitz des Fürsten; endlich trug Montmartin den Sieg davon. Er wußte den Oberst durch Vorlegung eines Briefwechsels, den er mit dem preußischen General Kleist geführt haben sollte, beim Herzog anzuschwärzen, und als Rieger 28. Nov. 1762 auf die Parade kam, riß ihm der Herzog zornig den Orden herunter, Montmartin zerbrach ihm den Degen, und alsbald wurde der Entehrte im verschlossenen Wagen auf den Asberg geführt.

Er mußte dann auf Hohentwiel in einem finstern Loch vier Jahre zubringen, lange ohne einen Menschen zu sehen. Im Nov. 1767 kam er wieder los, mußte aber ins Ausland und kehrte erst 1772 ins Vaterland zurück. Der Herzog söhnte sich mit ihm aus, so gut dies möglich war, und machte ihn zum Kommandanten Asbergs (Fig. 50). Er kam mit verändertem Sinn aus seinem Kerker hervor, stand später mit Lavater, Ph. M. Hahn und andern Frommen in Verbindung und gab Gott die Ehre. Sein hartes, heftiges Temperament aber hat er nie ganz bezwungen. Seine Frau mußte oft nach der Schachtel laufen, in der sie den langen Bart seiner Gefangenschaft aufbewahrte; wenn er den sah, kam er wieder zur Besinnung († 1782).

Der siebenjährige Krieg hatte Wirtemberg über 8 Mill. fl. gekostet; aber das Heer wurde nicht entlassen, es diente zu Spielereien, Scheingefechten und Schauspielen. Der Hof zog Okt. 1764 vom murrenden Stuttgart nach Ludwigsburg und ward einer der glänzendsten in Europa; unter dem Adel, der dieser Sonne zuflog, waren 20 Fürsten und Reichsgrafen. Da gab es Marschälle, Kammerherren, Kammer- und Jagdjunker, Oberjägermeister, Wildmeister, Heiducken, Mohren, Läufer und Köche ohne Zahl. Die Verschwendung an kostbaren Livreen, ausgesuchten Pferden, Opern und Konzerten, Jagden und Feuerwerken war ungeheuer. Die ersten Künstler und Virtuosen wurden berufen, der Balletmeister Vestris kostete in 18 Monaten 40 000 fl., der Kapellmeister Jomelli seine 8000; und der Kirchenrat mußte diese Musiker, Sänger und Tänzer zahlen, gleichsam als Kirchenmusik.

Auf einer Hofjagd in Degerloch wurden 1763 über 5000 Stück Wild (darunter 2 Gemsen, 2 Wölfe, 1 Luchs) zusammengetrieben und gezwungen, sich in einen künstlich angelegten See zu stürzen, um nach Belieben geschossen zu werden. Da 15 000 Zuschauer sich

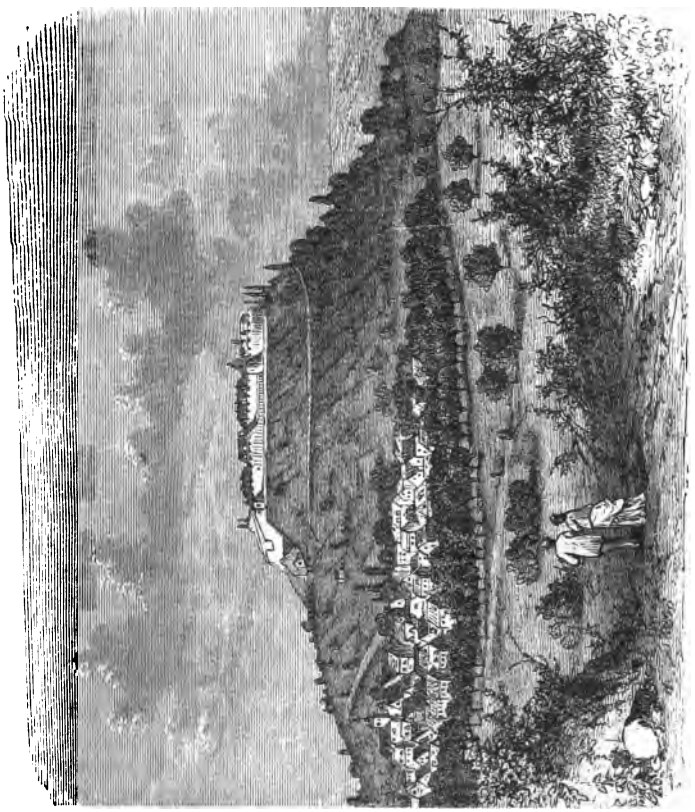


Fig. 50. Hohenasperg.

eingefunden, mußte ein ganzes Bataillon die Ordnung aufrecht erhalten. Die Dörfer mußten Hunderte von Wagen, Tausende von Pferden und Männern stellen. Ein prächtiges Fest zu sehen reiste man wohl von Paris nach Stuttgart; ein solches kostete

Während aber Rieger durch seine Geschicklichkeit, dem Herzog Geld zu verschaffen, bei diesem alles galt, ging Montmartin insgeheim damit um, diesen Günstling zu stürzen. Eine Zeitlang kämpften beide um den Alleinbesitz des Fürsten; endlich trug Montmartin den Sieg davon. Er wußte den Oberst durch Vorlegung eines Briefwechsels, den er mit dem preußischen General Kleist geführt haben sollte, beim Herzog anzuschwärzen, und als Rieger 28. Nov. 1762 auf die Parade kam, riß ihm der Herzog zornig den Orden herunter, Montmartin zerbrach ihm den Degen, und alsbald wurde der Entehrte im verschlossenen Wagen auf den Asberg geführt.

Er mußte dann auf Hohentwiel in einem finstern Loch vier Jahre zubringen, lange ohne einen Menschen zu sehen. Im Nov. 1767 kam er wieder los, mußte aber ins Ausland und kehrte erst 1772 ins Vaterland zurück. Der Herzog söhnte sich mit ihm aus, so gut dies möglich war, und machte ihn zum Kommandanten Asbergs (Fig. 50). Er kam mit verändertem Sinn aus seinem Kerker hervor, stand später mit Lavater, Ph. M. Hahn und andern Frommen in Verbindung und gab Gott die Ehre. Sein hartes, heftiges Temperament aber hat er nie ganz bezwungen. Seine Frau mußte oft nach der Schachtel laufen, in der sie den langen Bart seiner Gefangenschaft aufbewahrte; wenn er den sah, kam er wieder zur Besinnung († 1782).

Der siebenjährige Krieg hatte Wirtemberg über 8 Mill. fl. gekostet; aber das Heer wurde nicht entlassen, es diente zu Spielereien, Scheingefechten und Schauspielen. Der Hof zog Okt. 1764 vom murrenden Stuttgart nach Ludwigsburg und ward einer der glänzendsten in Europa; unter dem Adel, der dieser Sonne zuflog, waren 20 Fürsten und Reichsgrafen. Da gab es Marschälle, Kammerherren, Kammer- und Jagdjunker, Oberjägermeister, Wildmeister, Heiducken, Mohren, Läufer und Köche ohne Zahl. Die Verschwendung an kostbaren Livreen, ausgesuchten Pferden, Opern und Konzerten, Jagden und Feuerwerken war ungeheuer. Die ersten Künstler und Virtuosen wurden berufen, der Balletmeister Vestris kostete in 18 Monaten 40 000 fl., der Kapellmeister Jomelli seine 8000; und der Kirchenrat mußte diese Musiker, Sänger und Tänzer zahlen, gleichsam als Kirchenmusik.

Auf einer Hofjagd in Degerloch wurden 1763 über 5000 Stück Wild (darunter 2 Gemsen, 2 Wölfe, 1 Luchs) zusammengetrieben und gezwungen, sich in einen künstlich angelegten See zu stürzen, um nach Belieben geschossen zu werden. Da 15 000 Zuschauer sich

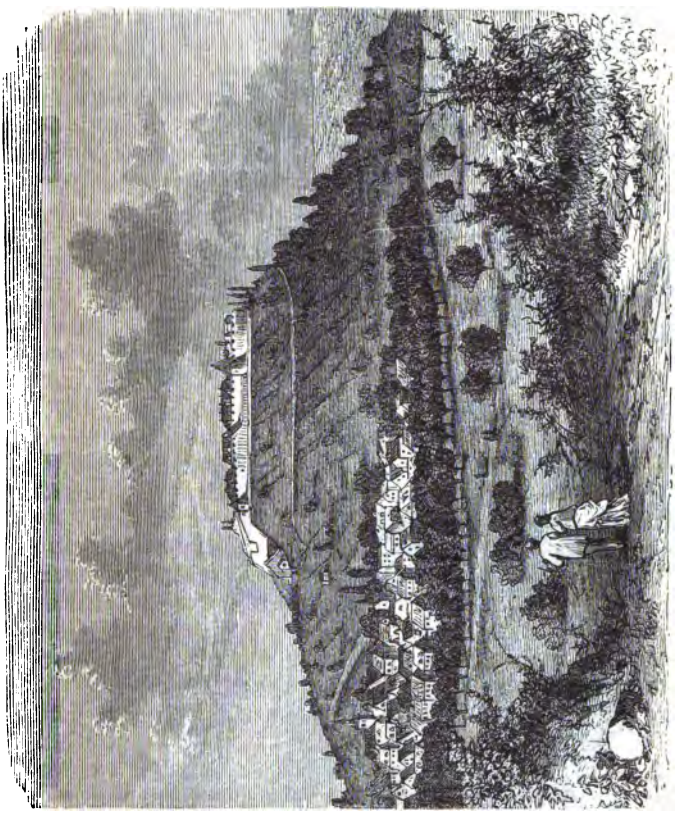


Fig. 80. Hohenasberg.

eingefunden, mußte ein ganzes Bataillon die Ordnung aufrecht erhalten. Die Dörfer mußten Hunderte von Wagen, Tausende von Pferden und Männern stellen. Ein prächtiges Fest zu sehen, reiste man wohl von Paris nach Stuttgart; ein solches kostete oft

Fig. 51. Herzog Karls Jagdvergnügen.

die Summe von 150000 fl. — Reisen wie 1761 nach Venedig verschlangen horrendes Geld. Dazu kamen noch Bauten wie das niedliche Monrepos, die 1763 in größter Eile und doch für die Ungeduld des Herzogs zu langsam aufgerichtete Solitüde, woran Tausende Sommer und Winter fortarbeiten mußten, die Bauern sogar während der Ernte. Wasserteiche mußten auf die Berge und blühende Gärten in den Winter gezaubert werden. Schauspielhäuser wurden in Stuttgart, Ludwigsburg und Grafeneck aufgeführt; endlich, da dem Herzog bald alles wieder entleidete, erstand 1772 das prächtige Schloß Hohenheim (vgl. Fig. 52).

Durch so maßlosen Aufwand des zügellosen Fürsten wurde das ganze Land mit unerträglichen Lasten beladen. Und nachdem Moser beseitigt war, sprach der Herzog offen aus, daß die Verfassung nichts tauge, nur noch der Wille des Fürsten solle „tiefniedrigst zu verehren" sein. Gegen die gewaltsamen Aushebungen, die Fronen, den Wildschaden, die Erpressungen war nirgends Schutz zu finden. Da taucht noch ein dritter Dämon des Herzogs auf, der sächsische Korporal und Gerbergeselle Wittleber, der die Menschen zu schinden wußte wie einst der Jud und das Kebsweib, und es damit bis zum Kirchenratsdirektor brachte. Der richtete für Montmartin den frechsten Diensthandel ein. Die Gunst des Herzogs zu gewinnen, raubte er dem Kirchengut in kurzer Zeit 547066 fl.; er errichtete in Ludwigsburg einen förmlichen Kramladen, wo Ämter aller Art, auch unnötig geschaffene, auch bloße Gemeindeämter, Nachtwächterdienste 2c. an den Meistbietenden verkauft wurden.

Wo das Geld herkam, war dem Herzog einerlei; so trugen seine Handlanger noch viel weniger Bedenken, jede Kasse zu öffnen, in der man etwas vorfinden konnte, mochten sie nun den rechten Schlüssel dazu haben oder nicht. Ob ein unbärtiger Junge eine Oberamtei, ein Dummkopf eine Ratsstelle, ein Dieb eine Kassenverwaltung bekam, das war dem Wittleber ganz gleich, wenn sie nur gut zahlten. Erhielt er doch 10 Prozent vom Erlös und betrog noch den Herzog, wo und wie er konnte. Die Beamten aber mochten vom Volk herauspressen, was sie für ihre Stellen bezahlt hatten. Auch das Lotto bestahl seit 1762 die Unterthanen um ihre Heller und ihre Sittlichkeit; die Ziehung wurde zum Hohn im Landhaus vorgenommen, nachdem der Landschaft umsonst zugemutet worden war, 200 Lose selbst zu nehmen.

Das letzte Projekt, das Montmartin aufbrachte, um Geld herauszuschlagen, war eine Einkommens- und Vermögenssteuer. Als er aber diese dem Geheimen Rat vorlegte und die Unterschriften verlangte, weigerten sich Georgii und Renz d. ä. entschieden und nahmen ihre Entlassung; die Stände beklagten sich über den Herzog in Wien und bei den Königen von England, Preußen und Dänemark. Der neue Steuerplan wurde indessen den Oberamtleuten vorgelegt und ihre Meinung darüber verlangt. Oberamtmann Huber in Tübingen war freimütig genug, ihn zu verwerfen, und die Tübinger Amtsversammlung ihm nach. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" fuhr der Herzog die Abgeordneten an, die sich auf die Rechte des Vaterlands beriefen. Aber dem Beispiel Tübingens folgten Sulz, Stuttgart, Calw u. a. Städte, und bald verbreitete sich der Widerstand durchs ganze Land, bis der Herzog den Plan fallen ließ. Ja sogar gegen die alte Steuer wehrte man sich jetzt; sie mußte durch militärische Exekution eingezogen werden. Zwei Fußregimenter und Grenadiere zu Pferd wurden 1764 in Tübingen einquartiert, und Huber samt drei Magistratspersonen hatte sechs Monate auf dem Asberg zu sitzen.

Nun war aber auch die Geduld erschöpft. Der Ausschuß, dessen Schritte der gewandte Prälat Fischer lenkte, schrieb 30. Juli 1764 dem Kaiser, in welches Elend das verfassungswidrige Benehmen des Herzogs Land und Leute gestürzt habe. Die Könige von Preußen, Dänemark und England unterstützten die Klage und am 6. Sept. erschien ein Schreiben vom Reichshofrat, welches den Herzog anwies, Moser freizulassen und sich mit dem Landtag gütlich zu vergleichen. Die Landstände wurden nun berufen, Jahre lang wurde unterhandelt, während der Prozeß bei dem Reichshofrat seinen Gang fortging; aber erst 27. Febr. 1770 kam der Erbvergleich zustande, der die unsäglich hartnäckigen Streitigkeiten für den Augenblick abschloß. Die Regierung erkannte an, es gebe

kein die Rechte der Unterthanen wahrendes Gesetz, das nicht empfindlich verletzt sei. Der Vergleich setzte sämtliche Landesverträge wieder in Kraft, sorgte für Herstellung der kirchlichen Rechte und des Kirchenguts, beschränkte das Militär auf 4000 Mann, versprach eine vertragsmäßige Verwaltung des Kammerguts, die Abstellung der Forstbeschwerden, sowie die Aufhebung vieler Mißbräuche, die haufenweise eingerissen waren. Dafür übernahm die Landschaft 8 Millionen Privatschulden des Herzogs und machte ihm ein Extrageschenk, ungeachtet es ein Teurungsjahr war. Der Kaiser bestätigte diesen Vergleich, für den England, Dänemark und Preußen die Garantie übernahmen. Montmartin hatte Mai 1766 seine Entlassung erhalten, so doch, daß er noch bis 1773 den Herzog beriet. Auch der heillose Wittleder, an dem manche wirtembergische Faust gern das Gerberhandwerk geübt hätte, mußte weichen, nachdem ihm der Herzog noch 36 000 fl. abgenommen.

Der Erbvergleich hatte enorme Summen gekostet; der Ausschuß verwendete nur unter dem Titel „Prozeßkosten" aus der Landschaftskasse, die „geheime Truche" genannt, anderthalb Millionen Gulden. Aber nachdem mit dem Herzog gerechnet war, so kam nun die Reihe, untersucht zu werden, auch an den engeren Ausschuß selbst, der die Arbeiten der Landschaft 27 Jahre allein und sehr eigenmächtig betrieben hatte. Er hatte ja das Recht der Selbsterganzung, die wichtigsten Angelegenheiten wurden aber als Familiensache völlig geheim, sogar ohne Protokoll abgemacht. Die Prälaten Reuß, Oetinger, Faber und der Abgeordnete Dann von Tübingen trugen darauf an, man solle nun auch die Gebrechen der Landschaft untersuchen, und verlangten die Wiederberufung Mosers. Aber wie beleidigte das den Ausschuß, wie schimpfte er jetzt über den Märtyrer Moser! Der Antrag wurde verworfen, jene vier Ehrenmänner verfolgte man und ließ nicht nach, bis Dann, der Unbestechliche, verdrängt war.

Ein neuer Streit erhob sich wider den Herzog. Er wollte die Mißbräuche nicht abschaffen, bevor ihm die

Landschaft die versprochene Summe bewilligt hätte; und die Landschaft wollte kein Geld geben, ehe er den Beschwerden abhälfe. So verzog sich die Ausführung des Erbvergleichs und liefen immer neue Klagen ein über gewaltsame Aushebungen, Wildschaden und andere Nichterfüllungen der feierlichen Zusagen. Die Stände sahen sich genötigt, wiederholte Beschwerden beim Kaiser einzureichen, und der Herzog versprach alles Gute; wenn er es aber halten sollte, machte er neue Forderungen.

Sein guter Nachbar Karl Friedrich von Baden wunderte sich nur, daß der Herzog ebenso ernstlich trachte sein Land zu ruinieren, wie er der Markgraf sich bemühe, das seine glücklich zu machen; und doch kommen sie beide nicht zu ihrem Ziele!

Nachdem der Landtag entlassen war, herrschte der Ausschuß wieder allein; er setzte durch, daß kein neuer gewählt wurde. Was aus der „geheimen Truche" für stille Unterhandlungen ausgegeben wurde, oder wie viel davon in die Hände der Ausschußmitglieder kam, ließ sich nicht genau ermitteln. Die Haushaltung des Ausschusses war sehr kostbar und verbrauchte bloß an Wein jährlich siebzig Eimer. Daher wurde es Brauch, keine öffentliche Rechenschaft abzulegen. Dagegen brachte er es durch fortwährende Geldverwilligungen an den Herzog dahin, daß er, statt bloß Vorschläge zu machen, jetzt mitregieren durfte. Weil aber damals das Revolutionieren von oben herab in vielen Ländern an der Tagesordnung war, galt Karl bei Fernerstehenden für einen genialen Fortschrittler, den man ordentlich bedauerte, daß er in allen Planen von der Landschaft gehindert werde; diese mußte das Unglück Wirtembergs heißen, ein Verein „der trotzigsten Köpfe, nur bedacht, die weitreichenden Unternehmungen des Hofs zu genieren und sich sovielmöglich der Novität zu widersetzen." Daran war etwas wahres.

Doch war der Herzog besonnener geworden; daher ihm die rauschende Pracht des Hoflebens zu entleiden begann. Mehr zur Stille neigte auch seine Franziska, die er nach Lösung ihrer ersten Ehe 1772 Freundin nannte,

dann als Reichsgräfin 1785 ehelichte und 1786 zur Herzogin machte. (Erst 1791 hat der Papst diese Ehe anerkannt.) Das hohe Paar reiste viel, um allerlei Erziehungsanstalten zu sehen, und versuchte sich an Erziehungsplanen für die Jugend. „Franzel" wußte Karl durch Anmut und Geschmeidigkeit, wie sicheren Takt zu fesseln, hielt ihn von manchen Gewaltthaten ab, beförderte manche gute Anstalt und war bis an ihr Lebensende (1811) eine Wohlthäterin der Armen.

Die Jubelfeier seiner Universität, zu deren Rektor sich der Herzog 1775 hatte machen lassen, beging er Okt. 1777 mit großem Glanz. Nachdem Reden in 11 Sprachen gehalten waren (arabisch, syrisch, samaritanisch 2c.), sagte Karl der hoffnungsvollen Jugend: „Ich, der ich den Trieb der Rechtschaffenheit weit kostbarer schätze als alles Irdische, als allen Glanz der mich umgibt, werde euch, so lang mir Gott noch Leben und Kräfte geben wird, mit landesväterlicher Rechtschaffenheit belohnen und eure Versorgung auf Rechtschaffenheit bauen." In einer strengeren Rede sprach er den Jünglingen des Stifts „als der gute und der scharfe Vater" ans Gewissen. — Er versuchte sich auch in eigener Weise an der Erziehung von Erwachsenen. Da war der ausländische Dichter und Zeitungsschreiber Schubart, der gespottet hatte: „Als Dionys von Syrakus aufhören muß Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein;" sein Witz hatte auch die Kaiserin und Rom nicht geschont. Ihn ließ Karl aus ulmischem Gebiet weglocken und setzte ihn 1777 auf dem Asberg 10 Jahre unverhört gefangen. Jahrelang durfte er keine Briefe bekommen, noch weitere Jahre lang die Seinen nicht sehen. Umsonst verwendeten sich Lavater, Göthe, Klopstock, Reichsstädte und Universitäten für ihn. Endlich 1785 durfte er Gattin und Kinder wieder sehen, und nachdem preußischer Einfluß ihn befreit hatte, ernannte der Herzog den gebrochenen Mann zum Theaterdirektor und Hofdichter. Immerhin wirkten jetzt Vorbilder wie der große Fritz und Joseph II. auf den Herzog. Kaiser Joseph besuchte ihn 1777 in Stuttgart (und gewann tüchtige Kolonisten für sein neuerworbenes Galizien).

Nach schwerem Seelenkampf ließ Karl an seinem fünfzigsten Geburtstag (11. Febr. 1778) ein Reskript von allen Kanzeln ablesen, darin er erklärte: er wolle das Beste des Landes. „Maßen wir aber Menschen sind und von dem so vorzüglichen Grade der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch für das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als

daß aus Schwachheit, nicht genugsamer Kenntnis u. a.

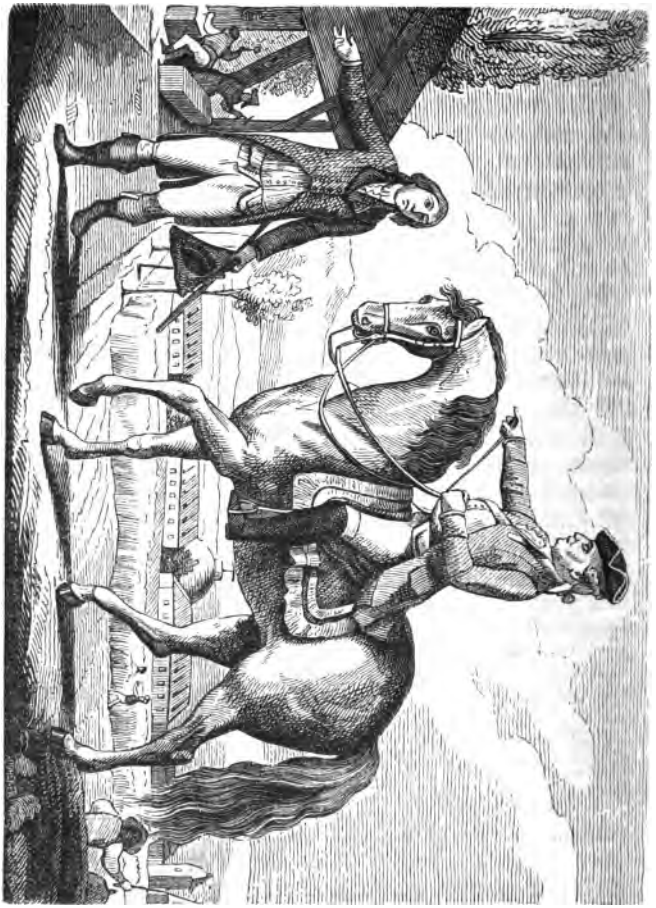


Fig. 52. Herzog Karl in Hohenheim. Nach der alten Zeichnung von Hofmaler Heideloff.

Umständen sich viele Ereignisse begeben, die wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere

Wendung genommen hätten. Das Wohl unserer Unterthanen, die pünktlichste Ausübung der Gerechtigkeit 2c. dies alles soll mit unserm zweiten Geburtstag auch in uns neu geboren werden." Ein solch freimütiges Geständnis abzulegen sei eine Pflicht, die besonders den Gesalbten der Erde heilig sein müsse. Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens. „Wie getrost muß jeder Unterthan leben, wenn er in seinem Landesherrn einen sorgenden treuen Vater verehren kann."

17. Karl Eugens letzte Zeit. 1778—1793.

Daß er ein Mensch und also etwas unvollkommen sei, bewies der Herzog noch oft genug. Wenn er jetzt auch fleißig arbeitete, das Land bereiste, jedes Dorf besuchte und die Beamten überraschte, hörte doch die Willkürherrschaft nicht auf. Noch 1786 verkaufte er tausend Soldaten an die Holländer, die nach dem Kap und Batavia eingeschifft wurden und größtenteils nicht wieder kamen. Auch der Diensthandel dauerte trotz der feierlichsten Zusicherungen, trotz der jährlichen 20 000 fl., die der Ausschuß für die Aufhebung zahlte, bis zum Tod des Herzogs fort; ebenso die Beschwerden über Wildschaden und andere Beeinträchtigung der Unterthanen.

Nachdem der Großfürst Paul die Nichte des Herzogs geehlicht hatte, wurden Sept. 1782 noch einmal rauschende Festlichkeiten gefeiert, welche Hunderttausende verschlangen. Wie viel besser wären diese für den Wiederaufbau der abgebrannten Städte Neuenbürg und Göppingen zu verwenden gewesen! Damals trieb man auf der Solitude 6000 Hirsche zusammen. Umsonst stellte die Landschaft dem Herzog vor, wie der Druck der Jagd und des Militärwesens so viele aus dem Lande treibe. Endlich 1790 wurde allgemeiner Abschuß des Wildes angeordnet, da denn in zwei Jahren über 11000 Stück erlegt wurden. Am Militär aber sparte man zuletzt so übermäßig, daß man 1792 kaum 3000 Mann zusammenbrachte.

Bei all dem aber geschah doch viel für die Verbesserung der Polizei und Rechtspflege, wie für Förderung der Gewerbe und des Handels, dem die neuen Kunststraßen willkommen waren, auch der Landwirtschaft, wie z. B.

jetzt erst der Klee aufkam. Der Herzog nahm sich aller Geschäfte eifrig an, gab jede Woche Audienzen, zu denen auch die Geringsten freien Zutritt hatten, und die Gabe der Popularität besaß er in vollem Maß. Der Wohlstand stieg zusehends mit der zunehmenden Sicherheit des Besitzes. Als letzter Rest organisierten Räuberwesens wurde 1787 der Hannikel mit seiner Bande in Sulz hingerichtet.

Besonders viel that Karl für die Beförderung der Künste und Wissenschaften; und darin half ihm fleißig sein „Franzele". Er gründete 1765 die öffentliche Bibliothek, die er beständig mehrte, z. B. durch eine einzigartige Bibelsammlung. Sein Hof galt jetzt für „ganz philosophisch". a. 1770 gründete er eine Pflanzschule auf der Solitude, die 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt und 1781 als hohe Karlsschule vom Kaiser zur Universität erhoben wurde; er besetzte sie in allen Fächern der Wissenschaft und schönen Künste mit ausgezeichneten Lehrern. Berühmte Männer fast aus allen Ländern Europas haben da ihre erste Bildung erhalten und ihren Ruf weit verbreitet.

Karl wünschte zunächst Offiziere, Kameralisten und Forstwirte zu bilden, später auch Juristen, Mediziner, Künstler und Kaufleute. Nebenher suchte er auch wohlfeileres Personal für sein Theater zu gewinnen; so sollte Dannecker zuerst ein Tänzer werden. Es wurden hier mehr Fächer gelehrt (theologische allein ausgenommen) als auf irgend einer Universität, doch stand die Schule im Geruch eines glaubensgefährlichen Libertinismus. Eine Demoiselleschule ward ihr zur Seite gestellt. Wie G. Schwab sagt, gingen aus der Karlsakademie auch verdorbene Halbgenies, frivole Freigeister und kleinliche Tyrannen hervor. „Gründliche Wissenschaftlichkeit und seichte Aufklärung, edle Thätigkeit und unruhige Gewaltthätigkeit, selbstbewußte Kraft und eitle Selbstüberschätzung verbreiteten sich in einem Doppelstrome befruchtend und verderbend über das Land." — Die erste Realschule wurde 1783 von Dekan Klemm in Nürtingen gegründet, das sich ja auch der ersten Lateinschule rühmen darf (S. 126).

Mit der Aufklärung, der Karl zuneigte, kam viel falsches Licht, mit der Bildung viel Verbildung. Allenthalben gährte es; der verschrieene Aberglaube mischte sich oft wunderlich mit dem modernen Unglauben. Freimaurer

Fig. 53. Herzog Karl Eugen. Nach einem Kupferstich.

warben 1765 unter den Studenten in Tübingen und errichteten eine Loge in Stuttgart 1777. In seiner Hofkapelle führte Karl die deutsche Messe und zeitgemäße Lieder ein, wählte sich auch freisinnige Mönche zu Hofpredigern. Solche waren B. M. von Werkmeister 1784 und Eulogius Schneider 1786. Schon schwärmten manche Jünglinge in Stuttgart und Tübingen für Menschenrechte, für die amerikanische Republik, für die französischen Freiheitsideen.

Als Schneider Hofprediger wurde, verlangte der Herzog, daß ihm die Wahrheit von der Kanzel verkündigt werde. Da aber schon in die erste Predigt Rousseaus Ansicht vom Ursprung der Herrschergewalt verwoben wurde, entsetzte sich Karl. Schneider ging bald ab und wurde einer der wütendsten Jakobiner in Straßburg. — In Wiblingen wurde 1776 der letzte Ketzer hingerichtet. — Der Pfarrerssohn von Oberholzheim, C. M. Wieland (1733—1813), wurde Theaterdirektor in Biberach, ahmte erst dem Klopstock nach, wuchs aber dann zum beliebtesten Dichter in Kreisen heran, welchen französische Formgewandtheit und Schlüpfrigkeit willkommen war. Haltlose Genies wie Ch. D. Schubart (1739—91) schwankten zwischen Sinnlichkeit und Andacht hin und her. Der Stuttgarter Prof. Haug gab 1774 die erste belletristische Zeitschrift „die gelehrten Ergötzlichkeiten" heraus; dem Schönen zu huldigen wurde nun Mode. Höher schwang sich der Regimentsmedikus J. F. Ch. Schiller, der 1781 durch „die Räuber" Rumor machte und dem Verlangen des Herzogs, alle seine künftigen Werke dem väterlichen Erzieher zur Durchsicht erst vorzulegen, nicht zu entsprechen vermochte. Hatte der Herzog ihn früher genötigt, statt der Theologie die Rechte, dann aber Medizin zu studieren, so sollte er jetzt das Dichten lassen und den Verkehr mit dem Ausland meiden. Das weckte in ihm ein Sehnen nach völliger „Entschwäbung." In einer Regennacht jenes festereichen Sept. 1782 (S. 269) entfloh er als „Dr. Ritter" aus Stuttgart, das er erst 1793 wieder sah. Ihm eiferte am glücklichsten nach der originelle tiefinnerliche Fr. Hölderlin (geb. 1770), der sich ganz in die griechische Welt versenkte, ehe die Nacht des Irrsinns ihn umhüllte. Ein begabter Dichter und Freiheitsmann war auch G. F. Stäudlin, der 1796 im Rhein verendete.

Als die Wetter der Revolution über Frankreich hereinbrachen, begeisterte man sich besonders auf der Universität für das Weltbürgertum, stiftete Klubs und pilgerte heimlich nach Straßburg. Karl selbst besuchte wiederholt (1789

und 1791) Paris, um das alte Frankreich „in den letzten Zügen“ zu sehen; er bangte für Mömpelgard, das 1791 sein Bruder verlassen mußte, weil es französisch wurde, bald auch für die Grenzen, die Custine bedrohte. Die Emigranten hielt er fern, den feindlichen Feldherrn schickte er Geschenke. Doch als nach Ludwigs XVI. Hinrichtung der Reichskrieg erklärt war März 1793, sandte er seine Truppen an den Rhein, die bei der Erstürmung der Weissenburger Linien sich wacker hielten 13. Okt. Als Karl 24. Okt. 1793 starb, fühlte man mehr das Gute, als das Böse, das er gethan.

In seinem 18tägigen Todeskampfe sagte er zu dem evangelischen Pfarrer Göz: Pfarrer, Sterben ist kein Kinderspiel! Er wurde in Ludwigsburg beigesetzt. — Stettenfels und Gruppenbach, Ochsenberg mit Zaberfeld, Justingen, Altburg, Großengstingen, Ebersberg, Bönnigheim, Mühlhausen a. E. u. A. wurden durch ihn erworben.

Im Jahr 1790 betrug die Seelenzahl des Landes 640000 Menschen, welche in 69 Städten, 709 Dörfern, 379 Weilern und 827 Höfen wohnten. Das Land von beinahe 200 Q.-M. war wunderlich umgrenzt. Außer dem Hauptlande, welches seinerseits über 2 Dutzend fremder Enklaven aufzeigte, gehörten zum Herzogtum 2 Dutzend abgetrennter Parzellen; auch hatte es mit andern Ständen gemeinsames Eigentum an 8 Herrschaften. 2250768 Morgen angebauten Feldes ertrugen durchschnittlich dritthalb Millionen Scheffel Getreide, vier Mill. Ztr. Heu und 80000 Eimer Wein. Die Einkünfte der Kammer, des Kirchenguts und der Landschaft wurden auf vierthalb Mill. Gulden berechnet, wozu das Kirchengut, dessen Grundstock 37739951 fl. betrug, einen Beitrag von jährlichen 836000 fl. lieferte. (Sein Brutto-Einkommen stieg über 2 Mill. fl.)

Das Kirchengut bestand neben 24 Klöstern aus 341 Ortschaften, nebst Anteil an 109 andern, mit 4294 Gebäuden und 68412 Bewohnern; ferner aus 64 Klosterpflegen und Verwaltungen, zehn Klosterhofmeistereien, zwölf Stiftsverwaltungen, 46 geistlichen Verwaltungen u. s. w. Vermöge der Verfassung bildete es mit der Landschaft ein „unzertrennbares Corpus,“ und war zunächst

zum Unterhalt der Kirchen und Schulen bestimmt; der Überschuß seiner Einkünfte aber sollte zur Schuldenablösung verwendet werden und Beiträge zu den Landeskosten liefern. Gewöhnlich zahlte es den dritten Teil von diesen. — Die Zerstückelung des Bodens war für die Polizei sehr unbequem. In den 99 Gebieten Schwabens (die 6—700 ritterschaftlichen nicht gerechnet) trieben sich die Freileute um, welche die Felder gegen das Wild hüteten, aber auch bettelten und stahlen. Gaunerscharen, die sich aus ihnen rekrutierten, fanden besonders auf ritterschaftlichem Boden Unterkunft. Berühmt wurde aber der Graf Franz L. Schenk, der sich die Verfolgung der Gauner zum Lebenszweck machte, Verträge mit allen Nachbarn bis nach Schwyz hin abschloß und die Räuber einfing, richtete, aber auch zu bessern suchte (man nannte ihn den Malefitzschenk). — Die Reichsstädte schliefen, großenteils vergewaltigt durch die unter sich verwandten Patrizierfamilien; nur Heilbronn besaß noch ein kräftiges bürgerliches Leben.

Nach allen Mißhandlungen und Verschleuderungen erholte sich das Land wunderbar. Die Gewerbthätigkeit nahm zu: die Handelsgesellschaft in Urach ließ jährlich 500 000 Ellen Leinwand verfertigen; die in Calw beschäftigte 9000 Personen und verkaufte für 400 000 fl. wollene Zeuge besonders nach Italien. Auch andere Fabrikate und Erzeugnisse (Holz, Vieh, Leder, Wolle, Obst, Getreide 2c.) wurden in großer Menge ausgeführt, bis auf jährliche drei Millionen fl., wogegen Kaffee, Zucker, Tabak 2c. für 2 Mill. eingeführt wurden. Auch Männer und Schriften hatte Wirtemberg auszuführen, die Früchte seiner Schulen, die das wegen seiner Einfalt verschrieene Schwaben zu Ehren brachten. Die patriotischen Rechtslehrer und Staatsmänner Moser, Vater und Sohn (S. 258 ff.) genossen einen europäischen Ruf. Mit unvergleichlicher Freimütigkeit griffen sie in ihren Schriften das Treiben der Fürsten, den Kastengeist der Stände, den Knechtssinn der Beamten an, während sie im alten Glauben die Kraft fanden, für ihr Manneswort zu leiden.

Nach Rußland gingen seit 1725 der Philosoph Bilfinger, Mediziner wie Gmelin, der Mathematiker Kraft 2c.; nach Frankreich kam der Pfarrerssohn K. F. Reinhard (1761—1837), der dort Minister wurde; in Nordamerika brachte es der Stiftler Scheinemann zum Obersten. Mit eisernem Fleiß sammelte der Archivar C. F. Sattler († 1785) seine Geschichte der Grafen und

Herzoge von Wirtemberg. L. Tim. Spittler († 1810) schlug in der Geschichtschreibung neue Bahnen ein; frisch und geschmackvoll schilderte er das Geschehene so, daß er zugleich zum Fortschritt in der Gegenwart aufforderte. Mathematiker waren Bilfinger, Tob. Mayer († 1762) 2c., Naturforscher Kielmeyer, J. G. Gmelin, 1749 der erste Lehrer der Chemie; Mechaniker der Pfarrer Ph. M. Hahn († 1790) und der Mesner Tiedemann 2c. In den bildenden Künsten thaten sich Dannecker (1758—1841) und J. G. Müller hervor, in der Musik Zumsteeg und Knecht. Und in der Philosophie wuchsen Koryphäen wie der frühreife, kecke W. J. Schelling (1775—1854) und der beharrliche G. W. F. Hegel (1770—1831) heran. Diese beiden schlossen im Stift schon mit Hölderlin den Bund: „der freien Wahrheit nur zu leben, Frieden mit der Satzung, die Meinung und Empfindung regelt, nie einzugehen."

In der Theologie galt Wirtemberg für sehr zurückgeblieben, weil es dem Rationalismus eines Semlers und der flachen französierenden Philosophie der Berliner das Eindringen sehr erschwerte. Die Aufklärer nannten es 1778 das Reich der Magister und Schreiber, seine „Universität kaum mehr als eine Klopffechterschule der Theologie, der Pedanterei, des Schulgezänks und der Unwissenheit". Wie herrlich stach dagegen die Karlsakademie ab! So schlimm stands aber nicht. J. F. Reuß, der Orientalist C. F. Schnurrer, G. Ch. Storr, G. J. Plank 2c. waren tüchtige Lehrer; doch fühlte sichs der ganzen Hochschule an, daß sie zuletzt verwahrlost worden war.

So dachte 1790 der Konsistorialrat E. F. Georgii, dem es auch schien, als habe im Stift die Verachtung der Theologie und des geistlichen Standes, sowie der Hang mit heterodoxen Meinungen zu prahlen, sehr überhandgenommen. Eine neue Organisation des Stifts im J. 1793 gab diesem einen etwas moderneren Zuschnitt, es wurde z. B. den Repetenten die Kutte erlassen. Studenten überhaupt zählte man nur 150–190; a. 1772 war bloß ein Mediziner eingeschrieben.

In der Kirche rang der alte Glaube, vertreten durch geistvolle Zeugen, mit dem neuen Licht, das hauptsächlich von Berlin ausging. Im Kirchenregiment herrschte eine hie und da engherzige Orthodoxie, bis 1786 mit Griesinger der Vernunftglaube auch ins Konsistorium eintrat. Griesinger verdrängte 1791 das Tafingersche Gesangbuch von 1742 durch ein neues, voll gereimter Moral, und be-

mühte ſich, den Braunſchweigſchen Katechismus mit ſeiner Pflichtenlehre in die Schulen einzuführen. Da ward all-

Fig. 54. Pfarrer Slattich vor Herzog Karl.

mählich das lautere Wort Gottes rar auf den Kanzeln, die Kirchenzucht verfiel und die alten ſtrengen Sitten machten größerer Ungebundenheit Raum.

Im Prälat Oetinger († 1782), so ketzerisch viele seiner tiefsinnigen Sätze klangen (daher er so wenig wie Bengel an die Hochschule berufen wurde), stak und blitzte mehr Originalität als in manchem Dutzend seiner vielgenannten Zeitgenossen. Prediger wie der tiefgründende F. C. Steinhofer († 1761), der packende F. C. Storr († 1773), der liebliche Sänger Ph. F. Hiller († 1769), ein Hahn, Rieger, Roos, Brastberger, Harttmann, Pregizer, übten eine Wirksamkeit im Volke, die noch nicht erlischt. Sie labten lieber sich und andere an der Quelle, als daß sie sich mit den Neuerern herumstritten, deren berühmtester Vertreter, der Leonberger H. E. G. Paulus (1761—1851) bereits verschollen ist. Auch Laien wie der Bauer Mich. Hahn († 1819) konnten sich ihres Glaubens kräftig wehren und ihn verbreiten, ohne wie Rapp u. a. Separatisten thaten, die Obrigkeit allzusehr herauszufordern. Originale wie der selbstvergessende Pfarrer Machtolf und der geistvolle Flattich († 1797) leben fort in der dankbaren Erinnerung des Volks. Letzterer erklärte einmal einem General, warum es jetzt so viele Pietisten gebe, am Beispiel eines Hunds, der immer geschlagen wird. „Auf die gemeinen Leute schlägt jedermann hinein, der Herzog, die Soldaten, die Jäger; so gehen sie durch und suchen einen andern Herrn, und wer Christum sucht, den heißt man Pietist."

Karl liebte es, mit diesem klugen Pfarrer von Münchingen zu verkehren, der auch an ihm mehrfach sein Erzieheramt übte (Fig. 54). Gefragt, was er an des Herzogs Geburtstag gepredigt habe? antwortete er: „was werd' ich predigt haben? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben!" Auch den Pfarrer von Echterdingen, den genialen Ph. M. Hahn, achtete der freisinnige Herzog hoch, obgleich dessen Schriften wie Oetingers vom Konsistorium viel Anfechtung erfuhren. — So gärten alte und neue Elemente durcheinander, und die Zukunft, ob sie nun eine goldene oder eine gräßliche schien, erwarteten die Schwaben sehnlich und bänglich von jenseits des Rheins.

18. Ludwig Eugen. 1793—1795.

Da Karl keine ehelichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm sein Bruder Ludwig Eugen, ein gutmütiger, rechtlicher Fürst, der mit dem festen Entschuß auf den Thron kam, alle Mißbräuche und namentlich den Dienstthandel abzustellen. Doch bei der Untersuchung derartiger Vergehen stellten sich so viele Schwierigkeiten heraus, daß seine Drohungen nicht zur Ausführung kamen und die Dienstmäkler selbst ungestraft blieben. Die freigeistigen moralisierenden

Priester aber wurden verabschiedet, statt ihrer gingen Franziskaner und Kapuziner am Hofe aus und ein. Die hohe Karlsschule schloß er 1794, weil man ihm einraunte, sie werde im Sinn der Encyklopädisten geleitet; auch fand man sie zu kostspielig neben der Tübinger Universität, der sie unstreitig Abbruch gethan hatte. Der neue Fürst war der Aufklärung und den Wissenschaften nicht gar hold; auch vermißte man die kräftige thätige Hand, mit der Karl das Ruder geführt, an dem der Regierungsgeschäfte ungewohnten Greis. Ferner fiel auf, daß die Hoftafel große Summen verschlang. Bereits war nämlich der Geist des Räsonnierens von Frankreich herüber auch in die Schwaben gefahren. Ludwig Eugen aber nahm am Krieg gegen die Neufranken lebhaften Anteil und scheute dafür kein Opfer. War er doch selbst einst Malteserritter, französischer und dann österreichischer General gewesen. Hohentwiel wurde ausgebessert, an den Schwarzwaldpässen geschanzt, die Truppenschar verstärkt, in allen Kirchen das Volk zum Kampfe für Fürsten und Vaterland aufgemuntert und eine Landmiliz von 14000 Mann eingeübt.

Auch bewaffnete Knabenkorps wurden errichtet. Aber es fehlte unter dem Volk an der rechten Begeisterung, welche auch Patrioten wie der Oberamtmann Kerner und Prof. Abel nicht zu wecken vermochten. Der einladende Wahlspruch der Franzosen: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ hatte manchen den Kopf verrückt; sie meinten, das sei gerade recht, wenn auch einmal die Zeit komme, daß der Herrenstand gedemütigt werde. Jeder wollte zur Not seinen Wohnort verteidigen, warum aber sich für andere opfern? Es mangelte aller militärische Geist. Die adeligen Emigranten, die 1792 sich bei Heilbronn sammelten und hin und her im Lande lagerten, erlaubten sich manche Gewaltthätigkeiten und trugen bei, den Krieg gegen die Republikaner unbeliebt zu machen. Über dem Hin- und Herreden starb Ludwig Eugen weg 20. Mai 1795, auf einem Spazierritt in der Ludwigsburger Allee durch Sturz vom Pferde.

19. Friedrich Eugen. 1795—1797.

Es folgte der dritte Bruder Friedrich Eugen. Er war schon Kanonikus; statt aber Messe zu lesen, zog er wie sein Ahn Heinrich (S. 136) vor, das Schwert zu

führen, und durch seine Heirat mit einer Preußin ist er Stammhalter unseres Fürstenhauses geworden. Als preußischer Feldherr war er an Thätigkeit gewöhnt und trat seine Regierung mit dem Vorsatz an: „Ich will Gerechtigkeit üben; denn auch ich trete früher oder später vor Gottes Richterstuhl.“ Es war aber schlimme Zeit, seit Österreichs Eifersucht Preußen genötigt hatte, mit Frankreich den Basler Frieden (April 1795) zu schließen und Süddeutschland sich selbst zu überlassen. Am 24. Juni 1796 überfiel Moreau die schwäbischen Kreistruppen bei Kehl und trieb sie ins Kinzigthal zurück; 2. Juli wurden sie in den unvollendeten Schanzen des Roßbühl und Kniebis überwältigt. Erzherzog Karl mußte Pforzheim räumen und sich über Cannstatt und Schorndorf bis ins Bayrische zurückziehen. Auf seine Erklärung hin, er vermöge das Land nicht mehr zu schützen, unterhandelte der Herzog mit den Franzosen, sobald sie die Grenze überschritten; die unfähige Landmiliz hieß er einfach auseinander gehen. Eben war Stuttgart 18. Juli vom Feind besetzt worden, als der Waffenstillstand vom 17. bekannt gemacht wurde, dem 27. Juli ein vom schwäbischen Kreis geschlossener folgte. Ja es kam auch zu einem einseitigen Friedensschluß, der 7. August die Abtretung Mömpelgards und eine Kriegssteuer von 8 Mill. Franken auferlegte, während der Kriegsschaden noch immer stieg und der gröbste Unfug überall fortdauerte, wo Franzosen hinkamen.

General Vandamme namentlich betrieb das Plündern und Brandschatzen in Tübingen, Ebingen 2c. mit seltener Virtuosität. Der Herzog aber versprach den Franzosen 200 000 Fl. des Monats, war also ihr zinszahlender Vasall geworden. Die Österreicher waren über diesen Abfall vom sterbenden Reich so empört, daß sie nach Abzug der Wirtemberger die schwäbischen Truppen bei Biberach 29. Juli überfielen, entwaffneten und schmählich nach Hause schickten, auch das Zeughaus in Ulm (mit 129 Kanonen 2c.) völlig leerten. So wurde Schwaben von ihnen bei ihrer siegreichen Rückkehr als Feindesland behandelt, bis Okt. 1797 der Friede zu Campo Formio Ruhe schaffte und die gewaltthätigen Österreicher aus dem Lande entfernte.

Man wußte jetzt, was „Friede den Hütten“ bedeute, aber auch, wie wenig man am heil. deutschen Reich habe.

Nun ging der alte Kampf zwischen Fürst und Ständen wieder an. Das große Geldbedürfnis, zu dessen Befriedigung sich der Ausschuß nicht verstehen wollte, veranlaßte März 1797 die Einberufung eines allgemeinen Landtags. Seit 27 Jahren waren die Stände nicht mehr beisammen gewesen, weil es den Fürsten bequemer war, mit Wenigen zu unterhandeln als mit Vielen, und weil der Ausschuß selbst nicht darnach verlangte, Rechenschaft abzulegen. Unterdessen aber hatte sich alles gewaltig geändert. Es war eine neue Zeit im Anbruch, welche allem Bestehenden eine neue Gestalt geben wollte; das Geschrei von Freiheit und Gleichheit hatte bewirkt, daß man der Landesversammlung mit ganz anderen Hoffnungen als früher entgegensah und einer neuen Verfassung zustrebte. Eine Flut von Flugschriften (über 150) brachte diese Gedanken auch unter das Volk und machte es mit den Mängeln der Verfassung bekannt; alles sprach nur vom Landtag. Der Herzog aber wollte bloß hören, wie die Kriegslasten (11 1/2 Mill. fl.) umzulegen seien und verbat sich im voraus alle Vorlage von Landesbeschwerden.

Wirklich ging jedoch der Landtag bald auf die Besprechung der mancherlei Übelstände über, die bei der Regierung und namentlich beim engeren Ausschuß eingedrungen waren. Man disputierte über Wahlrecht und Wählbarkeit, über Pflicht und Recht, die Landstände zu berufen, über die Advokaten und Schreiber, die unnatürliche Bevorzugung des fremden Adels, die zu große Zahl der Beamten, das Vetterleswesen und hundert andere Dinge. Die Ausschüsse wurden abgesetzt, weil sie durch ihre Eigenmächtigkeit das allgemeine Vertrauen verloren hatten. Auch die Veröffentlichung der landständischen Verhandlungen wurde durchgesetzt. Um die Kriegskosten aufzubringen, wurde beschlossen, eine Vermögenssteuer umzulegen, weil sie für die niederen Stände minder drückend sei. Allein ehe der Herzog, dem diese Steuer nicht gefiel, der auch sein Kammergut nicht in Mitleidenschaft ziehen ließ, sich darüber mit den Ständen verständigt hatte, starb er an einem Schlagfluß 23. Dez. 1797, der siebente Herzog, den diese Todesart traf.

Im Ehevertrag mit Friedrichs II. Nichte war 1753 festgesetzt worden, sämtliche 12 Kinder im evangelischen Glauben zu erziehen. So geschah es, daß nun wieder ein evangelischer Fürst auf den Thron kam, der reichbegabte Friedrich II., geb. zu Treptow 1754, der als preußischer General Krieg führen, als russischer Statthalter befehlen gelernt hatte, und durch Thatendrang, rasche Entschlüsse, staatsmännischen Verstand, Regierungslust und Rücksichtslosigkeit stark an seinen Namensvetter Friedrich I. erinnert. Die Kaiser Franz I. und Paul I. waren seine Schwäger, seine zweite Gemahlin Kronprinzessin von Großbritannien. Er hatte fast ganz Europa bereist; nun sollte er in drangvoller Zeit der Neugründer des kleinen Staates werden.

X. Die Könige von Württemberg.

1. Herzog, Kurfürst und König Friedrich. 1797—1816.

Im Anfang bestätigte der Herzog den Tübinger Vertrag nebst den übrigen Grundgesetzen, versprach, auf das Wohl seiner Unterthanen lebenslänglich bedacht zu sein, und stellte bereitwillig mehrere Landesbeschwerden ab. Er suchte durch Unterhandlungen in Rastatt eine Erweiterung seines Staats zu erwirken und hoffte, die militärische Oberhoheit über ganz Schwaben zu erlangen, als Entschädigung für die 25 Mill. Franken, welche die österreichischen Requisitionen dem Land entzogen hatten. Zugleich suchte er durch den Einfluß seines Schwagers Paul I. die österreichische Freundschaft zu gewinnen. Im Innern aber gab der verlangte Militärbeitrag Anlaß zur Uneinigkeit; und da der Ausschuß nicht einmal die Hälfte des Geforderten bewilligte, ja des Herzogs guten Militärplan und den ihm entgegengesetzten veröffentlichte, wurde Friedrich sehr erzürnt, wollte nichts mehr mit ihm zu thun haben und berief wieder (Nov. 1798) die Ständeversammlung. Allein die gereizte Stimmung des Herzogs war nicht mehr zu beschwichtigen, seit er glaubte, die Stände sympathisieren mit französischen Agenten, welche Schwaben in ähnlicher Weise wie die Schweiz zu revolutionieren versuchten. Nach-

dem Erzherzog Karl 26. März 1799 bei Stockach gesiegt hatte, ordnete er 17. Aug. eigenmächtig eine Aushebung von 4000 Mann an. Er war entschlossen, der zweiten Koalition gegen Frankreich beizutreten, dessen größter Feldherr Napoleon Bonaparte eben in Ägypten brachgelegt war. Nachdem Erzherzog Karl den Jourdan über den Schwarzwald gejagt, erschienen auch russische Heeresabteilungen in Oberschwaben. Diesmal endlich schiens den stolzen Franzosen überall hinderlich zu gehen, kein Wunder, wenn ein deutscher Fürst mit dreinschlagen wollte. Nur war es nicht Treue gegen das große Vaterland, was ihm das Herz erfüllte; solche war überhaupt damals mit Laternen zu suchen. Vielmehr bewog ihn zur ernstlichen Teilnahme an dem voraussichtlich leichten Kampfe die Aussicht, welche ihm der Kaiser eröffnete, ihn von seinen lästigen, am Separatfrieden hängenden Ständen zu befreien, sein Land zu vergrößern und ihm die Kurwürde zu verleihen. Friedrich half auch mit seinen Truppen die bis Lauffen vorgedrungenen Franzosen zurückschlagen. Als aber jetzt Massena die Russen und Österreicher bei Zürich besiegte, nahm die Ratlosigkeit überhand. Der Herzog fing an, eine Volksbewaffnung zu organisieren. Obgleich nun 31. Okt. das deutsche Reich sich der Koalition anschloß, verweigerten doch die württembergischen Stände und der Geheimerat die Verwilligung einer Aushebung und des Militärbeitrags. Das österreichische Bündnis schien ihnen gefährlich, Neutralität die einzig richtige Politik. Da die Franzosen dem Lande wegen Friedensbruchs allgemeine Plünderung angedroht hatten, sandte der Ausschuß 6. Nov. einen eigenen Gesandten, den Buchhändler Cotta nach Paris, um Schonung des Landes zu erwirken. Dafür wurde dieser bei seiner Rückkehr in Untersuchung gezogen und der Landtag selbst 20. Nov. aufgehoben. Da er dennoch seine Sitzungen fortsetzte, verwies ihm das 17. Dez. der Reichshofrat aufs schärfste. Die freisinnigsten Volksvertreter wurden verhaftet und vor eine eigene Kommission gestellt; der Reichshofrat aber drohte mit militärischem Einschreiten, wozu allerdings die Mittel

bei der Hand waren; denn das Land seufzte unter der Last kaiserlicher Truppen, die unerschwingliche Lasten auflegten. Der neue Landtag, vom Herzog durch Drohungen eingeschüchtert, mußte sich Mai 1800 darauf beschränken, daß er seine Rechte feierlich verwahrte.

Indessen war aber N. Bonaparte als erster Konsul Herr Frankreichs geworden, und während er nach Italien eilte, überschritt Moreau 1800 den Rhein und drängte die Österreicher zurück. Der Herzog, der eben noch englische Hilfsgelder erlangt hatte, floh nach Erlangen; das Land mußte 6 Mill. Franken Brandschatzung zahlen, zu der Friedrich nichts beisteuerte, obwohl Moreau gerade ihm die Hälfte auferlegt hatte. Überdies ging die Feste Hohentwiel verloren, die jedem Württemberger für uneinnehmbar galt.

Sie hätte sich gegen den Vandamme mit seinen 10000 Mann wohl halten können, da es ihm um keine Belagerung zu thun war, als er den Trompeter sandte, sie aufzufordern. Aber die Besatzung bestand aus 106 Invaliden; der Gouverneur Bilfinger war ein Greis, sein Stellvertreter, Oberstlieut. Wolff, kein Kriegsmann; schmählich ließen sie sich überlisten, und so wurde die Festung ohne einen Schuß 1. Mai ausgeliefert, „unter der Bedingung ihrer unverletzten Rückgabe an Württemberg im Friedensschluß." Vandamme setzte seine Ehre dafür ein, daß er für die Erfüllung dieses Versprechens alles thun wolle. Im Okt. mußte sie auf Bonapartes Befehl in einen Schutthaufen verwandelt werden.

Auch bei Biberach und Ulm (Juni) wurden die Österreicher geschlagen, und letzteres fiel in dem Waffenstillstand, zu welchem Bonapartes Sieg bei Marengo nötigte, in französische Hände. Die Ulmer Festungswerke wurden gleichfalls zerstört. Wie Württemberg, mußte auch das übrige Schwaben dem Feinde 6 Mill. zahlen; natürlich war das nur ein Teil der Kriegslasten, welchen endlich 9. Febr. 1801 der Lüneviller Friede ein Ziel setzte. Das ganze linke Rheinufer wurde vom Kaiser an Frankreich abgetreten und wer drüben etwas verlor, sollte hüben entschädigt werden auf Kosten aller derer, die keinen mächtigen Beschützer hatten. Damit begann die schmähliche Selbstauflösung des deutschen Reichs.

Da der Kaiser wünschte, daß auch die Fürsten von Modena und Toskana, seine Vettern, in dem verkleinerten Deutschland einen Ersatz finden sollten für das, was sie in Italien eingebüßt, gab er, ohne den Reichstag auch nur zu fragen, die Rechte und Güter der Unbeschützten weg, d. h. der geistlichen Stände und der Reichsstädte. Eine Reichsdeputation, in welcher neben 4 Kurfürsten auch Herzog Friedrich saß, sollte das Entschädigungsgeschäft bereinigen, kam aber nicht zum Ziel. Denn jeder einzelne wandte sich nach Paris, wo allein mit Geld und guten Worten etwas Erkleckliches auszurichten war. Bonaparte griff ein, indem er den Plan verfolgte, die kleinsten Gebiete des Reichs den mittleren preiszugeben, um an diesen eine Stütze gegen die größten zu gewinnen. Talleyrand schloß 20. Mai 1802 einen besonderen Vertrag mit Württemberg, und nahm dabei auf Rußland Rücksicht, an welchem Herzog Friedrich einen treuen Beschützer hatte. Nur Baden stand dem jungen Kaiser Alexander noch näher, da der eine Enkelin des Markgrafen zur Gemahlin hatte. Also wurde über das sterbende Deutschland von Rußland und Frankreich dermaßen verfügt, daß z. B. Baden für seine Einbuße fast zehnfache, Württemberg jedenfalls doppelte Entschädigung erhielt. Die 40 □Meilen mit 125000 Einwohnern, welche der Reichsdeputationsschluß 1803 Württemberg zuteilte, bestanden in der Propstei Ellwangen, den Stiftern und Klöstern Comburg, Oberstenfeld, Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Schönthal, Zwiefalten, Margrethenhausen und Dürrenmettstetten, wozu noch die 9 Reichsstädte Aalen, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Reutlingen, Rotweil und Weil kamen.

Friedrich mochte den neuen Erwerb dem Lande, das dadurch hübsch abgerundet wurde, nicht eben einverleiben, wiewohl es für die Opfer der 10 Kriegsjahre eine Vereinfachung der Verwaltung billig ansprechen durfte. Ihm schien das neue Gebiet bloß Ersatz für Mömpelgard, das ja auch außerhalb der Verfassung gestanden hatte. Also wurde daraus ein eigener Staat „Neu-Württemberg" mit ständeloser Regierung und Verwaltung gebildet, und in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rottweil eingeteilt. Alle Vorstellungen des Landschaftsausschusses, der die neuen Gebiete als Kriegsentschädigung, als Erwerb des Landes, behandelt wissen wollte, blieben vergebens; kein Landtag wurde einberufen, vielmehr ein und das andere störrige Ausschußmitglied des Landes verwiesen.

Hatten die Neuwürttemberger keine Freude an dieser Gestaltung der Dinge, da sie aus Selbstregierung und Krummstabs-

schlendrian heraus einer strengen stürmischen Alleinherrschaft verfielen, die jeden schonenden Übergang verschmähte, so ging es den Alt-Württembergern nicht besser. Freilich konnte nun mancher Schreiber den stolzen Bürgern ihren reichsstädtischen Hochmut austreiben. Zunächst aber wurden die verschiedenen Volkselemente unbarmherzig durcheinander gerüttelt, daß sie später sich als Landsleute zusammenfinden möchten. Nachdem der Vertraute des Herzogs, Graf Zeppelin, 1801 gestorben war, stand niemand mehr mildernd und mäßigend neben dem Fürsten.

Friedrich ward 25. Februar 1803 zum Kurfürsten erhoben, was zu Änderung von Titel und Wappen, zur Anordnung eines neuen Jahresfestes und Vermehrung des Hofprunks Anlaß gab. Zum Küren freilich kam es nicht mehr. Wohl berief er nun wieder einen Landtag, der 19. März 1804 zusammenkam und auf der Verteidigung seiner Rechte beharrte, statt, wie der Kurfürst verlangte, einfach den Kriegsschaden auszugleichen. Am 20. Juni schickte er ihn nach Hause, weil „Prälaten und Deputierte keines Vertrauens mehr würdig seien"; am meisten hatte ihn geärgert, daß sie dem Kurprinzen eine Dotation ausgesetzt hatten und seine Wiedervereinigung mit dem Vater (dessen Härte ihn ins Ausland getrieben) so sehnlich wünschten, wie die Herstellung des Vertrauens zwischen Fürst und Land.

In einem Schreiben aus Paris (Jul. 1804) erklärte sich der Kurprinz für das Recht der Stände und versprach einmal allen ungesetzlichen Handlungen der Ratgeber seines Vaters strenge Untersuchung angedeihen zu lassen. Ein Mitglied des Ausschusses, Wagner von Calw, und der Landschaftskonsulent Gros wurden verhaftet; und da dem Ausschuß mit der Gefahr auch der Mut wuchs, Beschwerden einzureichen über allerhand Verletzung der Landesrechte, ja beim Reichskammergericht zu klagen, entsetzte Friedrich noch fünf Ausschußmitglieder, und verordnete weitere Verhaftungen, selbst der Frau des Sekretärs Stockmayer, die ihres Mannes Papiere nicht herausgab. Die saß über einen Monat auf dem Stuttgarter Rathaus (er auf dem Asberg), siegte aber durch ihre Geduld. In der Folge zog Friedrich mildere Saiten auf und verhandelte Nov. 1804 — März 1805 mit einem neuen Landtag, doch ohne ein Einverständnis zu erzielen. Es folgten grobe Verweise, neue Verhaftungen, endlich 17. Sept. Erbrechung und Beraubung der landschaftlichen Kassen, unter fortwährendem Protest des Ausschusses.

Indessen war aber Napoleon Kaiser geworden und hatte die dritte Koalition gegen sich ins Feld gerufen. Eben in jenem Sept. 1805 richtete sich der österreichische General Mack in Ulm ein, das er notdürftig befestigte, während Ney vom Westen her Stuttgart besetzte und die große Armee auf ihrem Durchzug allenthalben die Pferde raubte. Am 2. Okt. traf Napoleon in Ludwigsburg ein und fragte: „Für oder wider mich?" Versuchte auch der Kurfürst Neutralität zu halten, berief er sich auch auf die notwendige Beratung der Landschaft, es hieß: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich" und „jagt jene Schurken fort!" 8000 Württemberger mußten sogleich gegen Österreich mitziehen; und dem Ausschuß wurden unter heftigen Vorwürfen die nötigen Gelder abverlangt. Daß er den Militär- und Straßenbeitrag jetzt bewilligte, während er gegen Schloßbau u. a. sich noch wehrte, konnte nun nichts mehr helfen; am 30. Dez. 1805 wurde die ständische Verfassung als „eine nicht mehr in die jetzige Zeit passende Einrichtung" für aufgehoben erklärt. Der nunmehrige „König" kündigte das den Ausschußmitgliedern, die er zu sich hatte entbieten lassen, mit kurzen Worten an und bemächtigte sich des Archivs und der Kassen. Jede Beratung der Stände ward als Rebellion verboten. Endlich sei der Schlange der Kopf zertreten, rühmten die Minister. Es schien auch wirklich eine ganz neue Zeit angebrochen: 17. Okt. hatte Mack sowohl Ulm als sein Heer übergeben, 2. Dez. folgte die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und 26. Dez. der Friede von Preßburg, der Württemberg zum Königreich erhob und ihm neuen Länderzuwachs mit 150 000 Einwohnern verschaffte.

Gewonnen wurden: die Grafschaft Hohenberg, die Landvogtei Altdorf, die Landgrafschaft Nellenburg, die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Saulgau, Mengen u. s. w. Schon vorher hatte Napoleon den Kurfürsten ermächtigt, die Besitzungen der Reichsritterschaft und der Orden in Besitz zu nehmen, was auch im Nu geschehen war.

Am Neujahr 1806 nahm Friedrich feierlich die Königswürde an und ließ sich den unbedingten Eid der

Treue und Unterthänigkeit schwören, den nur zwei Männer, Georgii und Prälat Sartorius, verweigerten. Alt- und Neuwürttemberg wurden nun vereinigt zu schrankenloser Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs; auch das Kirchengut (zu 33 Millionen fl. veranschlagt) sank in die Staatskasse. Was das Land an Rechten verloren hatte, wurde ihm durch bedeutenden Zuwachs an Gebiet ersetzt, nachdem der König 12. Juni dem Rheinbunde beigetreten und 6. Aug. das deutsche Reich aufgelöst worden war. Die neuen Landesteile waren: Wiesensteig, Wiblingen, Schelklingen, Biberach, Waldsee, Kapfenburg, Altshausen, der größte Teil der hohenlohischen Fürstentümer, die Besitzungen der Truchsesse von Waldenburg, des Fürsten von Thurn und Taxis, die Grafschaft Limpurg, das Fürstentum Ochsenhausen, Warthausen, Weingarten, Schussenried, Isny u. s. w., im Ganzen 180 000 Einwohner, wogegen ein Bezirk von 20 000 Seelen an Baden abgetreten wurde.

Solches Hin- und Herschieben des Besitzes zwischen den Nachbarn war damals an der Tagesordnung; Napoleon spielte nur so mit Fürstentümern, und Bayern, Baden und Württemberg hatten dabei einfach zu folgen. Friedrich aber nahm sich gegen seine Nachbarn viel heraus und gab den Okkupationskommissären, die er mit seinen schwarzen Jägern und Chevauxlegers aussandte, die einfache Weisung: wer unter Ihnen am häufigsten von fremden Regierungen bei mir verklagt wird, der soll mir am willkommensten sein.

Später (1809) kamen zum Königreiche weitere 110 000 Seelen mit Tettnang, Buchhorn (seit 1811 Friedrichshafen), Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söflingen, Geislingen, Alpeck, Crailsheim, Ulm, Neresheim, Dischingen, Hohenlohe-Kirchberg, Mergentheim, Gerabronn u. a. Grenzorte, bis endlich von der Tauber zum Bodensee das jetzige Württemberg zusammengebracht war.

Die ganze Landesverfassung wurde umgeändert, statt des Geheimenratskollegiums, das seit 1629 bestanden, ein Staatsministerium mit sechs Departements eingesetzt und 1811 ein Staatsrat errichtet, das Land in 12 Kreise, später Landvogteien, eingeteilt, alles nach französischem Vorbild. Die Stiftungen wurden dem Finanzdepartement

untergeordnet und die Kassenbeamtungen in Kameralämter vereinigt, allen christlichen Religionsparteien 1806 freie Glaubensübung, Alt- und Neuwürttembergern gleiche Rechte zugestanden, einheitliches Maß und Gewicht eingeführt und eine Menge anderer Anordnungen getroffen.

Vieles Alte schwand, man durfte nicht einmal mehr frei umziehen, keine fremde Universität besuchen, nicht auswandern; wurden doch Edelleute genötigt, fremde Dienste zu verlassen und sich in Württemberg zu stellen. Man durfte nicht mehr jagen, nicht mehr Scheiben schießen, mußte 1809 alle Waffen abgeben. Der Hof wurde glänzend ausgestattet, Adel und Städte streng unterworfen, überall rasch und scharf gerichtet und gestraft; die Folter 1811 abgeschafft. Furcht vor des Königs Zorn und Hoffnung auf seine Gnade, zusammen mit plötzlich erteilten Weisungen und unerwarteter Einforderung von Berichten, hielten alle Beamten in ununterbrochener Spannung, in nie gesehenem Diensteifer. Dem König Verwandte zu empfehlen, galt für gefährlich. Ordnung und Klarheit kam in den Staatshaushalt, Bewegung und Leben trat an die Stelle verjährter Mißbräuche. Die Finanzlast freilich wuchs gewaltig, wurde aber möglichst gleich verteilt. Was der Staatskasse zu beschwerlich fiel, ward auf die Gemeindekassen gewälzt; sämtliche Gemeindebeamten aber ernannte der König.

Konnte bisher in Friedenszeit kein Württemberger zum Kriegsdienst genötigt werden, so wurde nun die allgemeine Dienstpflicht verfügt, wie Napoleon sie eingeführt hatte. Friedrich ließ die Aushebung mit zunehmender Schonungslosigkeit vornehmen und unterwarf die Ausgehobenen der strengsten Zucht. So bildete er sich mit Sorgfalt und Einsicht ein Heer, dessen einzige Triebkraft die militärische Ehre war; wer sich irgend auszeichnete, war gewiß, vom König bemerkt und befördert zu werden. Dreimal mußte das Heer erneuert werden, so groß war der Verlust in den napoleonischen Kriegen. 1806 half es (mit 14 000 Mann) das sichere Preußen demütigen; damals fiel ihm die Belagerung der schlesischen Festungen als Aufgabe zu, es löste sie mit Tapferkeit, aber ohne alle Schonung der überwundenen deutschen Brüder. Als der Krieg beendigt war, vermählte sich Napoleons jüngster Bruder Hieronymus 1807 mit Friedrichs Tochter und erhob sie auf den neuen Thron in Kassel. Vom spanischen

Krieg (seit 1808) wußte der König seine Regimenter fern zu halten; dazu erschien er selbst auf der Kaiserversammlung in Erfurt, wo er den Hohn der Hofschranzen und Adjutanten mitzuschmecken bekam („nur ein König!" wurde dort angemeldet). Dagegen kämpften 16 000 Württemberger wacker gegen Österreich 1809, welches bei seiner Erhebung umsonst an die deutsche Brüderlichkeit appelliert hatte. Unter Napoleons Augen die Donau entlang zu siegen, war Offizieren und Soldaten die höchste Ehre; damals hauptsächlich waren es Deutsche, mit welchen der welsche Kaiser Deutsche niederwarf.

Doch spürte man jetzt, daß allmählich der deutsche Zorn gegen die Fremdherrschaft erwachte; Tirol wußte die Bayern und Franzosen aus dem Land zu schlagen, und empörte Vorarlberger streiften sogar über die württembergische Grenze, regten auch das katholische Landvolk auf. Der König zog selbst in den Kampf, der (Juli) um Eglofs und Isny entbrannte, bis der Waffenstillstand von Znaim die Ruhe herstellte. An der Nordgrenze erregte die Forderung, daß Mergentheim dem Könige huldigen solle, tiefen Grimm; als eine Truppenaushebung folgte, kam es 25. Juni 1809 zu wildem Aufruhr. Bewaffnete Bauernscharen drangen in die Stadt und bedrohten das Leben der Beamten; als dann das Militär eindrang, 29. Juni, verübte es in der unschuldigen Stadt blutige Gewaltthaten. Ein Kriegsgericht hat darauf 6 Hausväter zum Tod verurteilt, andere zu Festungsstrafen.

Daß die Regungen des neuen Geistes, der in dem zertretenen Preußen seinen Herd hatte, auch in Schwaben einigen Anklang fanden, blieb dem König nicht verborgen. Am 2. Febr. 1809 wurde jedes politische Gespräch bei schwerer Strafe verboten und die 1808 eingeführte Zensur verschärft; überall standen nun auch geheime Kundschafter und literarische Aufpasser (Bücherfiskale) auf. Unter dem streng durchgeführten Kontinentalsystem, da alle englischen Waren konfisziert wurden, litten Handel und Gewerbe aufs empfindlichste. Als der Komet von 1811 am Himmel stand, kam unsägliche Not über die Familien durch die Rekrutierung für den russischen Feldzug. Schon angestellte Schreiber, Advokaten, Ärzte, Apotheker, alles mußte fort; Friedrich wollte sich gute Offiziere

bilden und zugleich dem Volk seine Gerechtigkeitsliebe zeigen, daher fast keine Ausnahme gemacht wurde. Doch wenn die Rekrutierungsakten ihm vorgelegt wurden, konnte er, der Sache müde, mit dem Stock die obersten hinausfliegen lassen und sagen: diese Kerls müssen Soldaten sein; zuweilen hob er auch die obersten weg und verurteilte die unteren dazu.

Auf 13 619 Mann, 3600 Pferde und 32 Kanonen belief sich das stattliche Kontingent, das 1. März 1812 nach der Heerschau bei Öhringen in den Norden marschierte, einem ungeahnten Gericht entgegen; der Kronprinz, der es anführte, wurde aber schon in Witepsk durch die grassierende Ruhr (und eine empfindliche Beleidigung von Seiten Napoleons) genötigt zurückzutreten, worauf General Scheler das Kommando unter Marschall Ney übernahm. Als dieser es am Dnieper (Aug.) musterte, standen noch 5000 Mann in Reih und Glied, obgleich bis dahin keiner ein Gewehr abgefeuert hatte. Der Kampf um Smolensk ließ nur die Hälfte übrig. Im Sept. schlichen 2000 Gesunde und Kranke in Moskau ein, 2400 etwa verließen die halbverbrannte Stadt (Okt.), um auf dem unvergeßlichen Rückmarsch zu verderben. Noch 150 Bewaffnete, denen Napoleon ein Lob spendete, überschritten die Beresina, dann löste sich alles auf im stündlichen Kampf ums Dasein, und auch die nachgeschickten blutjungen Ergänzungstruppen erlagen im Nu dem ansteckenden Elend. Als die kümmerlichen Überreste (kaum 300 Mann) heimkehrten (Febr. 1813) und von einem Regiment nur noch ein Mann auftrat, vergoß selbst der strenge Fürst eine Thräne.

Aber nun galt es verdoppelte Anstrengung, um ein neues Heer gegen das opfermutig erstehende Preußen zu führen. Damals ging in Österreichs Auftrag Fürst Schwarzenberg nach Paris und erforschte unterwegs die Stimmung der süddeutschen Fürsten; Friedrich war der einzige, der noch mit ganzer Seele zu Napoleon stand. So mußten denn auf den sächsischen Schlachtfeldern wiederum Tausende von Schwaben für den fremden Zwingherrn bluten. Die Württemberger (11 617 Mann und 2724 Pferde) zeichneten sich besonders bei Bautzen (20. Mai 1813)

aus; ihr General Normann hieb aber auch im Waffenstillstand das Lützowsche Freikorps, welchem Napoleon bitter gram war, bei Kitzen zusammen (17. Juni). Als sodann Österreich die Macht der Alliierten verstärkte, wurde die Lage der Württemberger immer kritischer. Bei Dennewitz 6. Sept. wurden 2 Regimenter aufgerieben, bei Wartenburg 3. Okt. ein drittes. Einmal beklagte sich General Franquemont bei dem Generalstabschef des Marschalls Ney, daß er die Württemberger so schonungslos hinopfere, ihnen würden immer die gefährlichsten Stellungen angewiesen; diesem entfuhr die Antwort: Es liegt in unserem Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht einmal die Waffen gegen uns kehrt. Darum fehlte es auch an aller regelmäßigen Verpflegung. So begreift sichs, wie Normann in der Schlacht bei Leipzig nach dreitägigem Morden am Nachmittag des 18. Okt., da er gar weit vorgeschoben war, seine 600 Reiter zu den Alliierten überführte, nachdem die streitmüden Sachsen dazu das Beispiel gegeben hatten. Natürlich erklärten dann die Franzosen den Verlust der Entscheidungsschlacht aus diesem „Verrat" ihrer Verbündeten. Friedrich aber, obwohl genötigt durch den Vertrag von Fulda 2. Nov., worin ihm Österreich sein Gebiet, ja auch die ungeschmälerte Souveränetät zusicherte, den Alliierten beizutreten, war hocherzürnt über Normanns Streich. Er löste die Reiterbrigade auf, forderte den Offizieren ihre Ordenszeichen ab und zwang den General zur Selbstverbannung. Nur 1000 Mann sahen die Heimat wieder.

Friedrich war nun selbst ein Alliierter: wie er in seinem Manifest erklärte, „weil Napoleon die in der Rheinischen Bundesakte übernommene Verbindlichkeit der Beschützung des Königreichs ganz außer Acht gelassen." Als ihm aber sein Minister Jasmund zu dieser Schwenkung Glück wünschte, verwies der König ihm aufs herbste solche überspannte Ideen, suchte auch die von den Alliierten gebotene Aushebung von Truppen für den Nationalkrieg hinzuhalten. Die nötige Zahl von 24 221 Mann und 2900 Pferden

kam jedoch leicht zuſammen, denn das Volk, voran die

Fig. 55. Kronprinz Wilhelm bei Montereau.

Jugend, freute ſich hoch über den Umſchwung, weniger

freilich die Offiziere. Im Jan. 1814 zog der Kronprinz mit fröhlichem Herzen durch die Vogesen und nahm Teil an Blüchers Sieg von La Rothiere (1. Febr.), der ohne Schwarzenbergs, des Oberbefehlshabers, Langsamkeit den Franzosen verderblich geworden wäre. Am heißesten kämpften die Württemberger 18. Febr. um die Brücke von Montereau, wo Napoleon selbst das Geschütz auf den Kronprinzen richtete; ihre opferwillige Ausdauer (sie kostete 2845 Mann) deckte den Rückzug des Hauptheeres. Bei Arcis sur Aube 20. März standen sie nochmals dem Kaiser fest gegenüber, andere male halfen sie seine Marschälle schlagen, zuletzt 25. März bei Fère Champenoise. Doch fingen damals die Kosaken einen Brief auf, in welchem König Friedrich dem Napoleon zu seinen letzten Februarsiegen geradezu Glück wünschte und auf Rückkehr unter seine Fahnen hoffte. Als derselbe 31. März niedergekämpft war, vergaß man das im allgemeinen Siegs- und Friedensjubel. Der Pariser Friede ließ Mömpelgard u. a. Eroberungen bei Frankreich. Am 10. Juni gab der König den heimgekehrten Truppen bei Vaihingen ein glänzendes Bankett, das Siegesfest der Leipziger Völkerschlacht aber durfte in Stuttgart nicht gefeiert werden. Der Wiener Kongreß, an welchem auch der König samt dem Kronprinzen teilnahm, war nicht nach seinem Geschmack, mißmutig kehrte er ins Land zurück. Da rief denn bald die Kunde, Napoleon sei von Elba zurückgekehrt, auch 21 535 Württemberger ins Feld. Sie schlugen sich 26. Juni 1815 wacker mit General Rapp vor Straßburg; eine unnötige Waffenthat, da der Feldzug bereits durch den Sieg bei Waterloo 18. Juni entschieden war und Napoleon 22. abgedankt hatte. Wie sehr nun auch der Kronprinz wünschte, daß das Elsaß von Frankreich abgetrennt würde, damit Süddeutschland eine sichernde Grenze erlange, geschah doch nichts in dieser Richtung. 11¼ Mill. Franken waren Württembergs Anteil an der Kriegsentschädigung, und 4 Regimenter blieben bis 1818 um Weißenburg gelagert, als eine Division des Okkupationsheeres.

Friedrich hatte 1807 seine Tochter zur Ehe mit Napoleons Bruder (S. 288) gezwungen. Nun verlangte er, daß sie sich von ihrem Gatten trennen solle. Da sie aber wie sein Glück, so auch sein Unglück mit ihm zu teilen beschloß, hatte sie vom Vater manche Demütigung zu erleiden.

Die verfassungslose napoleonische Zeit war nun vorüber. Napoleon hatte Friedrich geachtet: „ein harter, aber rechtlicher Mann," konnte er sagen, „und der geistvollste Fürst in Europa. Wenn dieser Flegel 80 000 Mann hätte, so würde ich ihn fürchten." Seine standhafte Weigerung verhütete 1809 die beabsichtigte Teilung Württembergs zwischen Baden und Bayern. Hannover, das der Kaiser ihm dafür anbot, schlug er ebenso unbedenklich aus als das größere Portugal. Aber die Liebe seiner Unterthanen suchte er kaum; er war sich guter Absichten bewußt, die darum irgendwie durchgesetzt werden mußten. Es war ein harter Druck, der auf dem Lande lastete, wenn man auch anerkennen mußte, daß er zwar stoßweise, doch möglichst gleichmäßig ausgeübt wurde und dadurch beitrug, die früher so sehr geschiedenen Landesteile und Stände einander näher zu rücken und zu verschmelzen. So wurde doch der Boden geebnet, auf dem sich dereinst ein gesünderes Staatswesen erheben konnte.

Die Unterthanenpflichten waren für Friedrich zusammengefaßt in dem Wort: nicht räsonnieren! Furchtlose Männer, wie den Malefizschenk (S. 274) zu demütigen, wurde manche Ungerechtigkeit begangen. Auch zählte der König willkürliche Verschärfung von Strafurteilen zu den unstreitigen Rechten der Souveränität. War aber irgendwo zu viel gethan, so machte er es gelegentlich wieder gut, oder erklärte die Angeschuldigten für gemütskrank. Den Adel besonders ließ er gern seine souveräne Macht fühlen: er nahm ihm die Gerichtsbarkeit, die Polizei, das Ernennungsrecht von Schultheißen, jede eigene Erbfolgeordnung, wie die Fideikommisse; dagegen legte er allen gleiche Steuern, Einquartierung und Vorspanndienste auf, zwang die einst reichsunmittelbaren Familien, jährlich 3 Monate in Stuttgart zu wohnen, und setzte die adeligen Gutsbesitzer in die 8te Rangklasse nach den Stalljunkern und Pagen. Nahte des Königs Wagen, so mußten die Fahrenden aus-, die Reiter absteigen. So konnten die Stuttgarter noch stolz auf ihn sein, „er sei so ein guter Schütze und schlage Bediente und Oberbeamte mit derselben Peitsche." Alle Angestellten aber zitterten

vor ihm, wurde doch des Regierens, des Zentralisierens und der Schreiberei mehr als je. Da liefen Anfangs noch Berichte ein wie der: „Im Weiler sind es 9 Seelen und 5 Tagelöhner;“ oder einer über den Viehstand: „Allhie im Orte befinden sich nur 2 Rosse, nämlich Schultheiß und Burgemeister, dieweilen die ganze übrige Burgerschaft aus Ochsen besteht.“ Aufgefordert, über den moralischen und physischen Zustand seiner Gemeinde zu berichten, schrieb ein Schultheiß kurz und gut: „das Moralische ist hie zu Land nicht bekannt und die Viehseuche seit 10 Jahren nicht mehr ausgebrochen.“ So nach und nach lernte mans besser. Der Bauer vergaß allen Spaß, denn er verkam unter der Last der Abgaben; 1815 berechnete das Oberfinanzdepartement, daß vom Reinertrag des gesamten Grundbesitzes dem Eigentümer nur Ein Fünftel blieb; wie nun, wenn das überall gehegte Wild in seine Felder drang, während er selbst der tollen Jagdlust des Fürsten auf weite Fernen mit Zutreiben dienen mußte? Als die Armee dem russischen Winter erlag, mußten die Bauern aus dem halben Reich in wochenlangem Frondienst ein Dianenfest in Bebenhausen verherrlichen helfen; der Hofdichter Matthisson hat es besungen. Wehe dem, der dem Wild Schlingen legte oder gar mit versteckt gehaltener Flinte ihm nachstellte (wurde doch, wer einen tollen Hund erschoß, gestraft!); es blieb den Armen nichts übrig, als die Ernten durch Umlagern des Nachts, oft mit großen Feuern, zu schützen. Ein Landjägerkorps handhabte strenge Polizei. Den Städtern verging das gewohnte freie Reden, Kaufleute vollends mußten sich wegen allerhand Waren vor Angebern fürchten; was englischen Ursprungs war, wurde öffentlich verbrannt. Statt Kaffees mußte Zichorie dienen; Geld außerlands zu schicken, wärs auch für einen Sohn, war bei Strafe der Konfiskation verboten. Polizeispione saßen gerade den Redlichsten auf, weil wahrhaft deutsche Gesinnung geächtet war. Männer wie Pfarrer Dann aber sahen Gottes Gerechtigkeit darin, daß wenn die Deutschen von den Franzosen eine neue Mode angenommen, diese nach einiger Zeit selbst über den Rhein kommen, um ihren Lehrlingen den Schneider auszuklopfen.

Auch die Kirche mußte dem König blindlings unterworfen sein. Bisher hatte das Konsistorium alle Pfarrämter besetzt, mit Ausnahme der Prälaturen und Superintendenzen; die katholischen Herzoge hatten das Kirchenregiment dem Geheimenrat überlassen müssen; Landeskirche und Landesverfassung waren unauflöslich verwachsen. Friedrich behandelte Katholiken und Protestanten in gleicher Weise, indem er das Oberkonsistorium, wie den neuen „katholischen geistlichen Rat“ unter den Chef des geistlichen

Departements stellte, der jeden Wink des Königs als Befehl annahm und raschen Gehorsam forderte.

Dem Papst wurde erklärt, daß der König Anordnungen des Auslands über die inneren Verhältnisse seines Reichs nicht anerkennen werde; Predigt und Katechese mußten an Sonn- und Festtagen vom Priester gehalten, durften nicht durch andere Andachtsübungen verdrängt werden. Ausländische Wallfahrtsorte zu besuchen, nächtliche Gottesdienste zu feiern, war verboten; sämtliche Mönchsorden wurden aufgehoben. Dann kam der Nuntius della Genga nach Stuttgart 1807, wo in aller Eile ein Konkordat vereinbart wurde, welches zwei Bistümer, in Ellwangen und Rottweil, geschaffen hätte. Napoleon beseitigte dasselbe, um ein anderes für den ganzen Rheinbund zu schließen; sein Zerwürfnis mit dem Papst vereitelte aber den Plan.

Um unter den Protestanten mehr Licht zu verbreiten, ließ Friedrich eine neue Liturgie ausarbeiten und nötigte sie, ohne ein Gutachten der Synode darüber zu vernehmen, 1809 der Kirche auf. Es war eine frostige Zusammenstellung von allerlei modernen Gebeten, in welchen der Teufel nicht erwähnt werden durfte, wie es „der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessen" schien. Schon war durch militärische Exekution das Griesingersche Gesangbuch (S. 275) in widerstrebenden Gemeinden eingeführt worden. Das Konsistorium war milde genug, Pfarrer, die in der Stille die alten Formeln brauchten, zu schonen. Aber als Pfr. Friedrich erklärte, er könne gewissenshalber die neue Liturgie nicht annehmen, wurde er abgesetzt.

Um die Tauffrage: Widersagst du dem Teufel? nicht auszulassen, taufte daher mancher Vater sein Kind selbst und brachte dem Pfarrer die Anzeige mit der Geldstrafe von 11 M. Hausmüttern, die sich weigerten, ihr Kind nach der neuen Form taufen zu lassen, wurde es auch durch Polizeidiener weggenommen und in die Kirche getragen. Das Veto, das den Gemeinden gegen neuernannte Geistliche zustand, wurde 1810 abgeschafft, dafür aber 1811 allerhand Außenwerk, z. B. ein neuerfundenes Barett (mit Zeichnung) den Geistlichen vorgeschrieben, jeder Pfarrer endlich seinem Dorfschulzen untergeordnet. Wahrhaft päpstlich lautete die „Normalvorschrift gegen den Pietismus," welche der freimütige Prediger Dann vor dem Kultminister stehend sich vorlesen lassen mußte. Und es war, wie Dann sagte, eine Hasenzeit, da der Zeugengeist überaus selten wurde; die Schrift, mit welcher Dekan Hartmann 1812 seine Entlassung nahm, wagte man dem König gar nicht vorzulegen.

Um so stärker regte sich der Sektengeist. Der Separatist G. Rapp, der gegen die Schulordnung, Eidschwur und Kriegsdienst protestierte, hatte noch 1804 an 700 Anhänger nach Nordamerika geführt und dort eine Kolonie der Ehelosen, die Harmonie „der Ökonomiten“ gestiftet. Dann aber wurde 1807 die Auswanderung verboten. Als sie wieder gestattet ward, eilten 1816 Scharen nach Nordamerika, aber auch Tausende nach Rußland als dem Bergungsort, wo der drohenden Not der letzten Zeit zu entgehen war.

Napoleon galt für Apollyon oder Antichrist, er kam gewiß noch einmal von Helena zurück, um die große Trübsal zu bringen, auf die a. 1836 das tausendjährige Reich folgen sollte. Pfarrer Friedrich hatte nach Stillings Vorgang die Augen auf Südrußland gelenkt, wo denn Kaiser Alexander den Ansiedlern 10jährige Abgabenfreiheit versprach. Kolonnenweise zogen die Leutlein die Donau hinab und verloren wohl die Hälfte ihrer Zahl, ehe sie ihre neuen Dörfer bis nach Grusien hinein zu gründen vermochten. — Es gab auch Separatisten, die 1806 Napoleon für ihren Herrn erklärten und sich von der Regierung lossagten. Die Männer mußten auf den Asberg, die Weiber ins Zuchthaus. Man konnte sie nicht beugen, bis man sie gleichgiltig behandelte. Da etliche wenige fest blieben, meinte Napoleon, als er 1809 auf den Asberg kam, die vier zähesten wären aufzuhängen.

Andrerseits wurde doch auch in diesen Tagen des Kontinentalsystems ein fruchtreicher Verkehr gehegt mit den neu aufkommenden Vereinen zur Ausbreitung des Evangeliums. Die deutsche Christentumsgesellschaft, welche durch den Augsburger Urlsperger in Basel gegründet worden war, hatte seit 1782 Tübinger Theologen zu Sekretären und warme Teilnehmer in Württemberg. M. F. Steinkopf, seit 1795 in Basel, siedelte 1801 nach London über und wurde dort 1804 ein Mitgründer der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Ch. Fr. Spittler und M. Gottlieb Blumhardt, die er selbst nach Basel gezogen, wurden dort voll des Missionsgeistes, der sich so mächtig in England regte; und Steinkopf gelang es, auf jeweiligen Reisen das Feuer zu schüren. Auf einer derselben 1812 brachte er es zur Gründung der württ. Bibelanstalt,

für welche ein wohlgewähltes Komite von Stuttgartern des Königs Genehmigung erlangte.

Schwerer hielt es, des Königs Erlaubnis zu Blumhardts Anstellung als Missionsinspektor in der verhaßten Schweiz zu gewinnen. Ärgerlich sagte er zuletzt: „Kann marschieren," schrieb aber (Dez. 1815): „mit Vorbehalt der Rückkehr ins Vaterland, jedoch ohne Hoffnung auf Wiederbedienstung." Was über die Staatsinteressen hinausging, blieb einmal dem König widerlich. Unter dem Volk aber fand die Sache Anklang. Schon 1799 hatte Dekan Harttmann für die „englische Mission" gesammelt und sich über die große Willigkeit der Leute gewundert. Blumhardts Begleiter war ein erster Missionszögling, dem noch viele Hunderte folgen sollten, während Halle nur einen, die Brüdergemeine und Jänike einige wenige Württemberger in die Heidenwelt ausgesandt hatten. — Die Bibelgesellschaft aber hat über $1^1/_2$ Mill. heil. Schriften verbreitet und später auch eine ganze Blindenbibel in 64 Bänden gedruckt.

Die Aufsicht über die Lehranstalten wurde 1806 dem Konsistorium entzogen und einer Studiendirektion übertragen, welche (unter dem Kultminister) auch die Universität 1811 zu leiten bekam. Bisher war sie eine selbständige, aber arm dotierte Korporation gewesen; jetzt wurde sie eine Staatsanstalt, aber gehoben durch neue Lehrstühle, Schenkungen an Bibliothek, Sternwarte und physikalisches Kabinet (ein Klinikum 1815 errichtet). Friedrich ordnete alljährliche Preisarbeiten für alle Fakultäten an und Preisverteilung an seinem Geburtstag, 6. Nov. Katholische und evangelische Schulen wurden gleichmäßig geordnet und 1811 das Lehrerseminar in Eßlingen errichtet, das einen fruchtbaren Fortschritt zum Bessern einführte. Es war manches Gute in den 2342 Reskripten, Dekreten, Edikten und Manifesten, die 1806—1814 erlassen wurden. Unerschöpft in neuen Entwürfen suchte sich der König im Hafen Friedrichshafen, im Eisenwerk Friedrichsthal, in der Saline Friedrichshall 2c. zu verewigen; durch fortgesetzte Bohrungen schloß er auch 1816 den Salzreichtum des Landes auf. Zunächst aber fühlte nur männiglich, daß jeder Boden des Rechts ins Schwanken geraten war; alle Ordnungen der neuwürttembergischen Landesteile z. B. waren durch einen Federstrich vom 1. Jan. 1807 an be-

seitigt, sofern sie nicht mit dem württembergischen Recht übereinstimmten.

Nur der Umstand, daß Napoleon hinter dem Könige stand, hatte bisher die Opposition eingeschüchtert, den weitverbreiteten Ingrimm zurückgehalten. Nun die Zuchtrute der Völker weggeworfen war, erkannte Friedrich, daß die Willkürherrschaft zu Ende sei. Hatte er noch in Wien die Anträge Preußens und Hannovers für Einführung ständischer Verfassungen hartnäckig bestritten, so that er gleich nach seiner Rückkehr 11. Jan. 1815 kund: „schon seit dem Eintritt der Staatsveränderung von 1806, da die alte Verfassung im Drang der Zeiten habe zu Grunde gehen müssen, sei er zu dem Entschlusse gekommen, sobald ein fester Stand der Dinge da sei, dem Königreich eine angemessene Verfassung zu geben; nun finde er sich bewogen, seinem Volke diese Wohlthat nicht länger vorzuenthalten." Übrigens wußte man, daß ihm der vaterländische Geist der Befreiungskriege ein Greuel war, daher er den freisinnigen Rheinischen Merkur in seinem Reiche verbot und den deutschen Bund, dem er als der letzte 1. Sept. beitrat (wie 14 Tage später der heiligen Allianz), nur als eine Fürstenverbindung, nicht als den Ansatz zur Bildung eines einigen Deutschlands verstand. Friedrich versprach jetzt seinem Lande eine Verfassung, welche den Ständen das Recht der Einwilligung zu neuen Gesetzen und zur Erhöhung bestehender Steuern erteilte, aber alles Zurückkommen auf die Zeit, in der sein Wille Gesetz gewesen war, ausschloß, überdies die Stände nur alle 3 Jahre, auf kurze 6 Wochen zur Vereinigung kleiner Geschäfte zusammenrief. Als der König vor 50 Adeligen, 4 Geistlichen und 70 Volksvertretern diese Urkunde 15. März feierlich beschworen und in ihrer goldenen Kapsel übergeben hatte, verließ er den Saal in der Zuversicht, daß alles beendigt sei. Graf Waldeck aber trug sogleich darauf an, das Gebotene abzulehnen und auf dem guten alten Recht zu bestehen. Alles fiel ihm zu, obwohl in der alten Verfassung für den Adel keine Stelle war, obwohl die Neuwürttem-

berger dieselbe kaum kannten, obwohl die Katholiken durch sie von der Volksvertretung ausgeschlossen waren. Man stimmte eben den Altwürttembergern in dem Wunsche bei, kein geschenktes Recht anzunehmen.

Flugschriften streitbarster Art schwirrten durch die Luft; sie appellierten an die hohen Befreier Deutschlands und bestanden auf der Losung: Rechtlich frei, so rechtlich treu. Und auf die Adresse der Stände folgen scharfe Rechtsverwahrungen der Mediatisierten, der katholischen und lutherischen Prälaten. Der König hielt an seiner Grundlage fest, ließ sich aber 16. April zu Unterhandlungen mit 4 ständischen Bevollmächtigten herbei. Die Versammlung betrachtete sich nun als eine konstituierende und legte durch Zahn (von Calw) die demütige Schilderung der Landesnot vor: 5 Mill. fl. jährlich koste der Hof, wie hoch aber belaufe sich der Wildschaden und die Jagdfronden 2c. Ganz Deutschland staunte ob diesen Enthüllungen. Der König wurde nachgiebiger als man erwarten konnte, die Stände kamen ihm aber nicht entgegen, wie der praktische Geschäftsmann J. C. Cotta (der 1798 die Allgemeine Zeitung gegründet und 1803 vor Friedrichs Zorn nach Bayern verlegt hatte) jetzt anriet. So wies auch Friedrich ihre dringendste Forderung, die Durchsicht der Gesetzgebung seit 1806, entschieden ab, und da sie die Landesbeschwerden veröffentlichten, vertagte er sie 26. Juli. Ehe sich der Landtag trennte, wandte er sich an die Bürgen des Erbvergleichs (S. 265) mit der Bitte um Vermittlung.

Hielten sich auch die Höfe zurück, so sprach sich doch Metternich für die Stände aus, da sein eigenes Geschlecht vom König schwere Unbill erfahren hatte. Die steigernde Erbitterung im Lande veranlaßte diesen, den freisinnigen Freiherrn von Wangenheim, den Kurator der Universität, zu seinem Unterhändler zu machen (Okt.); aber die wiederversammelten Stände stießen sich an den naturphilosophischen Ideen und der glatten Redefülle des Koburgers. Infolge einer begreiflichen Täuschung erschien ihnen die frühere Zeit als gar zu golden, so daß sie am verbrieften Recht auch das Veraltete und Haltlose dem Vernunftrechte vorzogen. Bolley verlangte in seiner Adresse, daß der König die alte Verfassung als gültig fürs ganze Königreich anerkenne; nötige Änderungen sollten einer Ergänzungsakte vorbehalten werden. Darauf legte der König (13. Nov.) 14 Grundartikel vor als Unterlage einer neuen zu ver-

Fig. 68. König Friedrich. Nach einem Kupferstich.

einbarenden Verfassung; sie gewährten die Durchsicht der jüngeren Gesetze, das Steuerbewilligungsrecht, die Verantwortlichkeit aller Staatsdiener und was man sonst nur wünschen konnte. Verwerfe man sie, so werde er seinem neuen Lande eine wahre Repräsentativverfassung geben, im Stammlande aber die alte Ordnung herstellen. Leider lenkte man nun nicht ein, Graf Waldeck wiegelte vielmehr das Volk und den süddeutschen Adel auf; die Mediatisierten aber schloßen einen Verein zur Wahrung ihrer Interessen, den der König als null und verräterisch verbot. Im Notjahr 1816 hatte die Steuererhebung ihre besonderen Schwierigkeiten, der König aber schrieb diese weniger dem Elend der Armen als der von den Ständen genährten Widersetzlichkeit der Vornehmen zu. Von unten drohte Steuerverweigerung, von oben Auflösung; Wangenheim vermehrte den Wirrwarr, indem er plötzlich das Zweikammersystem empfahl. Unter diesen doch nicht aussichtslosen Kämpfen starb der König unerwartet schnell 30. Okt. 1816.

Die Mehrzahl der Volksvertreter hing allzufest an der ständischen Kasse und dem ständigen Ausschuß. Cotta wurde von ihnen hart angelassen, als er Gleichheit vor dem Gesetz eines der wichtigsten Volksrechte nannte, sie waren für Vorrechte der Privilegierten 2c. Umsonst warnten Gönner und Freunde von nah und fern, ein Stein, Hegel, List, Schlayer; Justinus Kerner beschwor seinen Herzensbruder Uhland, abzulassen vom „Kassen- und Kastenwesen der Schreiber und Ratsherrn.“ Da überfiel den König eine Erkältung. Er ließ sich durch abscheuliches Wetter nicht abhalten, einer Ausgrabung von Mammutsknochen in Cannstatt anzuwohnen, wodurch ein Rückfall eintrat, dem der korpulente Mann mit dem schönen Cäsarenkopf erlag. Die Beamten hatten Mühe, öffentliche Freudenbezeugungen zu verhindern. Das Gute, welches diese Diktatur geschaffen, wurde erst später erkannt.

Friedrich hinterließ eine Witwe, die britische Königstochter Charlotte Mathilde, welche seit 1797 ihm vermählt, ihr stilles dem Wohlthun geweihtes Leben 1828 beschloß, und sechs Brüder, deren zwei er zu württembergischen Feldmarschällen erhoben hatte. Von den 3 Kindern seiner ersten Gemahlin, einer braunschweigischen Prinzessin, folgte

ihm Wilhelm, 27. Sept. 1781 im schlesischen Lüben geboren, sehr streng erzogen, schon 1800 ein Freiwilliger im österreichischen Heer und 1814—1815 tüchtiger Anführer im französischen Krieg. Nachdem die von Napoleon ihm aufgedrungene Ehe mit einer bayrischen Prinzessin gelöst war (sie wurde nun Kaiserin von Österreich), hatte er sich Jan. 1816 in Petersburg mit der geistvollen Katharina, der Schwester Kaiser Alexanders, vermählt.

2. Wilhelm I. 1816—1864.

Aller Herzen schlugen ihm entgegen, als er den Thron bestieg; wußte man doch, wie viel er selbst unter dem Despotismus des Vaters gelitten, wie viel er mit dem Freiherrn v. Stein und andern Patrioten Rat gepflogen hatte über die neue Ordnung der Dinge. War er doch der Mann, auf den mancher in Deutschland sah, wenn man etwa nach einer strafferen Einheit seufzte und für die höchste Stelle den verständigsten Fürsten suchte. Es war kaum nötig, daß er erklärte, die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Unterthanen werde das einzige Ziel seiner Bemühungen sein; die ganze Physiognomie des Landes änderte sich in einem Augenblick. Ein Geist der Ordnung, der Nüchternheit und Besonnenheit kehrte in der Regierung ein. Der unsinnige Hofprunk wurde plötzlich beseitigt; statt der teuren Menagerie galt es jetzt hungernde Menschen zu speisen. So war im Nu der Jagdunfug abgestellt, die geheime Polizei aufgehoben, das Briefgeheimnis eingeschärft, und eine Menge von Gnadenakten leerte die Gefängnisse. Eine volkstümliche Maßregel war auch die Herstellung des Geheimenrats (Nov.), jener alten Regierungsbehörde, welcher als erste Pflicht die Aufrechthaltung der Verfassung oblag. Das ganze große Kammergut wurde von Wilhelm für Staatseigentum erklärt.

Der König hatte die Stände vertagt, um in seinem neuen Rat einen Verfassungsentwurf ausarbeiten zu lassen; zunächst galt es, der schrecklichen Not, welche der naßkalte Sommer 1816 über die Länder gebracht, zu steuern.

Seit 1772 war solche Teurung nicht erlebt worden. Kam doch der Scheffel Kernen bis auf 96 fl., das Simri Kartoffeln auf 4 fl. zu stehen; man kochte Nesseln, Klee, Wurzeln, Heu, mahlte Stroh und Sägspäne, schlachtete Pferde. Die Menschen wandelten wie Leichen umher, viele siechten hin oder starben im Wahnsinn; 16000 wanderten aus. Dazu sperrten alle Ländchen ihre Grenzen, bis aller Kornhandel stockte; daher mußte vom Rhein her Frucht geschafft und zu herabgesetzten Preisen verkauft, der Einfuhrzoll aufgehoben, der Wucher beschränkt, für Bestellung der Saatfelder gesorgt werden. Räuberbanden, die sich von den Kriegsjahren her in Oberschwaben gehalten und durch die Teurung vermehrt hatten, wurden endlich mit Hilfe des Militärs gefangen genommen. Unermüdlich zeigte sich besonders Katharina, die 6. Jan. 1817 den Vorsitz in der Zentralleitung des Wohlthätigkeitsvereins übernahm und mit Cotta, Kaufmann, T. Lotter u. a. Menschenfreunden in Verbindung trat, um Kranke zu pflegen und Arme wirksam zu beschäftigen. Die Katharinenschule zur Erziehung armer Mädchen, das Katharinenstift für höhere Bildung reicherer Töchter u. a. Anstalten entsprangen noch der regen Schaffensluft dieser Landesmutter, deren schneller Tod 9. Jan. 1819 den König und sein Land gleich schwer traf; Stuttgart hat zu ihrem Andenken das Katharinenhospital gegründet.

Als der König 3. März 1817 dem Landtag seinen Verfassungsentwurf vorlegte, durfte er mit Recht rühmen, es seien darin alle noch anwendbaren Normen der alten Verfassung zu Grunde gelegt, aber auch beachtet, was der Geist der Zeit und die Weltlage erfordern; leitender Grundsatz der neuen sei Redlichkeit, ihr Charakter Öffentlichkeit. Mängel waren freilich auch daran zu finden; die unbestimmte Fassung einiger unter den 337 Artikeln stand hinter den scharfen Bürgschaften der alten Verfassung zurück. Doch erklärte sich Wilhelm bereit, Verbesserungen anzunehmen, setzte jedoch sein Wort ein, daß er jede Anmaßung, welche die Grundfeste konstitutioneller Monarchie zu untergraben suche, unerschütterlich zurückweisen werde. Das reizte zum Widerstand, hitzige Debatten folgten, dem Minister Wangenheim wurden die Fenster eingeworfen, nachdem 67 Stimmen gegen 42 (neuwürttembergische) das Ultimatum des Königs am 2. Juni abgelehnt hatten. So wurde der Landtag aufgelöst, hauptsächlich weil er von der ständischen Steuerverwaltung und vom Regiment des

stehenden Ausschusses nicht lassen wollte. Den Neuwürttembergern thats leid; sie wünschten, daß die Verfassung wenigstens für ihre Städte und Ämter gelte. Und der König wollte den Vertrag für abgeschlossen ansehen, wenn wenigstens die Mehrzahl der Ämter ihn annähme; die altwürttembergischen verstanden sich aber nicht dazu. Dagegen erließ nun Wilhelm im Nov. 1817 und Dez. 1818 Organisationsedikte, welche die Verwaltung und Rechtspflege in den 4 Kreisen und 64 Oberämtern, sowie den ganzen Staatshaushalt in bester Weise ordneten.

Der deutsche Bundestag, der am 5. Nov. 1816 zusammengetreten war, zeigte bald genug, daß er den Einzelstaaten keine thatkräftige Hilfe zu bieten, kein neues Licht aufzustecken imstande sei, wohl aber beantragte Verbesserungen auf die lange Bank schieben oder auch schnöd abfertigen könne. Umsonst z. B. war Württembergs Klage über Absperrung der Korn- und Viehausfuhr zwischen den deutschen Staaten, selbst in Teurungszeiten; Bayern und Österrrich schoben sich die Schuld davon zu, und es geschah nichts. Nun ließ sich aber Preußen von Wien aus bewegen, die Vorbereitungen für die Verfassungsarbeit im eigenen Staat zu sistieren; die württembergische Preßfreiheit und die Gärung im Volk wurden unbequem. Gemeinden und Amtsversammlungen protestierten energisch gegen die unerschwingliche Steuer und drohten mit Steuerverweigerung; die Staatspapiere sanken beständig. Andererseits sahen sich schon die Schwaben in der Verfassungssache von ihren Nachbarn Bayern und Baden überflügelt, was doch einen Anflug von Reue hervorrief. Da gab Kotzebues Ermordung durch den Studenten Sand 23. März 1819 das Zeichen zur Verfolgung der Demagogen; und man wußte, daß der österreichische Minister gern alle deutschen Stände auf das Recht der Beratung beschränken möchte.

Wilhelm erkannte, was jetzt not that, und berief 10. Juni 1819 eine neue Landesversammlung; sie tagte in Ludwigsburg Juli bis September, gerade während die Ministerversammlung in Karlsbad Metternichs Wünschen

gemäß über die Bändigung jeder freien Regung beriet. Es bewährte sich nun, was der Schultheiß Reinhard 1815 anläßlich der Berufung von Freiwilligen geäußert hatte: „wenn die Schwaben freien Willen haben, geschieht nichts.“ Als der freie Wille verloren war, geschah was und zwar rasch; die zähen, gründlichen, pedantischen Volksmänner waren wie umgewandelt, die strammsten ganz verstummt. Wenn nur die neue Ordnung vertragsmäßig zustandekam, so waren die Altrechtler bereit, im einzelnen nachzugeben. Man fügte sich in das Zweikammersystem, ließ die gemeinschaftliche Steuerverwaltung, welche 1817 die Regierung angetragen hatte, und die Machtbefugnisse der Ausschüsse, auch die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen fallen. Zuletzt kaufte man jede Stunde aus; der König wollte eine Reise antreten und vorher alles beendigt wissen. So wurde die Urkunde am 23. Sept. einstimmig angenommen und sofort vom König 25. Sept. beschworen.

Darin ist jedem Bürger Freiheit der Person, des Eigentums und des Gewissens, den Gemeinden und Amtskörperschaften das nötige Maß von Selbständigkeit zugesichert. Die Steuern werden durch dreijährige Stände bewilligt, welche bei der Gesetzgebung mitwirken; lebenslänglich ernannte Mitglieder tagen mit Prinzen, fürstlichen und gräflichen Familienhäuptern als Standesherrn; 13 ritterschaftliche, 7 städtische und 64 oberamtliche Abgeordnete, gewählt von den Höchstbesteuerten, bilden mit 3 katholischen und 6 protestantischen Geistlichen und dem Universitätskanzler die zweite Kammer. Keine Steuer wird ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, das Kammergut ist Staatsgut, und der König erhält eine Zivilliste. Das Kirchengut soll durch eine Kommission ausgeschieden werden. Steht diese Verfassung auch hinter der 1817 gebotenen zurück, so zeigte sie sich doch brauchbar bis auf diesen Tag. Das Volk war befriedigt; die Reutlinger freilich baten in einer Eingabe um Einberufung eines deutschen Parlaments, weil nur so alle deutsche Staaten sich einer wirklichen Repräsentativverfassung erfreuen könnten.

Zugleich wurden aber die Karlsbader Beschlüsse (vom 20. Sept.) bekannt, welche die Zensur der Zeitungen und kleinerer Schriften, strenge Überwachung der Universitäten und Verhaftung aller Demagogen verfügten. Man mußte

sich murrend fügen. Wilhelm ging nach Warschau, die Hilfe seines Schwagers Alexander gegen die deutschen Großmächte anzurufen. Darin richtete er zwar wenig aus; die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 aber wurde in Württemberg gar nicht veröffentlicht.

Immerhin mußte dem Argwohn, der einmal gegen die Universitäten erwacht war, auch in Württemberg ein kleines Opfer gebracht werden. Der König hatte es doch schmerzlich empfunden, daß Sand, der 1814 in Tübingen studiert und darnach den bayrischen Freiwilligen, die gegen Frankreich zogen, sich angeschlossen hatte, nun seine Hochschule in Verruf bringe, und das eben nachdem er um ihre Hebung sich kräftig bemüht hatte. Im Okt. 1817 war Friedrichs Gründung, die katholische Universität Ellwangen, aufgehoben und mit jener als katholisch-theologische Fakultät verbunden worden; eine weitere Fakultät entstand durch Lehrstühle, die für die Staatswissenschaften errichtet wurden; der Bibliothek und den naturhistorischen Sammlungen hatte Wilhelm das Schloß, der katholischen Fakultät das Konvikt (S. 192) eingeräumt 2c. Man hatte aber in Tübingen die schwärmerischen Jünglinge nicht scharf bewacht, auch nachdem das Wartburgsfest 18. Okt. 1817 die Großmächte schon beunruhigt hatte.

Auf Sands bloßer Brust wurde das grün-blau-weiße Band der Teutonia gefunden, einer Tübinger Verbindung, welche der Burschenschaft vorausging. Rektor der Hochschule war gerade der theologische Professor Bahnmaier, ein feuriger Freund der Jugend und insbesondere der pestalozzischen Schulreform. Dieser benützte das traurige Verbrechen, den Studenten das Gewissen zu schärfen, damit ihr sittliches Urteil nicht durch politische Leidenschaft verkehrt werde; er drang auf Abschaffung des Duells und mahnte in einem Aufruf zu energischem Widerstand gegen den „rohen Burschengeist.“ Da fordert ihn der Minister auf, über die Stimmung der Studenten in betreff der Sand'schen Unthat zu berichten. Bahnmaier sprach sich offen aus: die That werde allgemein als schwere Verirrung mißbilligt, doch stelle man den Thäter nicht den gemeinen Verbrechern gleich, sondern fühle zugleich Mitleid mit seinem Schicksal. Dieses freimütige Wort hatte seine sofortige Abberufung von Tübingen und Versetzung auf ein Dekanat zur Folge.

Allen Teilen der Landwirtschaft schenkte der König

besondere Aufmerksamkeit; nachdem er einen landwirtschaftlichen Verein ins Leben gerufen, diente ein Volksfest in Cannstatt seit 1818 zu einem Vereinigungspunkt aller dahin einschlagenden Bestrebungen, und eine Lehranstalt in Hohenheim bildete die ersten rationellen Landwirte Schwabens. Sie wurde später (1847) zur Akademie erhoben, eine Forst- und Ackerbauschule, eine Tierarzneischule 1821 ꝛc. schloßen sich an sie an; und für Veredlung der Pferdezucht und Viehzucht geschah unabläßig alles, was man von einem „König der Landwirte" erwarten konnte.

Noch weitere Ackerbauschulen, eine Weinbauschule u. a. Anstalten für die Weiterbildung der ländlichen Bevölkerung wurden später errichtet.

Als die Regierung vor unüberlegter Auswanderung zu warnen begann, erklärte Bürgermeister Hoffmann von Leonberg, wie der Staat an hartnäckigen Schwärmern und unfleißigen Armen nichts verliere, wohl aber an den Stillen, die durch die neue Liturgie in einen Gewissenszwang versetzt seien; warum solchen nicht die Anlegung eigener Gemeinden gestatten, wie König Friedrich sie der Brüdergemeine in Königsfeld zugestanden habe?

Nachdem etliche Anstände gehoben waren, wurde 1819 von den Lustbezeugenden die Stätte gekauft, auf welcher die freie Gemeinde „Kornthal" sich anbaute und rasch entwickelte. Weitere Ausbreitung dieses altwürttembergischen Kultus wurde nicht gestattet, außer etwa durch Abtrocknung eines Moosriets in Oberschwaben, was 1824 zur Gründung von Wilhelmsdorf führte. Daran knüpfte sich die Errichtung von Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder nach dem Vorbild von Beuggen, deren seit 1822 ein paar Dutzend im Lande erstanden. Immerhin merkten nun auch die, welche sich nicht zu freien Gemeinden zusammenthun durften, daß der Druck der Glaubensgleichförmigkeit abgethan sei, und blieben ruhig im Lande. Damals starb 1819 der bedeutendste Laienprediger, den Württemberg gehabt, Mich. Hahn in Sindlingen, wo er unter dem Schutz der Herzogin Franziska seit 1794 seine Stunden unangefochten fortgeführt hatte; seine mächtige Warnung vor dem Separatismus hat der Kirche viele edle Kräfte erhalten.

Eine Union der Reformierten mit der Landeskirche nach preußischem Vorgang war schon angebahnt, als der

weitherzige Dr. Steudel († 1837) zur Vorsicht mahnte. Ihm schien es Hochverrat an der Heiligkeit der Überzeugungen, wenn man die Sache so darstelle, als dürfe stillschweigend über abweichende Lehren hinweggeschritten werden; die innere Verbindung sei ja schon da, wozu äußere Verschmelzung? Da die Waldenser die Vorherbestimmungslehre ausdrücklich verwarfen und sich über das Abendmahl befriedigend äußerten, wurden sie in die lutherische Kirche 1823 aufgenommen, mit Beibehaltung des Brotbrechens in der Kommunion. Ihnen kam die Vereinigung besonders durch Einführung des Deutschen als der Schul- und Kirchensprache zu gut; die Bildung einer strenger reformierten Gemeinde aber stieß 1847 auf keine Schwierigkeit.

Die entschiedenen Bekenner des Katholizismus hatten sich nur ungern in die württembergischen Staatsverhältnisse begeben; anderseits war in den altösterreichischen Gebieten die Josephinische Toleranz so heimisch geworden, daß viele des Papstes fast vergaßen und nur ordnungshalber das Bedürfnis eines „Salbers" anerkannten. Auch Herzenschriften aus Mich. Sailers Kreise waren im Klerus vertreten; daher der Staat sich vor der in Rom neuerstehenden Kirchengewalt nicht sonderlich fürchtete. Man hatte aber auf dem Wiener Kongreß versäumt, die Organisation einer germanischen Kirche ins Auge zu fassen; so kams, daß die einzelnen Regierungen mit dem wieder stark aufstrebenden Rom sich einzeln auseinandersetzen mußten, was sie in bedeutenden Nachteil versetzte. Die Verhandlungen mit Württemberg zogen sich lange hin. Zufolge zweier päpstlichen Bullen (16. Aug. 1821 und 11. April 1827) wurde endlich die Diözese Rottenburg als ein Teil der Oberrheinischen Kirchenprovinz eingerichtet und Mai 1828 der frühere Generalvikar, nun Bischof von Rottenburg mit seinem Domkapitel feierlich eingesetzt. Seine Geistlichkeit sollte aber dennoch auf der Universität gebildet werden: ein höheres Konvikt, das Wilhelmsstift, nimmt die Jünglinge auf, welche (seit 1824) in

den niedern Konvikten Rottweil und Ehingen herangezogen werden, um sie zuletzt an das Priesterseminar in Rottenburg abzugeben. Noch immer fehlte es nicht an freieren Regungen, die auf deutsche Messe, Kelchgewährung, Abschaffung des Cölibats 2c. hinzuwirken suchten, ohne daß der Staat sie irgend ermutigt hätte. Dann aber belebte der geistvolle Möhler (um 1830) den Konfessionsstreit aufs neue, vorerst noch im rein religiösen Interesse. Mit den Kölner Wirren erst trat 1837 das Streben der ultramontanen Kirchenleiter nach möglichster Unabhängigkeit vom Staat sichtlicher hervor, verbunden mit schärferer Haltung gegen die Evangelischen. Gemildert ward es in Schwaben durch die versöhnlichen Persönlichkeiten, die an der Spitze standen, und das zuvorkommende Benehmen der Regierung, die im Verhältnis doppelt so viel Kosten für die katholische Kirche aufwendete als für die evangelische.

Auch die Verhältnisse der Israeliten wurden 1828 und 1832 geordnet, sie bekamen eine kirchliche Verfassung, durch welche sie in 13 Rabbinate eingeteilt wurden; ein Gesetz von 1864 stellte sie in allen bürgerlichen Rechten den Christen gleich.

Ruhig verliefen die 20ger Jahre, eine Zeit der Abmattung, wie sie so gern auf politische Krisen folgt; die Opposition erlosch, die Teilnahmslosigkeit an den Neuwahlen erreichte je und je ein bedenkliches Maß. Das Volk freute sich April 1820 über des Königs Wiedervermählung mit seiner Kousine Pauline, welche die Wohlthätigkeitswerke ihrer Vorgängerin weiterführte, und über die Geburt eines Kronprinzen 6. März 1823. Damals glaubte Wilhelm, die Rechte der Mittelstaaten gegen die Beschlüsse des Veroneser Kongresses wahren zu müssen. Metternich bezichtigte ihn dafür revolutionärer Tendenzen und bezeichnete ihn als einen entschiedenen Feind des deutschen Bundes, wogegen Wilhelm sich die Bevormundung Österreichs und Preußens ebenso entschieden verbat. Da aber Kaiser Franz seinen Gesandten abrief, mußte Wilhelm nachgeben und die Minister Wangenheim und

Winzingerode entlassen. Fortan wurde mehr im Anschluß an Österreich regiert.

Der König war entrüstet, als er durch preußische Mitteilungen erfuhr, daß doch ein Geheimbund bestehe, die Einheit Deutschlands nötigenfalls auf gewaltsamem Wege herbeizuführen. Daher wurden die württembergischen Burschenschäftler und Demagogen 1825 ziemlich strenge abgeurteilt (bis zu 4jähriger Festungsstrafe), und die etwas zuchtlos gewordenen Studenten wurden einer strengeren Aufsicht unterworfen, bis ein Statut (Apr. 1831) die Verhältnisse der Universität fest geordnet hatte. — Ging es auf den Landtagen auch etwas schlaff her, wie z. B. die Ausscheidung des Kirchenguts einschlief, die Vorrechte des Adels, keine Gemeindelasten zu tragen, durch bloße königliche Verordnung 1825 festgesetzt wurden, so arbeiteten dafür die Beamten um so fleißiger; namentlich wurde die Landesvermessung mit großem Eifer betrieben und die Staatsschuld merklich verringert. Das Land erholte sich zusehends und hallte wieder von den Liedern vieler Singvereine, die nach dem Muster des Stuttgarter Liederkranzes (1824) zusammentraten.

Die Julirevolution in Frankreich 1830 regte das politische Leben von neuem an. Allerhand Wünsche wurden laut nach einem größeren Maß von Rede- und Druckfreiheit, nach Unabhängigkeit vom schlaffen Frankfurter Bundestag, nach schweizerischen und französischen Zuständen; viel wurde in Wirtshäusern räsonniert, und unter der Jugend bildeten sich von neuem schwärmerische Bünde. Ein Lieutenant Koseritz hatte auch einen Militäraufstand geplant; auf dem Richtplatz in Ludwigsburg wurde er 1835 zur Auswanderung nach Nordamerika begnadigt. Über solche Träume erhob sich der wohlmotivierte Gedanke P. Pfizers, der 1831 wünschte, die Fürsten möchten selbst ihre Souveränetät beschränken und sich unter die Leitung des arbeitsamen, tüchtigen Preußens begeben; ein deutsches Parlament in Berlin solle die Einheit besiegeln. Er fand damit vorerst nur bei wenigen Gehör, denn Preußen lag so fern und schien still ergeben im Gängelband Metternichs zu laufen; wie viel mehr Leben schallte aus Paris und von der Schweiz herüber! Dem König selbst schwebte als das Wünschenswerteste eine Art Trias vor, daß nämlich die 4 rein deutschen Könige mit ihren Nachbarn ein Gleichgewicht gegen Preußen und Österreich

bilden im Anschluß an ein aufrichtiges Frankreich. Die politischen Vergehen, welche infolge der erregten Leidenschaften auch in Württemberg begangen wurden, hat eine Amnestie 1839 der Vergessenheit übergeben.

Ein wirkliches, immer lauter schreiendes Zeitbedürfnis war die Erleichterung des durch die Kleinstaaterei so lange gehemmten Verkehrs. Preußen schaffte zuerst 1818 alle Zollgrenzen zwischen den einzelnen Provinzen ab und nahm dann allmählich Enklaven wie Schwarzburg, Köthen 2c. in sein Zollsystem auf. Für solche Einigung trat nun der geniale, aber leidenschaftliche Reutlinger F. List, seit 1819 Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, im Verein mit Kaufleuten, welche die Frankfurter Messe besuchten, durch Schrift und Agitation ein.

Seine Professur legte er nieder, da die Regierung das Amt eines Konsulenten des Handelsvereins als unverträglich mit der Beamtenstellung betrachtete. Er dachte an eine gemeinsame Gewerbegesetzgebung, an nationale Industrieausstellungen u. s. w. In weitgreifenden Anträgen, die der Kammer vorgelegt werden sollten, faßte er alle Schäden zusammen, die einem Schwaben sein Vaterland entleiden können, besonders das starre, vom Volk geschiedene Beamtentum 2c., lithographierte den Entwurf und verbreitete ihn. Er wurde wegen Ehrenbeleidigung der Regierung kriminell untersucht und 1821 von der Kammer ausgeschlossen. Nachdem er vom Asberg losgekommen war, fuhr er fort, von Amerika herüber für einen allgemeinen Zollverein, ein nationales Wirtschaftssystem, ja bald für ein Eisenbahnnetz über alle deutsche Gaue hin zu wirken. — In merkwürdigem Gegensatz zu diesem reichsstädtischen Streben nach Einigung stand der damals in Reutlingen schwunghaft betriebene Nachdruck: „Wie haben da die Drucker so schnöde nachgedruckt und manchem armen Schlucker sein Honorar verschluckt."

Da der Bundestag seine Unfähigkeit bekannte, „in dieser wichtigen Sache" der Verkehrserleichterung zu helfen, näherte sich Württemberg 1824 erst Hohenzollern, dann schloß es Jan. 1828 mit Bayern einen Verein, den beide gern über das „reine Deutschland" ausbreiten wollten; denn noch immer verschlang die Zollwacht 44 Prozent des Bruttoertrags. Bald (Mai 1829) begegnete und vertrug sich dieser Zollverein in Darmstadt mit dem preußi-

schen, welcher dahin über Thüringen einen Weg gefunden hatte. Obgleich nun Pfizer selbst samt den übrigen liberalen Abgeordneten sich gegen den Anschluß an das gefürchtete Preußen kräftig sträubte, setzte doch Wilhelm 1833 den preußischen Gedanken durch, daß beide Zollvereine sich verschmelzen sollten. Trotz Österreichs Abmahnung fielen 1. Jan. 1834 die Schlagbäume. Da mußte 1835 auch Baden beitreten und unsere westliche Grenze wurde vom Schmuggel und von den Kugeln der Zollwächter gereinigt. Allmählich trat so der größere Teil Deutschlands in engeren Wechselverkehr, wodurch ein wahrer Wettkampf der Gewerbsthätigkeit entbrannte, während zugleich die Erkenntnis sich Bahn brach, wie durch langsamen, aber unablässigen Fortschritt auf die Einigkeit des ganzen deutschen Vaterlands in seinen wichtigsten Interessen hingearbeitet werden könne. Münzverträge schafften 1837 für Süddeutschland und 1857 fürs ganze Vaterland vielen Mißständen Abhilfe; der Aufschwung der Gewerbe rief 1840 eine polytechnische Schule ins Leben. Ob aber Eisenbahnen sich für das bucklige Schwaben schicken? Rentieren werden sie sich einmal nie, sagten gewiegte Geschäftsmänner; auch der König, der dem Straßenbau besondere Sorgfalt gewidmet hatte, traute der Sache nicht, während andere mit ihr den ewigen Frieden dem Lande versprachen, daher 1836 ein Komite vergebens darüber beriet. Endlich bewog der Ulmer Prof. Haßler 1843 die Unschlüssigen, daß eine Linie in Angriff genommen wurde. Und sobald 1845 die erste zwischen Cannstatt und Eßlingen eröffnet war, zeigte sich, daß die Ausdehnung solcher Bahnen weit über den ursprünglichen Plan hinaus notwendig sei.

Wie das erste Dampfboot auf dem Bodensee (1824) ein württembergisches war, so erreichte auch die württ. Eisenbahn in Friedrichshafen zuerst das schwäbische Meer 1847. — Im Gefolge der Bahnen aber kam der Post- und Telegraphenverein 1850, mit allerhand Erweiterungen der Verkehrsmittel, der Übernahme der Posten von dem seit 1819 damit belehnten Hause Thurn und Taxis 1851, und der Einführung der Landpost. Dampfschiffe belebten außer dem Bodensee auch den untern Neckar, bis die Ausdehnung der Eisenbahnen ihnen Abbruch that.

Das 25jährige Jubiläum der Regierung Wilhelms ward im Sept. 1841 mit dankbarer Freude vom ganzen Lande gefeiert; eine Ehrensäule sagt davon auch künftigen Geschlechtern. Damals führten die Metzger im unabsehbaren Festzug einen gewaltigen Ochsen herum und banden ihm den schönen Reim auf die Stirne: Wer König Wilhelm je veracht't, Der werd' wie dieser Ochs geschlacht't! Man fühlte gerade in besonderer Weise das Zusammenwachsen mit dem ganzen Deutschland, weil sich wieder Rheingelüste beim westlichen Nachbar geregt hatten. Dasselbe gegen Fremdherrschaft zu sichern, wurde daher Ulm zu einem großen Waffenplatz umgestaltet, und zum Schutz für Württemberg die längst geplante Festung Rastatt endlich gebaut. Aber der König sollte auch den Wechsel der Volksgunst erfahren. Kaum waren die frohen Feste gefeiert, welche sich 1846 an die Vermählung des Kronprinzen mit Olga, der gefeierten Tochter Nikolaus I., knüpften, als in einem Brotkrawall Mai 1847 das Militär mit Steinen beworfen und auch der König, der dem Gesindel gegenüber die höchste Geduld bewies, angegriffen wurde. Das geschah in Stuttgart; ähnliches in Ulm; man stürmte die Häuser von angeblichen Kornwucherern, bis die Truppen endlich von ihren Waffen Gebrauch machten.

Die unleugbare Not, welche Teurungsjahre und endlich die Kartoffelkrankheit über das Land gebracht hatten, erklärte solche Vorfälle kaum, da eben in den Städten die Armen hinreichende Unterstützung fanden. Vielmehr hatte sich ein ungeheurer Zündstoff gesammelt: man hatte schon lange das Danken sehr verlernt; die deutschkatholische Bewegung, da bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte gemacht wurde, war von Preußen her in die Hauptstädte eingedrungen; offene Gottesfeindschaft und sozialistische Umsturzlehren wurden durch Wort und Lied bis in die untersten Volksschichten, die Handwerksbursche und Fabrikarbeiter, verbreitet, und geheime Gesellschaften arbeiteten auf einen allgemeinen Krach, auf eine rote Republik hin. Daher der Murr- und Trutzgeist jener Tage. Die Führer der Opposition begannen in Liberale und Demokraten auseinanderzugehen.

Der zündende Schlag kam von Paris. Die Februarrevolution setzte mit einemmale ganz Deutschland, Öster-

reich und Preußen in Flammen; alles geriet außer Rand und Band. Eine Adresse von Stuttgarter Bürgern, welche, nach dem Vorgang der Karlsruher, Volksvertretung beim

Fig. 37. König Wilhelm.

deutschen Bunde, volle Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung ꝛc. forderte, absichtlich aber jeden Ausdruck der Ergebenheit und des Vertrauens vermied, wurde 2. März 1848 von 2000 Bürgern, darunter 900 Poly-

technikern, Gymnasiasten, fremden Handwerksgesellen 2c. unterschrieben. Ungeheurer Tumult, wenn ein Bürger gegen die Beteiligung der Schuljugend sprach; ein Abgeordneter brachte ihr ein Hoch. Sturmpetitionen folgten von den andern Städten und der König entschloß sich 9. März angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung, die Oppositionsmänner Römer, Pfizer, Goppelt, Duvernoy zu Ministern zu ernennen. Schwarzrotgold, die geächtete Farbe der Burschenschaft, wurde nun vom Frankfurter Bundestag als deutsche Farbe empfohlen und an einer neuen Verfassung für Gesamtdeutschland fleißig gearbeitet. Die Volksbewaffnung ward 1. April eingeführt.

Dazu half der Franzosenschrecken, da es 25. März allerorten hieß, die Feinde stehen schon im nächsten Dorf, während zu gleicher Zeit die Franzosen vor deutschen Heeren flüchteten. Eine schwere Zeit für jeden Beamteten, denn niemand wollte recht gehorchen. Im Fränkischen brachen Bauernaufstände aus, die hauptsächlich auf die Zerstörung von Lagerbüchern hinausliefen; überall aber schoß man aus Wald und Feld die Vögel weg. Das Volk schien in dem neuen Freiheitsfrühling sich wie toll baden zu wollen; wohl war es der kleinere Teil, aber die ruhigen Bürger standen verdutzt und fanden sich nicht so schnell zusammen. Indessen rückten württembergische Truppen den „Republikanern" entgegen, welche im badischen Oberlande einen Einfall gewagt hatten. Bei Dossenbach trieben sie 27. April die Freischar des Stuttgarter Dichters Herwegh auseinander und fingen ihrer einige; sie mußten dafür später „vertierte Söldlinge" heißen. Schon hörten jetzt auch die Bauern von dem neuen Ding Republik und wunderten sich, was für Glück das wohl bringen würde.

Die meisten Schwaben begrüßten die deutsche Nationalversammlung, die 18. Mai in Frankfurt eröffnet wurde, mit den größten Hoffnungen. Ihr Dichter Uhland, sonst so schweigsam, führte da aus, wie es jetzt gelte, ein großes Reich zu bauen, einen herrlichen Dom aufzuführen mit den zwei großen Türmen Österreich und Preußen und vielen kleinen und kleinsten Türmchen, auf breitester demokratischer Grundlage und doch mit Schonung jeder berechtigten Autorität. Der Bau, ohne Gebet begonnen, sollte nicht gelingen. Zwar wurde ein Reichsverweser gewählt, der Erzherzog Johann, dem am 6. Aug. auch

das württembergische Militär in festlicher Parade huldigen mußte. Auch Schwaben hatten nach Schleswig-Holstein zu ziehen, doch ohne dort mitzukämpfen. Aber Preußen konnte sich den Frankfurter Befehlen nicht fügen, und als es mit Dänemark Waffenstillstand schloß, brach die republikanische Partei der Süddeutschen wieder in blutige Aufstände aus. Sie waren bald unterdrückt, ließen jedoch ein Gefühl der Unsicherheit zurück, welches die freigebigen Beschlüsse der Nationalversammlung über die Grundrechte der Deutschen nicht vermindern konnten. Im Nov. hatten Österreich und Preußen aus der ärgsten Verwirrung sich herausgearbeitet und nun zeigte sichs, daß Deutschland, wenn es ein Haupt suche, zwischen diesen beiden wählen müsse. Die Mehrheit der Volksvertreter entschied 28. März 1849, dem preußischen König sei die deutsche Kaiserkrone anzutragen. Seine Ablehnung 28. Sept. gab dem Parlament den Todesstoß; die österreichischen Abgeordneten waren schon abberufen, die preußischen folgten jetzt; das Parlament schrumpfte auf einen schwachen Rumpf von Radikalen zusammen, während durch Baden und die Pfalz der republikanische Aufruhr tobte.

Indessen hatte der württembergische Landtag, genannt „der lange", 20. Sept. 1848 bis 11. Aug. 1849 einige wichtige Gesetze zustande gebracht: die Zehentablösung, welche bei nur 16fachem Betrag und 4prozentiger Verzinsung des Kapitals für die Berechtigten, Adel, Kirche und Körperschaften, sehr ungünstig ausfiel; dann die Ausdehnung des Amts- und Gemeindeverbands auf sämtliche Teile des Staatsgebiets. Der König verminderte seine Zivilliste um jährliche 200 000 fl., dagegen lehnte er standhaft den Wunsch der Linken ab, eine konstituierende Versammlung alsbald zu berufen. Die sog. Grundrechte ließ er bereitwillig 31. Dez. 1848 verkündigen, beschied sich auch, einfach König zu heißen, nicht mehr „von Gottes Gnaden"; die Wahl eines deutschen Kaisers aber, behauptete er fest, stehe nicht der Nationalversammlung zu, solche Neuerungen müßten mit den Fürsten vereinbart werden.

Am 20. April erklärte er: „Die deutsche Verfassung werde ich in meinem Lande durchführen, wie ich die Grundrechte zuerst eingeführt habe. Aber dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht, mein Gewissen und meine Überzeugung lassen es nicht zu. Dem Kaiser von Österreich, wenn er gewählt worden wäre (da ich die Überzeugung habe, daß es für Württemberg vorteilhaft gewesen wäre), würde ich mich unterworfen haben." Alles stürmte nun mit Adressen und Deputationen auf den König ein. Die zweite Kammer erklärte die Reichsverfassung als gültiges Gesetz für Württemberg, gegen welches jeder Widerstand Verbrechen sei. Wie die revolutionäre Aufregung in Stuttgart zunahm, zog sich der König nach Ludwigsburg zurück, wo übrigens bereits auch unter dem Militär gewühlt wurde. Endlich, 24. April, gab er dem Andringen seiner Minister soweit nach, daß er erklärte: er habe nichts einzuwenden, wenn der König von Preußen, welcher ja das Erbkaisertum nicht annehmen wolle, sich an die Spitze Deutschlands stelle. So groß der Jubel war, mit dem dieser abgedrungene Entschluß aufgenommen wurde, waren doch die Radikalen damit nicht zufrieden. Sie verlangten Unterstützung des badischen Aufstands, den Preußen eben bekämpfte. Eine demokratische Volksversammlung zu Reutlingen am 28. Mai beschloß neben einer Reihe maßloser Forderungen sofortige Vorbereitung zum bewaffneten Widerstand; Preußen sei als Reichsfeind zu behandeln, eine provisorische Regierung solle eingesetzt werden u. s. w. Doch traten die vaterländischen Vereine dem Treiben der Volksvereine entschieden entgegen.

Da ein preußisches Heer sich Frankfurt näherte, beschloß eben jetzt die Nationalversammlung (d. h. das übrige Sechstel), ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen. Vogt hoffte der Revolution in Württemberg mit solcher Übersiedlung zum Durchbruch zu verhelfen. Die Märzminister räumten zunächst den 104 Frankfurtern den Ständesaal ein und die Bürgerwehr erwies ihnen die militärischen Ehren. Am 6. Juni wählten sie Vogt, Simon, den Stuttgarter Becher und zwei andere zu Reichsregenten. Da diese aber sich anmaßten, über die Geld- und Streitkräfte des Landes zu Gunsten der Empörer zu verfügen und den General Miller abzusetzen, wurden sie aufgefordert, Württemberg zu verlassen. Noch einmal suchten sie 18. Juni ihr Lokal, ein Reithaus, auf, um dort Sitzung zu halten, sie fanden es aber von Truppen besetzt; ein Trommelwirbel übertönte den Protest des Präsidenten Löwe, und die Versammlung zerstreute sich. Karlsruhe, wohin Löwe

sie beschied, war bereits in den Händen der preußischen Truppen. So endete der große Wirrwarr.

Demokratische Bewegungen in einzelnen Städten wurden mit Leichtigkeit unterdrückt, über Heilbronn allein mußte der Belagerungszustand verhängt werden. Die Bürgerwehren verschwanden, nachdem sie allen Kredit verloren hatten. Der König entließ 28. Okt. sein Märzministerium, welches zäh an der Reichsverfassung festhielt, während es von der Volkspartei des Verrats an der deutschen Sache bezichtigt wurde. Er hatte nun aber seit 1. Dez. mit der konstituierenden Landesversammlung zu verhandeln, welche bloß aus 64 gewählten Volksabgeordneten bestand und nach kurzem Zusammenstoß 22. Dez. aufgelöst wurde. So ging es 1850 noch zwei anderen Landtagen (15. März bis 3. Juli, 4. Okt. bis 6. Nov.), weil mit ihren demokratischen Mehrheiten keine befriedigende Revision der Verfassung zustande gebracht werden konnte.

Damals gestand ein ehrlicher Bauer seine Verlegenheit: Wir sind eben zu dumm zum Wählen!

Da indessen Preußen sich noch immer redlich mühte, eine friedliche Einigung Deutschlands zu bewerkstelligen, trat Wilhelm den österreichischen Bestrebungen bei, solche zu verhindern, und schloß 27. Febr. 1850 mit Bayern und Sachsen den Dreikönigsbund. Er ging so weit, in einer Thronrede 15. März die Aufrichtigkeit Preußens zu verdächtigen, welches doch eben erst durch seine siegreichen Waffen 3—4 deutsche Throne neu befestigt hatte.

Der Anlauf zur Union wurde ein künstlicher Sonderbundsversuch genannt, ohne Aussicht auf Bestand in den Tagen der Gefahr; die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein. „Der deutsche Einheitsstaat ist ein Traumbild und das gefährlichste aller Traumbilder; die wahre Stärke und Eintracht, die wahre Kultur und Freiheit der Nation beruht im letzten Grunde auf der Erhaltung und Pflege der Eigentümlichkeit und Selbständigkeit ihrer Hauptstämme.“ Vielleicht trug zu solcher Aufregung des Königs der Umstand bei, daß 7. Dez. 1849 seine beiden südlichen Nachbarn von Hohenzollern ihre Fürstentümer freiwillig an Preußen abgetreten hatten, so daß er dieses Haus

in unwillkommene Nähe vordringen sah. Friedrich Wilhelm IV. begnügte sich, seinen Gesandten von Stuttgart abzurufen.

Wilhelm schritt noch weiter vor. Er trat (Aug.) der wiederhergestellten Bundesversammlung bei; und auf einer Fürstenzusammenkunft in Bregenz 10. Okt. 1850, da die hessischen Verwicklungen besprochen wurden, brach der jugendliche Greis gegen Franz Joseph in die Worte aus: „wenn der Kaiser befiehlt, so marschieren wir." Es war nicht nötig zu marschieren, da der Preußenkönig sich dem Machtgebot Österreichs und Rußlands fügte. In dieser Weise kehrte Württemberg in das alte Verhältnis zum Bundestag zurück. Weil sein Landtag zu einer Rüstung gegen Preußen keine Geldmittel bewilligte, wurde er (Nov.) aufgelöst, ohne die Gestattung, einen Ausschuß zu wählen. Als gleichwohl die Wahl vor sich ging, wurde polizeilich gegen den Ausschuß vorgeschritten und das Schloß der Staatsschuldentilgungskasse, das er nicht öffnen lassen wollte, erbrochen; ein Verfahren, das die Gerichte billigten. Man begnügte sich nun wieder mit der alten Verfassung von 1819, mit welcher der Minister Linden klug und streng zu hausen verstand. Am 7. Mai 1851 wurde der Landtag auch wieder mit einem Gebet eröffnet nach langer Entwöhnung.

Alle diese Schwenkungen und Anläufe hatten schweres Geld gekostet und eine allgemeine Störung des Wohlstands herbeigeführt. Verarmung, Vergantung und Auswanderung waren nun an der Tagesordnung; die Verbrechen hatten sich so gemehrt, daß nach mehrjährigem Versuch milderer Bestrafung 1853 die Todesstrafe (durch das Fallbeil) und körperliche Züchtigung wieder eingeführt werden mußten. Auch für Schärfung des Forstschutzes 1855 gab's gute Gründe; die Zügel wurden da und dort wieder straffer angezogen, und Gemeinden, die sich selbst nicht regieren konnten, unter Staatsaufsicht gestellt. Einige Neuerungen der Revolutionszeit blieben unverrückt, nämlich die Geschworenengerichte, welche Aug. 1849 in acht Städten waren niedergesetzt worden, und das Papiergeld, eine vor 1849 in Württemberg nicht erzeugte, ihm nur vom Ausland zuströmende Waare. Endlich auch die Zehentablösung, nur daß durch ein nachträgliches Gesetz die Benachteiligten in etwas entschädigt wurden. Allgemach hob sich der Wohlstand wieder, wozu gesegnete Ernten und Herbste das Meiste beitrugen.

Die Differenz mit Preußen wurde 1852 ausgeglichen; es hätte den süddeutschen Staaten, die sich von Österreich für eine Zolleinigung ködern ließen, den Zollverein gekündigt, wenn sie sich nicht noch besonnen hätten. 1853 wurde er auf 12 Jahre erneuert und auch über Nordwestdeutschland ausgedehnt. Schon 1858 wies der Württemberger Frauer auf ein Zollparlament als das geeignetste Mittel, die Einheit Deutschlands zu verwirklichen; noch waren aber die Gemüter dafür nicht reif. Dagegen wurde durch ein Gesetz vom 12. Febr. 1862 der Zunftzwang aufgehoben und volle Gewerbefreiheit eingeführt. Im Krimkriege näherte sich Wilhelm dem preußischen Hofe noch entschiedener, während seinen Ständen die österreichische Politik mehr zusagte.

Am 14. Jan. 1855 erklärte Österreich allen deutschen Regierungen, daß es ihm auf Sprengung des Bundes nicht ankomme, und forderte die einzelnen auf, in ein separates Kriegsbündnis mit dem Wiener Hof (gegen Rußland) zu treten. Dafür wurden Vorteile verheißen, die nur auf Kosten der nicht beitretenden Bundesglieder gewährt werden konnten; zugleich drohte es mit dem Einmarsch französischer Truppen. Dieser Wink zeigte, wie der deutsche Bund sich nahezu überlebt hatte. Als daher Bismarck Dez. 1855 den König besuchte, fand er bei ihm wenig Vertrauen auf Österreich. Nach dem Friedensschluß besuchte Napoleon III. Stuttgart Sept. 1857, um dem Hof und dem Volke das neuerwachte demokratische Kaiserreich vor Augen zu stellen und seinem bisherigen Feind Alexander II. die Hand zu reichen. Seine St. Helena-Medaille für die Veteranen aus den napoleonischen Kriegen soll auch noch manchem greisen Schwaben Freude gemacht haben.

Der geistige Katzenjammer, welchen jene Taumelzeit zurückgelassen, führte von selbst zu neuem Aufleben der kirchlichen Interessen. Im Haschen nach unbestimmten schönen Idealen hatte man doch das Erprobte gar zu rasch verachtet, wie grandios aber stand, nachdem der Nebel verschwunden war, der Bau der Kirche da, so fest wie vor Jahrhunderten! Und dieser Dom wuchs noch immer. Während des Freiheitsrausches hatte sich die katholische Kirche namentlich in Preußen völlig freie Bewegung errungen; da und dort traten konservative und liberale

Protestanten zu ihr über. Hatte schon 1841 der württembergische Landesbischof Erweiterung seiner Befugnisse verlangt, so erhob nun der hochgeachtete Bischof Lipp (1847 bis 1869) samt seinem Erzbischof immer stärkere Ansprüche auf Autonomie der Kirche. Die Grundrechte hatten dieselbe zugestanden in freigebigster Weise („Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbst"), freilich so daß der Staat sich von der Kirche trenne. Die Römer aber wünschten beides: die volle Selbständigkeit der Kirche und den ausgiebigsten Beistand des Staats. Da Preußen und Darmstadt das gewährten, da in Österreich 1855 ein Konkordat geschlossen wurde, das die Schule, die Presse, die ganze Priesterschaft und volle kirchliche Gerichtsbarkeit den Bischöfen übergab, so ließ sich auch Wilhelm 8. April 1857 zu einer Konvention mit dem Papst bewegen, welche diesem neue Rechte einräumte.

Er wünschte damit zu erreichen, daß seine neuwürttembergischen Unterthanen ihre sehnsuchtsvollen Blicke nicht nach Österreich kehrten. Die Evangelischen aber hatten dabei mancherlei Bedenken: der Kurialstyl hatte nicht erlaubt, die Rechte der evangelischen Kirche ausdrücklich zu wahren; gemischte Ehen ohne katholische Erziehung aller Kinder sollte der Bischof nicht mehr gestatten dürfen; die unbeschränkte Zulassung geistlicher Orden war ausgesprochen ꝛc. Die Regierung brachte jedoch diese Konvention erst dann vor die Stände, als Österreich in Italien besiegt war und Baden 1860 einen ähnlichen Vertrag mit großer Mehrheit verworfen und der Erzbischof dafür dem Staat den Krieg erklärt hatte. So waren die Württemberger gewitzigt, verwarfen die Konvention 1861 mit 63 gegen 27 Stimmen und forderten die Regierung auf, die Verhältnisse der katholischen Kirche auf dem Wege der Landesgesetzgebung zu ordnen. Das geschah denn so, daß ein Gesetz vom 30. Jan. 1862 die wesentlichen Züge der Konvention aus dem Kurialstil in die Staatssprache übertrug. Der Staat gibt das Ernennungsrecht zu katholischen Kirchenstellen auf, überwacht aber die Bildungsanstalten der Geistlichen und schließt vorerst die Jesuiten aus. So wurde den Württembergern der kirchliche Friede erhalten.

Die evangelische Kirche war dem König zu großem Dank verpflichtet, seit er ihr zu einer zeitgemäßen Umwandlung ihrer Kirchenbücher verholfen hatte. Nachdem man nämlich die Schätze der früheren Geschlechter in ihrem

wahren Wert erkannt hatte, mußten das Gesangbuch der Aufklärungszeit 1842 und die Liturgie 1843 besseren Sammlungen Platz machen, die von weise gewählten Kommissionen ausgearbeitet, sich leicht den Eingang in die Gemeinden errangen. Nun erst wurde auch die Ordination eingeführt. Langsamer gings mit den Bestrebungen nach dem Ausbau der kirchlichen Verfassung.

Man suchte 1845 eine gewisse Einigung mit den andern deutschen Landeskirchen zu erreichen, doch ohne sehr augenfällige Resultate. Im Sturmjahr 1848 wurde die Staatskirche vorläufig beseitigt und eine Verfassung entworfen, wornach z. B. die Gemeinden bei Ernennung ihrer Geistlichen auch eine Stimme haben sollten. Einige der damals getroffenen Bestimmungen wurden allmählich eingeführt, 1851 die Pfarrgemeinderäte, unter heftigem Widerstand der Demokraten, dann 1854 Diözesansynoden; eine Landessynode wurde erst 1867 angeordnet und die erste 1869 gehalten.

Es war natürlich, daß die Revolutionszeit zu ernsten Rückblicken aufforderte und die Kirche sich mancher Versäumnisse bewußt ward. Wie kam es nur, daß so viele Gebildete, voraus der Beamtenstand, ihr entfremdet waren, während in den untersten Schichten der gröbste Materialismus weiten Boden gewonnen hatte? Man suchte damals die innere Mission zu organisieren und hat damit Manches geschaffen, das gute Früchte bringt, Diakonissenhäuser (seit 1853), Kleinkinderschulen (1856), Jünglingsvereine, Armenvereine, Sonntagsschulen ꝛc. Dagegen kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die irreligiöse Strömung vorherrscht.

Seit Dav. Strauß 1832 die Jugend in Tübingen mit der Hegelschen Philosophie bezaubert und durch ein Leben Jesu die evangelische Geschichte in Mythen aufgelöst hatte, ging ein tiefer Riß durch die Theologen und Kirchendiener. Sein Lehrer F. Ch. Baur († 1860) wurde Gründer einer kritischen Schule, welche die neutestamentlichen Schriften auf ihren Ursprung untersuchte und so wenig Echtes und Wahres an ihnen ließ, daß das Evangelium den wenigsten Studenten mehr imponierte. Wie konnten sie es dann fröhlich predigen? Ein C. F. Schmid († 1852), T. Beck († 1878), G. F. Oehler († 1872), Ch. Palmer († 1875) u. a. Lehrer brachten es dennoch wieder bei Vielen zu Ehren, aber der Kampf zwischen Glauben und Wissen nahm doch immer größere Dimensionen an. Die Folge war, daß die Einen wie Strauß

selbst († 1874) der Theologie den Abschied gaben und sich für Nichtchristen erklärten, andere aber auf halbem Wege stehen blieben oder hin und her schwankten, wieder andere nach den alten Ordnungen der lutherischen Kirche als festem Halte griffen. Es hat der Kirche nie an lebenskräftigen Zeugen gefehlt, wie C. A. Dann († 1837), die Brüder L. und W. Hofacker († 1828 und 1848), Sixt Kapff († 1879), der Missionsanwalt C. G. Barth († 1862), der Dichter A. Knapp († 1864), der Krankentröster Christoph Blumhardt († 1880), der Diakonenvater U. Hahn († 1881) ꝛc. Seit 1840 suchte G. Werner in seinem Bruderhaus und 10 Zweiganstalten Sozialismus und Christentum zu verschmelzen. Eine wahrhaft einigende Kraft ist unter all den mancherlei Gaben, deren sich die Gemeinde erfreut, ihr nicht geschenkt worden, auch die gläubigen Kreise zeigten sich manchfach gespalten. Außerdem warben englische Wesleyaner (seit 1830), amerikanische Methodisten (1849) und Albrechtsbrüder (1850), Baptisten (seit 1838), Nazarener und Neukirchler, Swedenborgianer, Irvingianer und Darbysten um allerhand erweckte Seelen und priesen ihre Gemeinschaft als die beste an. Andere wie die Tempelfreunde (1854) suchten ein Gottesvolk nach Palästina zu verpflanzen, oder lockten nach Südafrika, nach dem asiatischen Rußland, die schlimmsten gar (seit 1860) zu den Mormonen nach Utah. Sieht man auf den äußeren Bestand der evangelischen Kirche, so stand sie neben der festgeschlossenen römischen doch schwächlich da, während die stille Säe- und Ernte-arbeit ihrer Diener vielleicht so fruchtbar betrieben wurde als zu irgend einer früheren Zeit.

In kirchlichen Dingen ein zweiter Christoph zu werden, wie er es vielfach in der Neuorganisation des Staats geworden ist, war dem König Wilhelm nicht beschieden; er blieb wie sein Vater ein Verehrer Voltaires. Er hat aber für die Pflege aller geistigen Interessen stets Sorge getragen; die Hochschule wurde durch Erweiterung des Kreises der Lehrgegenstände, Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte, Mehrung und Ausstattung ihrer Anstalten und Sammlungen mächtig gehoben; die naturwissenschaftliche Fakultät trat 1863 ins Leben, die erste in Deutschland. Die polytechnische Anstalt (S. 313) wurde zu einer Art Hochschule erweitert, an die sich Kunst-, Gewerbe- und Fortbildungsschulen anreihten. Der Volksschule und ihren Bedürfnissen, wie dem höheren Unterricht wurde stete Aufmerksamkeit zugewendet. Auch glückliche Dichter und gründliche Forscher mangelten dieser Periode nicht.

L. Uhland (1787—1862) ist durch seine Balladen und Romanzen fast so allgemein beliebt geworden als Schiller, und seine Freunde G. Schwab († 1850), Just. Kerner († 1862), K. Mayer († 1870) samt dem Erzähler W. Hauff († 1827) und dem eigenartigen E. Mörike († 1875) haben die Erfindung des Namens einer schwäbischen Schule veranlaßt. Unter dem jüngeren Geschlecht seien hier Herm. Kurz († 1873) und Berth. Auerbach († 1882) nebst K. Gerok und J. G. Fischer erwähnt. Als Geschichtsforscher hat C. F. Stälin († 1873), als Physiker Rob. Mayer († 1878) einen europäischen Ruf gewonnen. Und vergessen sei auch nicht F. Silcher († 1860), der liebenswürdige Komponist von Volksliedern. Wie viel ließe sich vom Aufschwung der Künste, der mannigfaltigsten Gewerbe sagen, von ihrer Förderung durch Ausstellungen ꝛc.; Fabriken im modernen Sinn sind erst in dieser Periode entstanden und wie reißend haben sie sich vermehrt! Namentlich wurde Stuttgart ein Hauptsitz des deutschen Buchhandels und jeder literarischen Thätigkeit. Gewiß waren in keinem früheren Halbjahrhundert, das Schwaben durchlebt hat, so viele Bedingungen des Wohlbefindens, freier Bewegung und fruchtbarer Entwicklung vereinigt zu finden, als in Wilhelms Regierungszeit. Wenn dennoch über unfertige, klägliche, ja unerträgliche Zustände viel geklagt wurde, so werden das vielleicht die gewitzigteren Enkel begreifen, wie es der Menschenkenner Wilhelm sich zurechtzulegen wußte. Auf dem Schloß Rosenstein, das er vor 40 Jahren erbaut hatte, entschlief er am 25. Juni 1864, der Nestor der europäischen Fürsten, an Altersschwäche, und wurde nach seiner Anordnung in aller Stille bestattet in der Kapelle, welche er 1820 an der Stelle seiner Stammburg über dem Grab seiner ersten Gemahlin Katharina errichtet hatte (Fig. 58). Die Königin Pauline folgte 10. März 1873 ihrem Gemahl im Tode nach, eine stille Nacheiferin ihrer hochbegabten Mutter, der Herzogin Henriette, die als eine Mutter in Israel durch priesterlichen Sinn und Dienst für die Sache des Gottesreiches weithin gewirkt hatte († 1857).

3. Karl I. seit 1864.

Sobald Karl den Thron bestieg, that er dem Volke kund, daß er im Geiste seines Vaters die Regierung fortführen, seine Werke pflegen und insbesondere die Verfassung des Landes treu beobachten werde. Wenn aber dem Vater oblag, die Ausgleichung des Unterschieds zwischen dem altererbten Besitz und den neuerworbenen Landesteilen herzustellen, so war es dem Sohne beschieden, neben der Pflege der Eigentümlichkeit des einzelnen Stamms

auch die Aufgabe zu lösen, wie derselbe in einer welthistorischen Krisis sich in den Organismus der ganzen Nation einordnen lasse. Karl war nach langer Zeit wieder der erste ganz schwäbische Fürst, der in Württemberg geboren

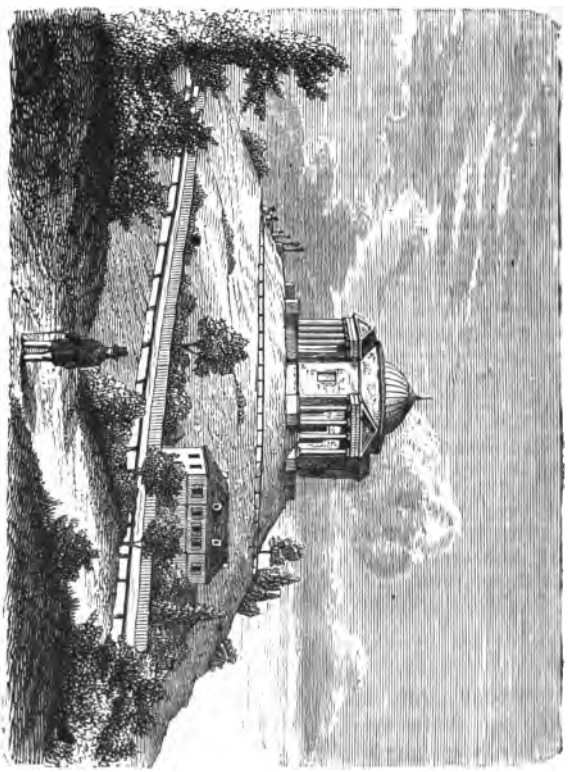


Fig. 88. Kapelle auf dem Rothenberg.

war und in Tübingen seine Studien gemacht hatte; als reifer Mann bestieg er den Thron, in einer Zeit, da die Geschicke Gesamtdeutschlands zum Austrag kommen sollten. So groß ihm des Vaters Vorbild vor Augen stand, er

hatte einem andern Geschlechte zu dienen und er that es mit wesentlich neuen Entschlüssen.

Zunächst wurden die bundestäglichen Beschränkungen des Vereinswesens und der Presse aufgehoben (Dez. 1864), und die Juden (Aug.) in alle Bürgerrechte und -Pflichten eingesetzt.

Von den Revolutionsjahren war Eine Frucht geblieben, der Gedanke, daß Deutschland zwar nicht ein Einheits-, aber ein Bundesstaat werden könne und solle. Daß er kein Traumbild sei, zeigte seit 1859 das Beispiel Italiens, das in unverhoffter Weise seine Einigung zu bewerkstelligen begann. Damals hatte sich (Sept. 1859) unter dem Beitritt auch etlicher Schwaben in Eisenach der Nationalverein gebildet, der ein festeres Zusammenschließen der deutschen Staaten unter Preußens Führung anzustreben sich vorsetzte. Es geschah das nach Art der Wanderversammlungen, welche schon seit 30 Jahren Deutsche aller Gauen für die verschiedensten Gemeinzwecke zu regem Austausch zusammengeführt hatten: Ärzte und Naturforscher, Land- und Volkswirte, Schützen und Turner, Juristen, Geistliche und Lehrer. So wurde auch Schillers Geburtstag 10. Nov. 1859 als ein allgemeines Volksfest gefeiert, das die Überzeugung weckte, man sei schon viel einiger, als man selbst wisse. Da war ja bereits der Zollverein, dem zwar eben jetzt eine Krise drohte. Preußen unterhandelte mit Frankreich über einen Handelsvertrag, der 1862 so abgeschlossen wurde, daß die übrigen Zollvereinsstaaten nur zum Beitritt aufgefordert wurden; Bayern und Württemberg opponierten zuerst in österreichischem Interesse und gemäß den Wünschen vieler Industriellen, am Ende stimmten sie doch dem preußischen Plane bei. Nun trat Österreich Aug. 1863 mit einem Bundesreformprojekt auf, welches offen bekannte: „die deutschen Regierungen fühlen sich in keinem festen Vertragsverhältnisse mehr, sie leben nur noch bis auf weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fort.“ Auf einem Fürstentag in Frankfurt wurde dasselbe beraten, aber Preußens König erschien nicht dabei; so starb der Vorschlag eines natürlichen Todes. Man fühlte

auch die Aufgabe zu lösen, wie derselbe in einer welthistorischen Krisis sich in den Organismus der ganzen Nation einordnen lasse. Karl war nach langer Zeit wieder der erste ganz schwäbische Fürst, der in Württemberg geboren

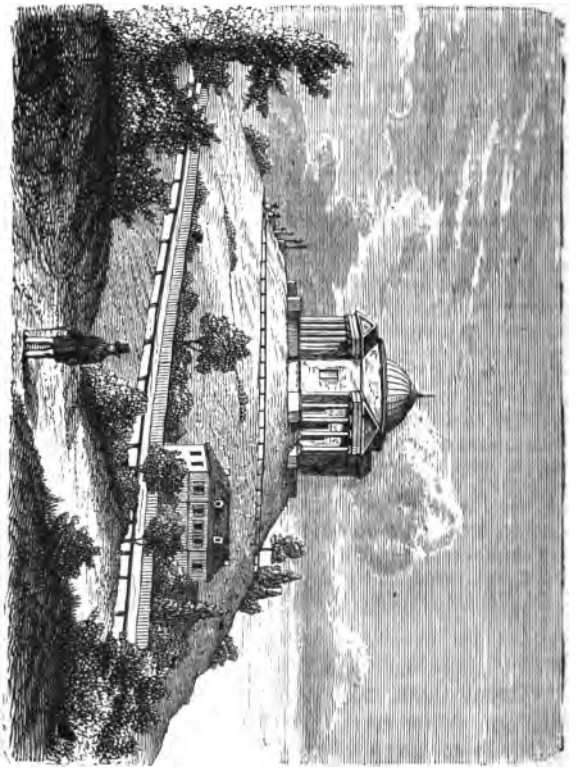


Fig. 88. Kapelle auf dem Rotheberg.

war und in Tübingen seine Studien gemacht hatte; als reifer Mann bestieg er den Thron, in einer Zeit, da die Geschicke Gesamtdeutschlands zum Austrag kommen sollten. So groß ihm des Vaters Vorbild vor Augen stand, er

hatte einem andern Geschlechte zu dienen und er that es mit wesentlich neuen Entschlüssen.

Zunächst wurden die bundestäglichen Beschränkungen des Vereinswesens und der Presse aufgehoben (Dez. 1864), und die Juden (Aug.) in alle Bürgerrechte und -Pflichten eingesetzt.

Von den Revolutionsjahren war Eine Frucht geblieben, der Gedanke, daß Deutschland zwar nicht ein Einheits-, aber ein Bundesstaat werden könne und solle. Daß er kein Traumbild sei, zeigte seit 1859 das Beispiel Italiens, das in unverhoffter Weise seine Einigung zu bewerkstelligen begann. Damals hatte sich (Sept. 1859) unter dem Beitritt auch etlicher Schwaben in Eisenach der Nationalverein gebildet, der ein festeres Zusammenschließen der deutschen Staaten unter Preußens Führung anzustreben sich vorsetzte. Es geschah das nach Art der Wanderversammlungen, welche schon seit 30 Jahren Deutsche aller Gauen für die verschiedensten Gemeinzwecke zu regem Austausch zusammengeführt hatten: Ärzte und Naturforscher, Land- und Volkswirte, Schützen und Turner, Juristen, Geistliche und Lehrer. So wurde auch Schillers Geburtstag 10. Nov. 1859 als ein allgemeines Volksfest gefeiert, das die Überzeugung weckte, man sei schon viel einiger, als man selbst wisse. Da war ja bereits der Zollverein, dem zwar eben jetzt eine Krise drohte. Preußen unterhandelte mit Frankreich über einen Handelsvertrag, der 1862 so abgeschlossen wurde, daß die übrigen Zollvereinsstaaten nur zum Beitritt aufgefordert wurden; Bayern und Württemberg opponierten zuerst in österreichischem Interesse und gemäß den Wünschen vieler Industriellen, am Ende stimmten sie doch dem preußischen Plane bei. Nun trat Österreich Aug. 1863 mit einem Bundesreformprojekt auf, welches offen bekannte: „die deutschen Regierungen fühlen sich in keinem festen Vertragsverhältnisse mehr, sie leben nur noch bis auf weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fort.“ Auf einem Fürstentag in Frankfurt wurde dasselbe beraten, aber Preußens König erschien nicht dabei; so starb der Vorschlag eines natürlichen Todes. Man fühlte

schon, die ganze deutsche Frage spitze sich zu einer Machtfrage zwischen Österreich und Preußen zu, als plötzlich der König von Dänemark starb und die nie vergessene, immer glimmende, schleswig-holsteinische Angelegenheit zur hellen Flamme angefacht wurde.

In Stuttgart wie anderwärts traten die Kammern nachdrücklich für ihre Lösung ein. Bundestruppen besetzten Holstein; aber Preußen und Österreich verbanden sich, Schleswig ohne des Bundes Hilfe zu erobern, und erlangten im Frieden 30. Okt. 1864 die Abtretung der vereinten Herzogtümer, worauf sie (auch gegen Württembergs Protest) die Zurückberufung der Bundesarmee aus Holstein erwirkten. Bismarck, der seit Okt. 1862 die preußische Politik leitete, verlangte nun eine mäßige Unterordnung Schleswig-Holsteins unter Preußen. Diese wollte Österreich nicht zugeben, worauf Bismarck sich mit Italien verband und zugleich einen Reformantrag beim Bunde stellte: er wollte eine Nationalvertretung, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgangen, noch ohne die Ausschließung Österreichs auszusprechen. Wie nun aber Österreich die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde anheimstellte, erklärte Preußen den letzten Vertrag mit Österreich für zerrissen (3. Juni 1866), und da die Mehrheit der Bundesglieder sofort die Bundesarmee mobil zu machen beschloß, erklärte Preußen (14. Juni) auch den seitherigen Bundesvertrag für erloschen und legte den Entwurf eines neuen Bundes vor, welcher von dessen Gebiet die österreichischen Landesteile ausschloß.

Man hatte also den Bruderkrieg. Württemberg stellte seine 14000 Mann zum 8. Armeekorps, das unter dem hessischen Prinzen Alexander sich bei Frankfurt festsetzte, um den Bundestag zu schützen. Doch die Schlacht bei Königgrätz 3. Juli entschied plötzlich das Los Österreichs und Deutschlands. Sogleich bot Preußen den Süddeutschen Frieden auf der Basis voller Integrität an, „um unnützes Blutvergießen in einem Bruderkrieg zu vermeiden.“ Man hatte sich aber allgemein im Ärger gegen die Berliner

Politik so festgerannt, daß das Anerbieten nicht angenommen wurde. Stand doch in den schwäbischen Zeitungen zu lesen: die Preußen seien eigentlich gar keine Deutsche, und dem süddeutschen Volkstum drohe mehr Gefahr vom Anschluß an Preußen als von dem an Frankreich. Daß das isollerte Preußen siegen könne, hatte man sich nicht träumen lassen. So mußte noch ein Waffengang gewagt werden, ein aussichtsloser, da man keinen klaren Plan festgesetzt, ja nicht einmal die Vereinigung mit den Bayern bewerkstelligt hatte. Bei Tauberbischofsheim kämpften die Württemberger tapfer unter ihrem General Hardegg 24. Juli, doch ohne den Gegner Manteuffel am Vorrücken hindern zu können. Nach dem Waffenstillstandsvertrag 2. Aug. wurde das 8. Bundeskorps aufgelöst und der Nordosten des Landes von Preußen besetzt, worauf der Friede von Nikolsburg 13. Aug. Württemberg zur Anerkennung des norddeutschen Bundes und zur Zahlung von 8 Mill. fl. Kriegsentschädigung verpflichtete.

Niemand konnte diese Forderung übertrieben nennen, der bedachte, einerseits, daß Württemberg 26. Juni das Ländchen Hohenzollern besetzt hatte, anderseits, welchen unverhältnismäßigen Anstrengungen Preußen sich in den letzten 50 Jahren unterzogen hatte, um die Grenzen Gesamtdeutschlands zu beschützen. Wie oft hatte es eine Reform des Kriegswesens im Bunde beantragt, ohne Gehör zu finden. Jetzt lag das Ergebnis vor, daß unsere Bundesarmee einem fremden Feinde gegenüber sich schlecht bewährt haben würde; und das war ein Fehler, den man nicht den Fürsten zuschieben konnte, denn wie überall so hatten auch in Schwaben die Stände an den Militärausgaben immer am liebsten beschnitten. Allmählich lernten auch die Süddeutschen dem preußischen König dafür danken, daß er die Gefahr eines Bruchs mit seinen Ständen jahrelang bestanden hatte, um sein Heer zu dem zu machen, was es unter Moltkes Leitung geworden ist.

Damals war es noch ein Geheimnis, was den Friedensschluß beschleunigte und durch Schutz- und Trutzbündnisse verstärkte. Die süddeutschen Regierungen hatten sich auch nach Paris um Hilfe gewandt, aber ausweichende Antworten erhalten; jetzt konnte Bismarck dem bayrischen Minister beweisen, daß Napoleon ganz Süddeutschland den

Preußen preiszugeben willens war, falls nur diese ihm Rheinbayern mit Mainz überlassen hätten. Daher beeilten sich die Enttäuschten, für den Kriegsfall ihre volle Kriegsmacht einzusetzen und den Oberbefehl über ihre Truppen dem König von Preußen zu übertragen.

Dem Wesen nach trennte also keine Mainlinie mehr die Südstaaten von dem Nordbund, den die 22 Staaten Nord- und Mitteldeutschlands mit einander schlossen. Jenen blieb es unbenommen, einen Südbund aufzurichten, und die Volkspartei in Stuttgart arbeitete alsbald auf einen solchen hin, in welchem sie das schweizerische Milizsystem einzuführen gedachte. Als aber die süddeutschen Minister Febr. 1867 in Stuttgart zu einer Konferenz zusammentraten, die künftige Heeresverfassung zu ordnen, nahmen sie die preußischen Grundsätze, allgemeine Wehrpflicht und dreijährige Präsenz als maßgebend an. In der Kammer erklärte der Minister, diese Reorganisation sei hauptsächlich dazu bestimmt, Württemberg vor einer Annexion zu bewahren. Und da nun Napoleon eben Luxemburg vom König der Niederlande zu kaufen gedachte, Preußen aber Einsprache that, war die Zeit gekommen, wo auch das geheime Bündnis mit Preußen dem Lande bekannt gemacht werden mußte. Die Demokraten bissen knirschend in diese neue Kette, wie sie den „fluchwürdigen Vertrag“ nannten, hofften aber auf eine nahe Zeit, wo sie fallen werde. Eine solche konnte ihnen der Minister nicht in Aussicht stellen, wenn er auch versprach, über diese Grenzlinie solle niemals hinausgegangen werden, und sich vorerst mit zweijähriger Präsenz der Truppen begnügte.

Da Hessen und Baden schon offen Preußen zustrebten, ließ sich für die Herstellung eines Südbunds nichts thun, als welcher allein mit Bayern hätte geschlossen werden müssen. Der Allianz- wie der Zollvertrag wurde Okt. 1867 von den Ständen angenommen, da die Nichtgenehmigung des ersteren Württemberg vom Zollverein ausgeschlossen hätte. Damals wurde auch unter Vorschlägen zur Verfassungsreform das allgemeine Wahlrecht mit direkter und geheimer Wahl angenommen, Febr. 1868.

Im April 1868 tagte in Berlin das erste Zollparlament, das in einer neuen Zollübereinkunft (Juni 1867) beschlossen worden war. Nach einem sehr heftigen Wahlkampf schickte Württemberg zu demselben 17 Demokraten, Partikularisten und Ultramontane; man hatte Sorge getragen, daß kein Nationalgesinnter gewählt wurde.

Damals und in den zwei folgenden Zollparlamenten wurde offenbar, wie sehr sich noch die schwäbischen Wortführer gegen jede Ausdehnung der nationalen Leistungen sträubten. Probst z. B. warnte vor jeder Überschreitung der Kompetenz dieser Versammlung, um ja den Frieden mit irgend jemand nicht zu stören. Bismarck gab ihm und den Gleichgesinnten zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen keine Wurzel habe. Becher protestierte gegen eine Einheit des Münzfußes, als worüber nicht das Zollparlament, sondern die souveränen Staaten zu entscheiden haben 2c. Preußen hütete sich denn auch, auf die scheuen trutzigen Schwaben irgend einen Druck auszuüben, nur daß es erklärte, am Tage, da die Bündnisverträge in Frage gestellt werden sollten, werde es auch die Zollvereinsverträge kündigen. Und an diesen hielt das württembergische Volk doch fest, wenngleich Mohl bewies, daß sie seine Industrie ruinieren. Ja auf dem Bahnhof in Geislingen wurde bei einer Durchreise König Wilhelms bereits dem von der Vorsehung berufenen „deutschen Kaiser" ein Hoch ausgebracht, ein Zeichen, daß doch manche ruhige Bürger auch in Schwaben merkten, worauf die ganze Zeitlage hinauslaufe.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß trotz allem die Einigung oder Verpreußung zunehme. Die Schwaben im Ausland, auch die Demokraten von 1848 jubelten von Amerika 2c. herüber, jetzt seien sie ebenso geehrt wie früher verachtet; auf allen Meeren werde die norddeutsche Flagge mit einem Respekt begrüßt, der sehr absteche gegen den der schwarzrotgelben seiner Zeit entgegengebrachten. Württembergische Offiziere gingen in preußische Garnisonen, um dort etwas Tüchtiges von Kriegsführung zu lernen. König Karl besuchte Sept. 1867 den Oheim seiner Gemahlin im lieblichen Meinau und empfing dessen Gegenbesuch in Friedrichshafen, ehe derselbe die hergestellte Stammburg der Hohenzollern einweihte. Und bei der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms 25. Juni 1868 traf Karl mit dem preußischen Kronprinzen zusammen. Der württem-

bergische Thronfolger aber, Prinz Wilhelm, wurde von Tübingen nach Berlin gesandt, um dort das Heerwesen zu studieren. Die Annäherung an den Norddbund vollzog sich immer deutlicher.

Mochte nun die Presse ihre hohe Zufriedenheit über Frankreichs starke Rüstungen und die wohlgelungenen Chassepot-Gewehre äußern, mochten auch die Ultramontanen alle Kräfte anstrengen und in Bayern (März 1870) das Ministerium Hohenlohe stürzen, die Zeit stand nicht stille. Die württembergischen Demokraten in ihrem Toben für das „Volksheer" und den „Südbund", dessen Herstellung „nur einige Kronen" kosten werde, wie Mayer scherzte, setzten wohl die Entlassung des national gesinnten Kriegsministers Wagner durch; er wurde aber durch einen energischen Gesinnungsgenossen ersetzt.

Zum Anschluß an Norddeutschland mahnten schon auch die Agitationen der Sozialdemokraten, welche in ihrer Art in Stuttgart tagten (Juni 1869) und durch Vereinigung und Terrorisierung der „Arbeiter" als des sogenannten 4ten Standes ausgedehnte Strikes (Arbeitseinstellungen) ins Werk zu setzen suchten, um einen gemeinsamen Fortschritt zu erzielen. Je mehr sich die 48er Demokratie überlebte, dessen zuversichtlicher trat diese neue Demokratie auf, welche durch den Zusammenhang mit internationalen Verschwörern die Herrschaft über ganz Europa zu erobern hofft. — Ein anderer Wink für die Regierung mußte in dem Winde liegen, der seit 1868 von Rom her wehte. Bischof Lipp hatte seinem Eide gemäß die Privilegien des päpstlichen Stuhls möglichst zu mehren gesucht: er hatte seit 1850 die Jesuitenmissionen im Lande eingeführt, welche den Religionshaß neu belebten und manche gemischte Ehe für den evangelischen Teil fast unerträglich machten; er konnte vom jährlichen Zuwachs der alleinseligmachenden Kirche durch Übertritte berichten, wie von der rücksichtsvollsten Behandlung, die ihr der Staat angedeihen ließ; dem Papst und seinem Nuntius in München that er noch immer zu wenig. Die theologischen Professoren in Tübingen waren diesen ein Greuel, wie die deutsche Wissenschaft überhaupt. Gerade gegen das aufstrebende Deutschland kehrte

sich die Spitze des Eifers, welcher jetzt die Unfehlbarkeit des Papstes durch ein vatikanisches Konzil zu verkündigen für nötig fand. So wurde der sanfte Lipp genötigt, die Erziehung der künftigen Priester in strengere Hände zu legen; die reichlich bezeugte Ergebenheit seines Klerus konnte ihn über die Rüge des Papstes nicht trösten, er starb an gebrochenem Herzen 1869. Das Kapitel wählte statt seiner den gelehrten Professor Hefele.

Er war derjenige Deutsche, der auf dem Konzil sich der Verblendung der Italiener am festesten entgegenstemmte; durch ein Schriftchen bewies er, daß ein Papst schon als Ketzer verurteilt worden sei für Sätze, die er ex cathedra gesprochen, daß also die Geschichte alle Unfehlbarkeitsträume zerblase; es half nichts. Die Unfehlbarkeit wurde (18. Juli 1870) durch Stimmenmehrheit beschlossen, und Hefele folgte am Ende den übrigen deutschen Bischöfen, indem er sich 10. Apr. 1871 dem Vatikan unterwarf und nur eine mildernde Deutung des neuen Dogmas versuchte. Er thats, weil die Einheit der Kirche ein so hohes Gut sei, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen! Die Regierung aber erklärte, daß diesem neuen Dogma, das nun auch bei den württembergischen Katholiken gilt, keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zustehe. Eine altkatholische Gemeinde hat sich seither in Stuttgart gebildet, einer stärkeren Ausdehnung dieser Bewegung wird aber in Württemberg durch die Mäßigung und Klugheit der Kirchenleiter vorgebeugt.

Als am 24. Februar 1870 Lasker im norddeutschen Reichstag vorschlug, den Anschluß Badens an den Norddbund zu beschleunigen, wies Bismarck ihn mit der Bemerkung zurück: er wolle den Milchtopf nicht abschnen, um das übrige sauer werden zu lassen. Mit dem unbestrittenen Oberbefehl im Krieg und der wirtschaftlichen Einheit habe doch das Haupt des Norddbundes schon jetzt eine Stellung in Süddeutschland, wie sie seit dem Rotbart kein deutscher Kaiser gehabt habe. Und dieser „Oberbefehl im Krieg" sollte plötzlich eine Thatsache werden.

Im schwülen Juli 1870 brachte der Telegraph von Rom und Paris her immer wunderlichere Nachrichten. Am 19. Juli erhielt Bismarck die französische Kriegserklärung, während König Wilhelm den Reichstag eröffnete

und von dessen stürmischem Zuruf empfangen wurde. Im Nu war Deutschland geeint. Dem französischen Gesandten in Stuttgart eröffnete Minister von Varnbüler schon am 13., wie die Forderungen seiner Regierung das Gefühl jedes Württembergers aufs empfindlichste verletzten. Dann besprach er sich mit dem bayrischen Minister und legte den Ständen seine Wünsche vor. Mit wahrer Begeisterung wurde der geforderte Kredit bewilligt; nur Ein Demokrat stimmte dagegen. Ein anderer, Mohl, hätte für bewaffnete Neutralität gestimmt, wenn Bayern neutral geblieben wäre, aber auch hier war, trotz der Versicherung, die Sigl nach Paris telegraphierte: „die patriotische Partei ist entschlossen, keinen Kreuzer für die zu Gunsten Preußens befohlene Mobilmachung zu bewilligen," die Forderung der Regierung angenommen worden. Zum erstenmal seit 1815 waren wieder alle deutschen Heere zum Nationalkrieg vereint.

Die württembergische Division unter dem preußischen General von Obernitz wurde dem Kronprinz Friedrich Wilhelm, der den linken Flügel des Gesamtheeres befehligte, anvertraut zusammen mit den Badensern, 2 bayrischen und 2 preußischen Korps. Er forderte sie (die 3. Armee) auf zum Aushalten in treuer Waffenbrüderschaft und wußte schnell die Herzen zu gewinnen. Am 3. Aug. gings über den Rhein; am 6. kamen die Württemberger gerade noch rechtzeitig, um am Sieg von Wörth rühmlichen Anteil zu nehmen. Die Verfolgung des Feindes fiel hauptsächlich der württ. Kavallerie zu, welche die Kriegskasse des Marschalls Macmahon erbeutete. Später zog die 3. Armee in Eilmärschen nach Sedan, wo sie die Einschließung Napoleons und Macmahons in der Entscheidungsschlacht des 1. Sept. vollenden half. Dann gings gegen Paris. Der Kronprinz nahm 20. Sept. sein Hauptquartier in Versailles, die Württemberger aber hatten die südöstliche Ecke der Riesenstadt und ihrer Vorwerke zu umschließen. Hier galt es sich für den kalten entbehrungsreichen Winter festzusetzen und einzugraben. Und als die

Pariser endlich ihre neue Armee gebildet hatten, war es hier, wo sie beschloßen, den eisernen Ring, der sie umgab, zu durchbrechen. Am 30. Nov. stürmte unter dem vereinten Feuer der Forts und seiner Feldbatterien General Ducrot mit fast zehnfacher Übermacht gegen Brie und Champigny vor; im ersten Anprall drängte sie die Württemberger zurück, in ihrer zweiten Aufstellung aber, bei Villiers, hielten diese den ganzen Tag Stand und ihre Artillerie arbeitete fort bis in die Nacht. Der lang vorbereitete Ausfall war vereitelt; am 2. Dez. rückten die Schwaben auf das wohlbefestigte Champigny los, dessen Hälfte sie erstürmten und behaupteten; am 4. ward auch die andere Hälfte vom Feinde geräumt. Es war ein mit dem Verlust von 61 Offizieren und 1967 Mann nicht zu teuer erkaufter Sieg; König Wilhelm hat auch dem König Karl aufs herzlichste Glück gewünscht zu der glänzenden Tapferkeit seiner Truppen. Am 27. Jan. 1871 setzte ein Waffenstillstand, dem bald der Friede folgte, den heißen Kämpfen ein Ziel.

Nach Frankreich waren gezogen 30233 Württemberger, dazu kamen als Besatzungstruppen und Wächter der Kriegsgefangenen 11550 Mann. Von der Kriegsentschädigung, welche der Frankfurter Friede 10. Mai 1871 festsetzte, erhielt Württemberg über 85 Mill. M.

Bereits im Okt. 1870 hatte die Regierung, nachdem Minister von Varnbüler abgetreten war, es ausgesprochen, daß der jetzige Zustand unhaltbar geworden und der König als deutscher Fürst bereit und entschlossen sei, diejenigen Opfer zu bringen, ohne welche eine Einigung Deutschlands nicht vollzogen werden könne. Das Land dankte ihm für den hochherzigen Entschluß. So ward denn am 25. Nov. ein Vertrag zur engeren Einigung Württembergs mit dem Norddund geschlossen, in welchem König Karl sich die Ernennung der Offiziere, sowie die besondere Verwaltung der Verkehrsanstalten vorbehielt. Dann forderten Ludwig II. und Karl in eigenhändigen Schreiben den König von Preußen zur Annahme der Kaiserwürde auf. Am 18. Jan.

1871 wurde Wilhelm im Schloß zu Versailles feierlich zum deutschen Kaiser erklärt, und die Einigung Deutschlands, welche Frankreich hatte vereiteln wollen, war eben durch den ungerechten Krieg vollendet worden. Seit dem 1. Januar 1871 gehört Württemberg dem neuen Bunde an.

Viele Siegesfeiern, deren größte Stuttgart 29. Juni 1871 sah, halfen sowohl wie die tägliche Pflege der verwundeten und kranken Krieger aus allen deutschen Gauen zur Stärkung des Gemeingefühls. Jetzt ist Württemberg im Bundesrat durch 4 Stimmen, im Reichstag aber durch 17 Abgeordnete vertreten und wirkt mit am Ordnen der deutschen Verhältnisse; das Gesandtschaftswesen wurde nun vereinfacht. Mit Freuden begrüßte das Land den deutschen Kronprinzen, wenn er zur Heerschau in unsern Grenzen erschien; die einheitliche Organisierung unserer Streitkraft mußte Jedermann als ein hohes Gut einleuchten. Im Sept. 1876 hat Kaiser Wilhelm zum erstenmal sein 13. Armeekorps (zu welchem die württembergische Division sich erweitert hatte) gemustert und sich von der Liebe der Schwaben zum Reich überzeugt. Kriegervereine traten 1877 zum württ. Kriegerbund zusammen mit dem Zweck, militärische Kameradschaft auch im bürgerlichen Leben zu üben und durch gegenseitige Hilfeleistung zu bethätigen. — Der Staatsbedarf stieg von jährlichen 15 Mill. Gulden unter König Wilhelm auf 52 Mill. M. Dazu trägt namentlich die große Schuld bei (375 Mill. M.), welche zum Bau schwach rentierender Eisenbahnen (fast 1600 km) kontrahiert worden ist.

Es handelte sich nun um das Einleben in eine neue, sämtlichen Bundesstaaten gemeinsame Gesetzgebung. Gleiches Maß und Gewicht, die Münzeinheit, gleichmäßige Ordnung des Papiergelds 2c. waren die Anfänge des Segens von Gesetzen, der sich von der Reichshauptstadt in alle Gaue ergeß. Nachdem erst ein gemeinsames Wechsel- und Handelsrecht ausgearbeitet war, wurde die Gerichtsverfassung 1879 umgeschaffen. Nunmehr besteht unter einem Reichsgericht in Leipzig ein Oberlandesgericht in Stuttgart nebst 8 Landgerichten in Stuttgart, Heilbronn, Tübingen, Rottweil, Ellwangen, Hall, Ulm und Ravensburg, deren jedem 7—9 Amtsgerichte zugeteilt sind. Die Zivilehe wurde 1875 eingeführt. Weitere Gesetze über Freizügigkeit, Gewerbeordnung, Verehelichung, den Unterstützungswohnsitz u. s. w. beseitigten eine Menge früherer Schranken und

versetzten den einzelnen in den freisten Wettbewerb auf der Rennbahn des wirtschaftlichen Lebens.

Hat schon überhaupt eine solche Ergiebigkeit der Gesetzgebung für die Zeitgenossen etwas Unbehagliches, so darf sich der Württemberger wohl fragen, ob das Neue, das ihm geboten ist, nicht manches Alte, das besser war, verdrängt hat oder zu verdrängen droht. Die Unterthanen sind durch die Einigung mit Norddeutschland doch nicht so viel klüger und sittlicher geworden, daß der Staat sie nun einfach gewähren lassen dürfte. Schon 1865 hat die Mehrheit der Kammer, wie die liberale Partei überhaupt, sich für die Aufhebung der Todesstrafe ausgesprochen. Es brauchte die Erfahrung von besonders schweren Mordthaten, um den Wert dieser äußersten Strafe erkennen zu lassen. Wir hatten ein gutes Armengesetz. Jetzt aber wird das Alter der Mündigkeit immer weiter herabgesetzt und von den Heiratslustigen kein Nachweis mehr gefordert, daß sie eine Familie ernähren können. So mehren sich die leichtsinnigen unsoliden Ehen, die am Ende die Vaterpflichten einfach auf die Gesellschaft abwälzen. Die Verkommenden aber gehen nicht in ihre Heimat zurück, sondern drängen sich in die krankhaft anschwellenden Städte. Wie demütigend sind die stetige Zunahme der Selbstmörder, die hohe Zahl unehelicher Geburten, die fortdauernde arge Kindersterblichkeit, die ungemeine Vervielfältigung der Wirtshäuser. Wir haben bereits auf 97 Seelen 1 Wirtschaft, mehr als sonst irgend ein deutsches Land, und 46 Mill. M. werden jährlich im Wirtshaus vertrunken. Auch die Masse von Vagabunden, für deren Naturalverpflegung im J. 1882 allein 329811 M. ausgegeben wurden, mahnt an die Notwendigkeit, die Freiheit derer, welche sich nicht selbst regieren können, zu beschränken. Seit die Einzelstaaten mit der großen Politik sich nicht mehr zu befassen haben, können sie umsomehr ins Auge fassen, wie sich die Schäden im engeren Hause heilen ließen.

Sichtlich verengert sich das Gebiet, auf welchem früher die Kirche mit dem Staate Hand in Hand ging. Bei Schließung und Scheidung der Ehen hat jene nicht mehr mitzusprechen. Die Fortschrittler sehen es nun besonders auf die Lösung des Bandes zwischen Kirche und Schule ab; es zu lockern, sind schon viele Stimmführer bemüht. Freuen wir uns, daß es unserem Volke bisher treu bewahrt worden ist.

Am 12. Juli 1883 übergab die Regierung den Ständen den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Kirchengemeinde- und Synodalordnung der evangelischen Landeskirche. Schon früher hat

sie das Vetorecht der Gemeinden wiederhergestellt und für die Bedürfnisse der Kirche wie der Schule väterlich gesorgt. In 4 Schullehrerseminarien und einem Lehrerinnenseminar werden die Kräfte gebildet, welchen der Jugendunterricht anvertraut wird. Für Bildung der älteren Mädchen ist auch durch ein höheres Lehrerinnenseminar 1874 Vorsorge getroffen worden. Als ein neuer Versuch, humanistische und realistische Bildung zu vereinigen, erstand 1876 ein Realgymnasium, dem ähnliche Anstalten, Reallyceen 2c. nachfolgten. Die Kunstschule (seit 1843) wurde 1867 eine akademische Lehranstalt, wie das Polytechnikum. Die Forstakademie ist 1881 von Hohenheim nach Tübingen gezogen. — Allerhand neue Unternehmungen, wie die Errichtung von Krippen (1868), die Gründung eines Magdalenenasyls (1871) und einer Pflegeanstalt für entlassene Strafgefangene, die Ausdehnung, welche dem Diakonissendienst, der Bildung von Krankenwärtern und Arbeitern der innern Mission gegeben wird (1876), ein Verein zur Förderung der Arbeiterversorgung (1884), zeugen von der fortdauernden Geschäftigkeit rettender Kräfte. An der Königin Olga, welche seit 1865 die Gründung von Häusern der Barmherzigkeit betrieb, wie sie am Erstehen von Heilanstalten, Frauenstiften u. s. w. sich nach Kräften beteiligte, fand jedes Liebeswerk eine eifrige Pflegemutter, wenn sie auch nicht alle wie die Olgaheilanstalt, die Olgaschule 2c. ihren Namen tragen. Ebenso hat die Gemahlin des Thronfolgers Wilhelm, Marie Prinzessin von Waldeck, während ihres kurzen Eheglücks (Febr. 1877 bis 30. April 1881) durch die herzlichste Teilnahme am Kinderspital des Dr. H. Werner ein bleibendes Andenken im Volke gewonnen. Die Lust aber, für solche Zwecke beizusteuern und auch persönlich den Leidenden und Bedürftigen zu dienen, scheint in beiden Kirchen nicht abzunehmen. Daß in dieser Zeit der Eisenbahnen und industrieller Gründungen noch Kirchen gebaut werden, wie die 1876 eingeweihte Johanneskirche und andere im riesig anwachsenden Stuttgart, daß auch die vernachlässigten Kirchenbauten in Ulm, Eßlingen 2c. wieder sorgsame Pfleger finden, daß bedrängten Gemeinden im Ausland, ja auch den Heiden die rettende und helfende Hand gereicht wird, zeigt doch, wie mächtig ein Zug zu den höchsten Gütern auch dieses materialistische Geschlecht durchdringt.

Es ist erfreulich zu hören, wie in den Jahren 1869 bis 1881 wohl 400 Gemeinden der rauhen Alb in 9 Gruppen mit reichlichem Wasserzufluß versorgt wurden, und wie zu diesem Friedenswerke eigene Anstrengungen mit der Hilfe des Staats, die neuen Maschinenkräfte mit geschickter Benützung der Naturgaben sich verbunden haben.

Wie viel bleibt aber noch zu thun, bis aus dem „Brunnen des Lebens," an welchem unser Eberhard so gern graben half (S. 109), die labenden, heilenden, löschenden Wasser auch nur in alle Enden dieses Ländchens hinabgeleitet und hinaufgedrückt werden! Und dann sollten sie erst noch überfließen aufs übrige Deutschland und in so viele dürre Strecken. Es sollte auch damit weiter gehen selbst in sorglichen Zeiten. Da gilt es für jeden Bürger, seinem Fürstenhause nach „furchtlos und treu" zu sein. Lerne jeder ein offenes Ohr haben für den Ruf der Zeit: Halte was du hast! und: Strebet nach den besten Gaben!

In demselben Verlag ist erschienen:

Lesebuch der Erdkunde.

Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde.

Verfaßt von **Eduard Schwarz.**

Unter Mitwirkung von

Prof. Fr. Behr und Prof. Imm. Frühnmeyer

in neuer Bearbeitung herausgegeben

von dem Calwer Verlagsverein.

Mit 2 Übersichtskarten in Farbendruck und 270 Illustrationen.

Ein Band von 290 Seiten in gr. 8°. Preis brosch. M. 8. —, solid gebunden in Halbfranzband M. 10. —.

„Der Inhalt des Buches ist nach den neuesten Forschungen, wie nach den politischen Ereignissen der letzten Zeit umgearbeitet. Zu den „Spuren des Vorgängers" aber, auf denen der Bearbeiter mit Liebe wandelte, ist vor allem die Anlage und der ganze Ton des Werkes zu rechnen. Bei beiden sieht man, daß es die Arbeit eines Deutschen, speziell eines Schwaben ist, die wir vor uns haben. Wir meinen damit nicht nur den gemütlich anregenden Ton dieses „Hausschatzes", sondern auch, daß von Anfang an die Erläuterungen soweit möglich an deutschen und württembergischen Verhältnissen klar gemacht werden, sodann, daß je näher die Darstellung der Heimat kommt, sie um so eingehender wird." Südd. Schulbote. 1883. No. 10.

Im Verlag von **D. Gundert** in **Stuttgart** erscheinen:

Württembergische Neujahrsblätter.

Unter Mitwirkung von

Seminarrektor **Beckh**, Oberbibliothekar Dr. **Heyd**, Oberstudienrath Dr. **Klaiber**, Professor Dr. **Paulus**, Oberstudienrath Dr. **Planck**, Gymnasialrektor Dr. **Pressel**, Ephorus **Schmid**, Archivrath Dr. **Stälin** u. A.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. Hartmann.

Jährlich ein Heft gr. Oktav zum Preis von M. 1. —.

Erschienen ist:

Erstes Blatt 1884.

Eberhard im Bart.

Von **Gustav Bossert.**

64 Seiten gr. 8°. Mit Bildnis. In Leinwandrücken steif brosch. Preis M. 1. —.

Wie Württemberg geworden was es ist, und was von der Vergangenheit das Volk mit gutem Grund in ehrendem Gedächtnis bewahrt, das sollte vor allem unsere heranwachsende Jugend wissen; bei ihr und mit ihr im schwäbischen Hause Sinn und Liebe für die vaterländische Geschichte zu wecken und zu nähren, ist der Zweck der „Württembergischen Neujahrsblätter".